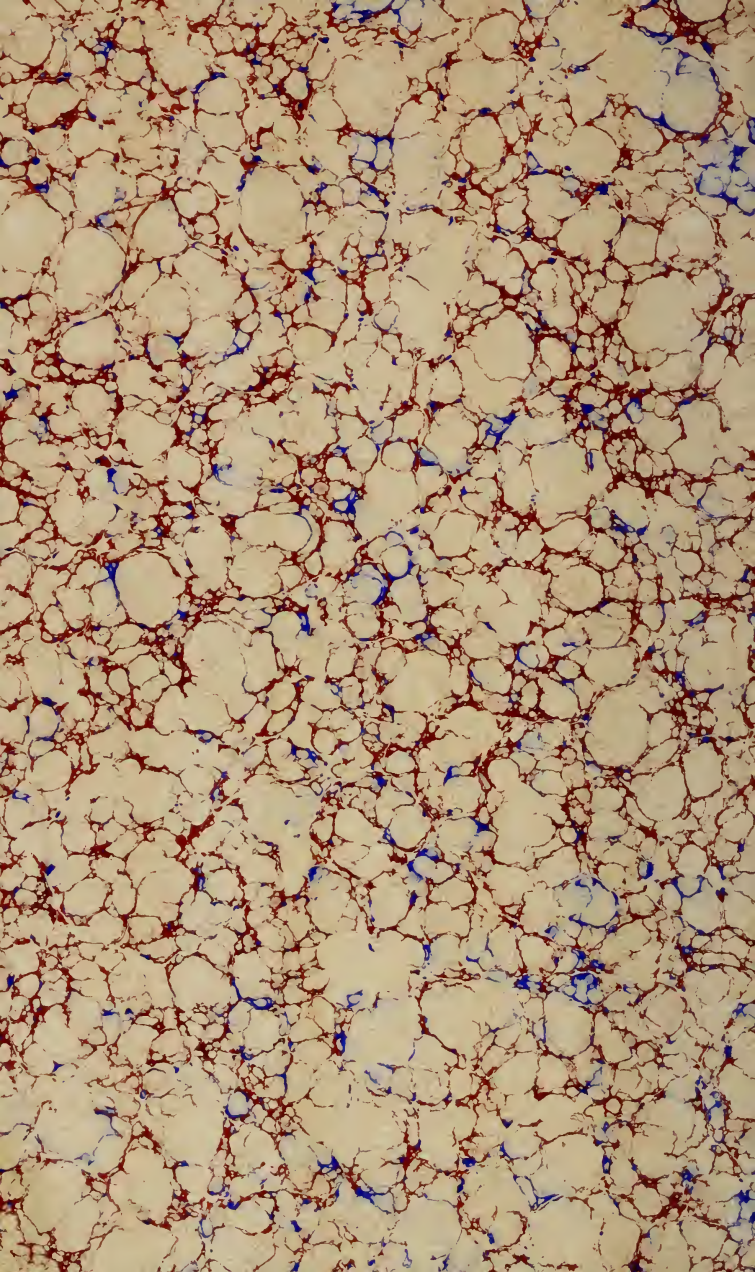
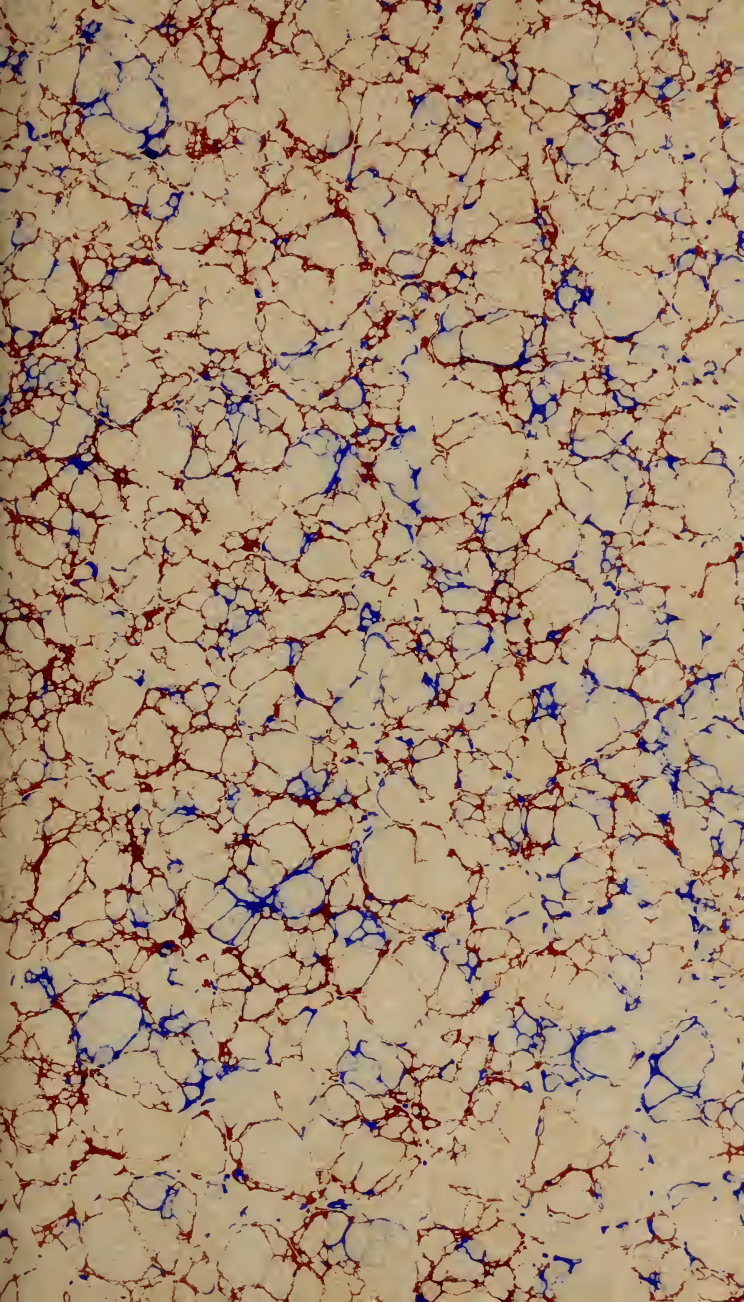




Primavera.

Novellen

von

Ludwig Köhler.

Zweiter Band:

Fürst und Minister. — Der Schmied von Kochel. — Der Morgen der Republik.

Jena,
Friedrich Luden.
1846.

Inhalt.

Fürst und Minister 1
Der Schmied von Kochel 109
Der Morgen der Republik 233

Digitized by the Internet Archive
in 2014

http://archive.org/details/primavera21kohl

RBR
Jantz
#716
bd. 2

Fürſt und Miniſter.

Dramatiſche Novelle.

Erster Aufzug.

Zimmer beim geheimen Rath von Sinau.

Josephine (mit einer Stickerei beschäftigt). Bertha (hat eben aus einem Buch zu lesen aufgehört).

Bertha. Soll ich weiter lesen?

Josephine. Ruhe jetzt. Es giebt eine Kunst des Hörens, wie es eine Kunst des Anschauens giebt. Der Tag hat nur einen Morgen, wie das Jahr nur einen Lenz; die Natur gönnt uns Frist zum Nachgenuß des Genossenen.

Bertha. Ich begnüge mich von Herzen gern mit dem ersten Genuß.

Josephine. Der arme Dichter hat nicht Gnade vor Deinen Augen gefunden?

Bertha. Woraus er sich wenig machen wird. Ist er doch ganz aus der Art geschlagen; eine recht wilde Pflanze, die wie der Cactus durch ihre Stacheln zarte Frauenhände zurückschreckt, eine Alpenblume, zu der hinauf mein schüchterner Fuß sich nicht wagt. Gerechter Himmel, welch' ein Unterschied zwischen den

Dichtern von Sonst und Jetzt! Wer besingt noch, wie der göttliche Petrarca, den kleinen Fuß, die blauen Augen, das blonde Haar seiner Dame? Aus jeder Zeile sprühte sonst die Liebe; man hörte gleichsam die Nachtigall im Lindenbusche flöten, sah den Mondenschein auf den Gewässern spielen, und jetzt? Ach, jetzt rücken sie heran in glänzender Schlachtordnung, mit schmetternden Trompeten, klirrenden Schwertern! Die Liebe, die arme Liebe, und der Frühling mit seinen duftenden Blumenkindern sind Roccocco geworden.

Josephine. Und doch weht es mir aus diesen Liedern entgegen, frisch und erquickend, wie ein deutscher Frühling, und eine Liebe fühl' ich daraus quellen, mannhaft, stolz und innig, wie nur ein deutsches Herz sie fühlen kann. Die Liebe ist nicht Roccocco geworden; sie hat sich nur zum Höheren gewandt.

Bertha. Mein Gott, wenn die Gesellschaft Sie so sprechen hörte!

Josephine. Die Gesellschaft? Wer ist die Gesellschaft, daß ich ihrem Urtheile mein Denken und Fühlen unterordnen soll? Eine verblaßte Folie des frischen, freien Volkslebens, in dem sich ein edles Herz allein heimisch fühlen kann, wie die sorgenbedrückte Brust im frischen Hauch der Alpenluft.

Bertha. Sie schelten die Gesellschaft, deren Stolz, deren Zierde Sie sind?

Josephine. Wehe mir, wenn ich nichts weiter wäre! Wenn ich auf den glatten Parkets der Salons wandle, wenn ich die bleichen kalt lächelnden, mit buntem Tröbel behangenen Larvenbilder um mich sehe, ja ihnen Blicke der Freundschaft schenken muß, während ich sie doch aus tiefster Seele verachte, wenn ich Hohlheit und Herzlosigkeit finde, wo ich vertrauend anklopfe, da durchschneidet mich ein so tiefes Wehe, daß ich fliehen möchte, fliehen in die Hütten der Armuth und mich ausweinen an der Brust des Elends! Und diese Gesellschaft sollte mein Richter sein? Diese Gesellschaft dürfte sich unterfangen, Geisteswerke in die Acht zu erklären, die sie nicht begreift?

Bertha. Erinnern Sie sich, welches Urtheil Sr. Excellenz über die politischen Dichter fällten?

Josephine. Mein Vater ist befangen von den Vorurtheilen seines Standes und seiner Stellung, Vorurtheilen, die ihm eben so ehrwürdig und zur heiligen Wahrheit geworden sind, als der kühnmuthige Freiheitsdrang dem Herzen des Volkes. Ich erkenne nur Einen aus unsern Kreisen als meinen Richter in dieser Sache und dieser Eine würde mich nicht verdammen.

Bertha. Soll ich diesen Einen errathen?

Josephine. Es ist nicht schwer, gute Bertha. Sternburg ist es; wen könnt' ich sonst meinen? Er

ist es allein, von dem ich glaube, daß er dem Herzen des Volkes nicht entfremdet wird, auch in der Nähe des Thrones. — Doch wir verlieren uns zu weit! Du bist ein harmloses Kind, das mit Blumen und Liebe spielt! Schwärme immerhin mit Deinen Dichtern in lauen Mondscheinnächten; ich harre mit den meinigen hoffnungsvollen der neuen, bessern Zukunft entgegen. — Wie viel Uhr ist es, Bertha?

Bertha. Auf dem Elisabethenthurm hat es elf geschlagen.

Josephine. Dann wird Sternburg bald kommen. Genug denn für diesmal der künstlichen Blumen. Nur ihre Bestimmung den Todten Werth und Leben. Nimm den Rahmen hinweg und verbirg ihn.

Bertha (den Befehl vollziehend). Bald vollendet!

Josephine. Früh genug, um ihm an seinem Namenstage eine Freude zu bereiten. (Lächelnd) Bertha, bin ich denn geputzt genug, um einen lieben Besuch zu empfangen?

Bertha. Wären Sie auch weniger schön, als Sie sind, so ist ja die Liebe blind. Befehlen Sie aber noch Schmuck —

Josephine. Für den Geliebten schmückt man sich immer gern. Stecke mir jene halbentblühte Rose in's Haar. Er liebt es.

Bertha (nachdem sie ihr die Rose in's Haar gesteckt). Nun sehen Sie aus, wie eine Frühlingsgöttin.

Josephine. Wärst Du ein Mann, so Einer unsrer geschniegelten Kammerjunker oder Secondlieutenants und dies bescheidene Zimmer ein Reunionssaal, so würd' ich Dir Beifall klatschen und sagen: Sie erfüllten vortrefflich die Pflichten des modernen Ritterthums, mein galanter Paladin. Du aber solltest nicht in Hyperbeln zu mir sprechen, sondern einfach sagen: Es läßt Ihnen gut oder schlecht; daß das Erstere der Fall sei, ist mein Wunsch; denn die Liebe, so gewaltig sie auch sein mag, ist doch nur ein Mädchen und liebt den Putz.

Bertha. Armes Frauengeschlecht! Die beste deiner Töchter beschuldigt dich der Schwäche! So findet die Frauenemancipation an Ihnen keine Anhängerin!

Josephine. Als ob sich das Weib über den Kreis erheben dürfte, den die Natur ihm angewiesen! Sein innerstes Wesen ist Liebe und Hingebung; wo es zu Höherem den Blick erhebt, da folgt es ja doch nur dem Fluge des geliebten Mannes, sieht mit seinem Auge, denkt in seinem Geiste, fühlt mit seinem Herzen. Schmücke Dich mit den Blumen der edelsten Weiblichkeit und Du bedarfst keiner Emancipation, um groß und herrlich in der Menschengesellschaft zu stehn!

(Ein Bedienter meldet den geheimen Rath).

Bertha (das Buch, aus dem sie gelesen, unter weiblicher Arbeit versteckend). Trotziger, der Throne stürzen will und mit Königen rechtet, nun mußt du dich vor einem pensionirten geheimen Rathe verstecken!

(Herr von Sinau tritt auf; er hat das Verstecken des Buchs bemerkt.)

Josephine (eilt ihm entgegen). Willkommen, mein Vater!

Sinau (sie auf die Stirne küssend). Guten Morgen, guten Morgen, mein Kind! Ich störe Dich doch nicht?

Josephine. Welcher Besuch könnte mir angenehmer sein, als der Ihrige?

Sinau. Alles zu seiner Zeit, Alles in seiner Ordnung. Die wohlthätige Leiterin und Ordnerin des menschlichen Lebens, Etikette genannt, darf unter keinem Verhältnisse zu walten aufhören. (zu Bertha) Sie verbargen Etwas. Eine Ueberraschung vielleicht?

Bertha (verlegen). Excellenz, in der That — eine Ueberraschung.

Josephine. Bertha, ich habe meinem Vater nichts zu verbergen.

Bertha. Wie Sie befehlen. (giebt dem Geheimen Rath das Buch; bei Seite) Ich wasche meine Hände in Unschuld.

Sinau (das Buch flüchtig durchblätternd; gemessen). Sie hatten keinen Grund, mir die Lektüre meiner Tochter verheimlichen zu wollen. Man muß die verrätherischen Absichten, die Waffen der Gegner kennen lernen, um ganz die Reinheit und den Adel der eignen Sache zu fühlen. Josephine, hast Du mir ein halbes Stündchen zu schenken?

Josephine. Gebieten Sie. (Giebt Bertha einen Wink; diese geht ab.)

Sinau. Ich will nicht forschen, ob Du bei der Wahl dieses Buches noch andre Zwecke im Auge hattest, als die ich voraussetzen möchte. Ich verbiete Dir diese Lektüre nicht, aber ich bin auch weit entfernt, sie Dir zu empfehlen. Die Dolche, die jener freche Autor führt, sind um so gefährlicher, als der Fanatismus sie schwingt. Der Schein des Rechtes besticht und die Seele des Weibes ist nur allzuempfänglich für Regungen des Gefühls, entsprängen sie auch aus unlauterer Quelle. Ein Buch dieser Gattung hätte sich nie in Deine Hand verirren sollen.

Josephine. Vater, diese Gesinnung, die Sie verdammen —

Sinau. Ist verdammenswerth und ich fürchte nicht, daß meine Tochter ihr das Wort reden wird. Wozu darüber streiten? Wir stehen der Krone zu nah, um nur den leisesten Zweifel an ihrer Machtvollkom-

menheit dulden zu können, die diese Scribenten frech in den Staub treten. Deine jetzige und künftige Stellung in der Gesellschaft weisen Dich darauf hin, alle dergleichen sträfliche Sympathieen aus Deinem Herzen zu entfernen. Du bist die Tochter eines Mannes, der zwanzig Jahre lang die Rechte des Thrones mit der treusten Sorge bewacht und endlich nur diesen Platz verließ, weil er sein graues Haupt zur Ruhe legen wollte; und Du wirst die Gattin eines Mannes, der eben diesen Platz, von außerordentlichen Talenten auf die Höhen des Lebens gehoben, einzunehmen im Begriff ist.

Josephine. Wie? Leopold —

Sinau. Empfängt heute noch das Portefeuille und in kurzer Frist Deine Hand. Ich weiß es, daß Du ihn liebst, und ich tadelte Deine Neigung nicht, weil meine Erfahrung, mein Prophetenblick für den jungen Mann eine glänzende Zukunft erkannte. Obgleich von geringer, von bürgerlicher Herkunft, hat Leopold Sternburg doch Talente empfangen, die ihn weit über seine Geburt erheben. Von Stufe zu Stufe stieg er, nachdem ihn die Gnade des Fürsten vom Irrpfad, den er betreten, auf den richtigen Weg geführt, und nun ist er würdig befunden worden, die ausübende Hand eben dieses Fürsten zu werden. Er wird noch höhere Sprossen der Ehren erklimmen, wenn er das

Vertrauen rechtfertigt, welches man in ihn setzt. Wir haben Kämpfe zu bestehen gegen eine übermüthige Demokratie, wir bedürfen der rüstigen Streiter. Ein solcher soll er uns sein. Dieser Gedanke ist es, der mich das Opfer bringen läßt, den bürgerlichen Sproß auf unsern altadligen Stammbaum zu pflanzen.

Josephine. Sie nennen es ein Opfer? Leopold ist so edel, so groß und adlig von Charakter, daß er die Hand ehrt, die er empfängt.

Sinau. Ich höre das liebende Weib aus Dir sprechen. Leopold ist brav, gebildet, talentvoll, das erkenn' ich Alles gern an; würd' ich ihn sonst meinen Sohn nennen wollen? Immerhin ist es ein Opfer, das ich auf Kosten meiner Ahnen, meines Stammbaums bringe.

Josephine. Vielleicht auch auf Kosten Ihres Kindes?

Sinau. Wie meinst Du das?

Josephine. O Vergebung, mein Vater! Es war ein böser Gedanke, der wie ein Nebel in meiner Seele aufstieg. Ein Dämon muß es gewesen sein, der mir zuflüsterte, Ihre Politik sei es, die diesen Bund schlösse und Sie würden eben so leicht das Band unsrer Herzen zerreißen, wenn es dieser Götze forderte. Doch nein, nein! Das würden Sie nicht, das könnten Sie nimmer! O nicht wahr, Sie schließen diesen Bund,

weil er Ihr Kind beglückt, Sie würden ihn schließen, auch wenn ein neidisches Schicksal Ihre politische Rechnung durchstriche?

Sinau. Warum mit Möglichkeiten sich peinigen? Preise das Schicksal, daß es Alles so wohl und weise geordnet, daß Deine Liebe mit meinem Hoffnungen und Plänen gleichen Schritt geht. Wie es ist, so ist es gut und also möge es bleiben.

(Der Bediente meldet den Rath Sternburg.)

Sinau. Wird uns eine Ehre sein!

Josephine. Willkommen, willkommen!

Sinau. Mäßige Dich, mein Kind.

(Leopold Sternburg tritt ein).

Sinau. Willkommen, mein Herr Rath! Sie machen sich so selten!

Leopold. Nicht so selten, um diesen schmeichelhaften Vorwurf zu verdienen, seltner, als es meine Sehnsucht oft gestatten will.

Sinau. Man vermißte den geistreichen Gesellschafter gestern in unserm Salon. Josephine zürnte auf sie.

Leopold. Dürft' ich es glauben, daß Sie mich unter all den glänzenden Besuchern Ihres Salons vermißt?

Josephine. Wahrhaftig! Ich griff aus lauter Verdruß zur Karte, um nur nicht das Opferlamm

der Frau von Hirschfeld und Ihrer Plauderhaftigkeit zu werden. Sind Sie zugegen, dann schweigen diese Damen.

Sinau. Aber Josephine!

Josephine. Nun ja, alle Welt kennt ja Frau von Hirschfeld.

Sinau. Genug, wir sprachen viel von Ihnen, mein Herr Rath! Sie hatten würdige Lobredner, und was das Seltenste ist, keinen Widersacher. Die Herren stellten Ihnen ein glänzendes Horoskop. Waren Sie gestern Abend Gegenstand unsrer Unterhaltung, so waren Sie heute Gegenstand meiner angenehmsten Ueberraschung. Rathen Sie einmal!

Leopold. Ich bin nicht glücklich im Räthsellösen.

Sinau. Die endliche Erfüllung dessen, was ich längst geahnt, ward mir kund. Verehrter Freund, lassen Sie mich der Erste sein, der Ihnen zum Minister gratulirt.

Leopold. Wie? Sie scherzen nicht?

Sinau. Es wäre mindestens ein übelangebrachter Scherz. Die Sache ist auch nicht so unglaublich und muß Ihnen selbst nicht unerwartet kommen. Sie wissen, daß das Auge Sr. Durchlaucht längst mit Wohlgefallen auf Ihnen geruht hat und daß Ihren allerdings glänzenden Talenten eine Anerkennung ward, die fast beispiellos zu nennen ist. Sie steigen von

Staffel zu Staffel und ließen all Ihre Nebenbuhler weit hinter sich. Nun haben Sie das Ziel erreicht, das all Ihre Wünsche krönen wird. Die Zügel eines glücklichen blühenden Staats sind in Ihre Hand gegeben; der Fürst theilt die Last und den Segen seiner Krone mit Ihnen. Verschmähen Sie den wohlgemeinten Rath eines alten Mannes nicht, eines Mannes, der von der Höhe herabgestiegen, die Sie erklommen. Vergessen Sie nie, daß Sie der erste Diener des Fürsten sind, der sein Volk beglücken will, beglücken nach Seiner erhabenen Einsicht; vergessen Sie nie, daß Sie der erste Vertheidiger des Thrones sind, dem zunächst Sie stehen; vergessen Sie nie, daß Ihre Macht auf die Schultern einer edlen Aristokratie gegründet ist, deren Rechte zu wahren, deren Interessen zu vertreten, nicht nur Ihre Pflicht, sondern Ihr bester Vortheil ist. Sie stehen gedankenvoll! Die Freude ist Ihnen dennoch überraschend gekommen. Ich überlasse Sie Josephinens Händen. Weibliche Milde weiß diese Fesseln sanfter zu lösen. Ich hoffe, Sie bald wieder zu sehn — Herr Präsident! (Geht ab.)

Leopold. Träum' ich? Ist's Wahrheit?

Josephine. Wahrheit, hellstrahlende Wahrheit! Und wie können Sie daran zweifeln? Ist es so wunderbar, daß ein vorurtheilsfreier, einsichtsvoller Fürst unter Tausenden seiner Diener den edelsten, den

talentvollsten herauserkennt, und ihm einen Wirkungskreis anweist, den nur er auszufüllen im Stande ist?

Leopold. Sie machen mich auf mich selbst stolz und Ihre lieben Worte rufen eine Kraft in meiner Seele wach, die selbst das Schwerste zu vollbringen sich stark genug fühlt!

Josephine. Sie werden es vollbringen, Sie werden Ihr Vaterland beglücken! Die Hunderttausende, die hoffnungsvoll zu Ihnen aufblicken, sie werden in Ihnen den Mann verehren, der die Ehre seines Fürsten zu wahren weiß, ohne sein Volk zu verrathen!

Leopold. Sie denken groß von mir! Sie sollen immer also von mir denken, das sei mein Ziel! In Ihrem Gefühle, in Ihrem Urtheile will ich den Maßstab meiner Handlungen suchen.

Josephine. Suchen Sie ihn in Ihrem eignen edlen Herzen! Durch Sie hab' ich ja denken gelernt, wie ich denke; Sie haben den Frühling, an dessen Blüthen ich mich freue, in meiner Seele geweckt. Wie wär' ich denn dazu gekommen, ich, die das leidige Vorurtheil meines Standes groß gesäugt?

Leopold. O daß Sie mich einführten in diesen Frühling; daß ich als Priester waltete in dem Tempel Ihres Herzens!

Josephine (seelenvoll). Thun Sie denn das nicht?

Leopold. Josephine! Das süße Geständniß, welches ich in Ihren Augen las, wäre nicht Täuschung, wäre die Sprache Ihres Herzens gewesen?

Josephine. Die Augen sind stets des Herzens treuster Spiegel, so lange dies Herz noch nicht heucheln gelernt hat. Und halten Sie mich der Heuchelei fähig? Es ist vielleicht nicht mädchenhaft, Tausende meiner Schwestern würden mich tadeln oder belächeln, daß ich den weiblichen Stolz meiner Liebe zum Opfer gebracht, aber Sie verkennen mich, davon hab' ich die heilige Ueberzeugung. (kindlich zutraulich) Warum sollt' ich Ihnen verbergen, daß ich Sie liebe; weiß ich doch, daß auch Ihr Herz mir warm entgegenschlägt. Ja, ich wußt' es lange, daß Sie mich lieben; auch ich las in Ihren Augen und Ihre Augen trügen nicht!

Leopold. Ob ich Dich liebe! In tausend Flammen lodert Dir mein Herz entgegen! Du hast mein Dasein geläutert, Du warst der hehre Leitstern, der mir voranleuchtete, dem ich nachrang mit aller Kraft meines Lebens! Du wußtest das und ich wußt' es auch, daß ich Dir werth, daß ich Dir theuer war. So verstanden wir uns schon lange und waren Eins in Liebe und nur das Wort fehlte, das den Bann

unsres süßen Geheimnisses löse. Nun ist das Wort gesprochen und wir sehn uns Aug' in Auge und doch ist mir, als sei Alles nur ein Traum und Dein Wort: Ich liebe Dich! könne mich nur von seiner Wahrheit versichern.

Josephine. Ich liebe Dich!

Leopold. Ich liebe Dich! Und so sei der Bund geschlossen für die Ewigkeit und besiegelt durch den ersten heiligsten Kuß unsrer Liebe! (Sie küssen sich.) Und ist es denn wahr, daß erst diese Minute uns vereint? Mir ist, als seist Du von Ewigkeit mein gewesen, als habe ich nie gelebt außer an Deiner Brust. Wenn es wahr ist, daß die Seelen der Menschen in früheren Hüllen gelebt, so haben die unsrigen sich gekannt; wir waren vielleicht zwei Nachtigallen, die in stiller Mondscheinnacht sich ihre Liebe gesungen, oder zwei Blumen, die ihre duftenden Kelche sich zugeneigt.

Josephine. Laß die Vergangenheit! Mir strahlt nur die Zukunft in reinem, hellglänzendem Licht! Unsre Liebe ist eine beglückte, eine hoffnungsreiche. Der Vater ist Dir gewogen; er wird Dich freudig Sohn nennen.

Leopold. Und wenn es nicht so wäre? Wenn er mit einem unerbittlichen Nein zwischen unsre Herzen träte? Dann, Josephine, dann?

Josephine. O spiele nicht mit Zweifeln!

Leopold (dringend). Dann, Josephine, dann?

Josephine. Dann — würd' ich Gott bitten, daß er mir Kraft verleihe, den schweren Kampf zwischen Kindespflicht und Liebe würdig zu streiten. Doch möge nie das strenge Schicksal diesen Kampf fordern! Und Du, mein Freund, glaube Du an nichts, als an die Ewigkeit meiner Liebe!

Leopold. So sei es und von diesem Glauben gestärkt, betret' ich die Bahn, die eine höhere Fügung mir vorgezeichnet. Zwei Sterne werden mir zur Rechten und Linken wandeln — mein Volk und meine Josephine. Lebe wohl! Bald und geflügelten Schritts eil' ich in Deine Arme zurück!

Josephine. Leb wohl! Vergiß nicht, daß eine liebende Braut mit Sehnsucht die Stunden zählt, bis sie Dich erwarten darf! (Er geht ab.) — Liebe, Seligkeit! Und für dies Hochgefühl hat das kleine Menschenherz Raum? Wohl schlägt es hoch und gewaltig, als wollt' es die Hülle sprengen! Er liebt mich! Warum jubl' ich so? Wußt' ich's nicht lange schon? Glänzte mir seine Liebe nicht aus seinen Augen, aus dem seelenvollen Ton seiner Worte entgegen? Und warum beglückt mich denn sein Geständniß, als sei es ein ungeahntes, aber heiß ersehntes Glück? Es war das lebendige Wort, das wie ein Mosisstab die

Bronnen unsrer Herzen erschloß! Gehe hin, du Edler, du Geliebter, und glüht ein Gedanke in deinem Geiste empor, so denke an Josephinen, die dich umschwebt! (Sie geht ab.)

Leopold Sternburg's Zimmer.

Melchior und Lauscher.

Lauscher. Dinge von der äußersten Wichtigkeit, mein guter Freund. Verlaß Er sich drauf, Sein Herr wird's uns Beiden Dank wissen.

Melchior. Nichtsdestoweniger und ohngeachtet! Was sind's denn für erschreckliche Heimlichkeiten?

Lauscher. Höchst erfreuliche, sag' ich Ihm, höchst erfreuliche! So 'was erfährt das gemeine Volk bei Weitem später, als unser Einer. Wir sind die Eingeweihten; wir sehen, wie man zu sagen pflegt, hinter die Coulissen. Wir sind gleichsam die Hebammen bei der Geburt großer Beschlüsse, die wir in Windeln gesehen haben, während sie das Volk auf's Prächtigste ausstaffirt erblickt. Ich sag' Ihm, ich könnte die interessantesten Memoiren schreiben, legte nicht die Pflicht meinem Munde ein Siegel auf.

Melchior. Glaub's schon nichtsdestoweniger und ohngeachtet. Da ich nun nicht bestimmen kann, wenn mein Herr zurückkommt —

Lauscher. Hat gar nichts zu sagen. Bin Dero unterthänigster Diener. Ich kenne die Weise der hohen Herrschaften. Herr von Sternburg —

Melchior. Mit Verlaub! Mein Herr ist kein Herr von, sondern ehrlicher Bürgersleute Kind.

Lauscher. Was nicht ist, kann noch werden. Hab' schon einen Vogel pfeifen gehört. Ich sag' Ihm, sein Genie kann es noch zu dem Außerordentlichsten bringen.

Melchior. Mein Genie?

Lauscher. Ach, wer spricht denn von Ihm? Von Seinem Herrn ist natürlich die Rede. Was Geburt und Erziehung vernachlässigt haben mögen, das ersetzt sein Talent tausendfach —

Melchior. Erlauben Sie, nichtsdestoweniger und ohngeachtet. Seine Erziehung war nicht nachlässig, sondern die beste weit und breit. Zwar lernte er nicht schmachtende Lieder singen und den jungen Damen Süßholz vorraspeln, aber dafür wuchs sein Körper und sein Geist wie eine junge Eiche empor, die zwar nicht gestutzt und geschniegelt, aber vor Raupenfraß und giftigem Gewürm bewahrt wird.

Lauscher. Die Universität thut auch viel. Mein Gott, wenn ich hätte studiren dürfen! Sein Herr war gewiß ein recht fleißiger und eingezogener Student!

Melchior. Kann nicht dienen, nichtsdestoweniger und ohngeachtet. Ein Ofenhocker und eine Schlafmütze ist er schwerlich gewesen, aber auch kein Windbeutel, dafür steh' ich! Sah immer recht frisch und munter in die Welt, wenn er in die Ferien kam, der junge Herr. Die rothe Mütze stand ihm so gut!

Lauscher. Rothe Mütze?

Melchior. Nichtsdestoweniger und ohngeachtet. Erlauben Sie, ich höre den Wagen vorfahren. (Er eilt ab.)

Lauscher. Hm, hm, rothe Mütze! Will mir nicht gefallen!

(Leopold, von Melchior gefolgt, tritt auf.)

Lauscher. Allerunterthänigster Diener!

Leopold. Was bringen Sie mir, Herr Lauscher?

Lauscher. Meinen allerunterthänigsten Glückwunsch zu dem hohen Posten, auf den Sie der erhabene Sinn Sr. Durchlaucht zu berufen geruhten.

Leopold. Woher wissen Sie?

Lauscher. Excellenz belieben zu vergessen, daß ich seit vielen Jahren die Ehre habe, in einem hohen Ministerio zu arbeiten.

Leopold. War es Ihnen befohlen, mir eine solche Eröffnung zu machen?

Lauscher. Mein Herz befahl es mir, der Erste zu sein, der Ew. Excellenz seinen tiefgefühltesten Glückwunsch darbringe.

Leopold. Das macht Ihrem Herzen Ehre.

Lauscher. Ew. Excellenz belieben, Ihrem unwürdigsten Diener zu schmeicheln. Sollte ich so glücklich sein, Ihr hohes Wohlwollen errungen zu haben, so darf ich wohl mit Zuversicht hoffen, daß meine langjährigen Dienste Anerkennung finden werden. —

Leopold. Ich weiß treue Diener zu schätzen und werde keine verdiente Anerkennung versagen. Sprach ich von Ihrem guten Herzen, so sprach ich doch keineswegs von treuer Pflichterfüllung.

Lauscher. Wär' ich so unglücklich, das Mißfallen —

Leopold. Hüten Sie sich, mein Mißfallen zu verdienen. Nicht jeder belohnt Schmeichelei und Liebedienerei. Leben Sie wohl!

(Lauscher unter tiefen Verbeugungen ab).

Melchior (sich freudig die Hände reibend). Nichtsdestoweniger und ohngeachtet!

Leopold. Was ist, mein Alter?

Melchior. Daß Sie's dem Herrn da so schön gesagt haben! Gab er sich doch Mühe, mich auszuhorchen. Aber Lauscher, dacht' ich, du und dein Name passen zusammen, wie —

Leopold. Laß ihn. Dergleichen Gesellen sind wie die Wespen, die die schönsten Früchte umschwärmen. Du kannst gehn. (Melchior ab.) Was schwellt

mir so hoch die Brust. Was macht es, daß ich eine Welt auf meinen Schultern fühle und doch so leicht dahinschreite, als trüge mich ein Flügelpaar? Trachtete ich denn je nach der Ehre, zu herrschen? Krampfte sich nicht mein Herz zusammen, wenn das Wort Herrscher an seine Pforten drang? Wie ein junges Roß war meine Seele, das sich bäumte gegen Zaum und Zügel. Und nun wär' ich stolz darauf, selbst diesen Zügel zu führen? Nein, nein, das ist es nicht! Ich bin stolz, mein Volk zum Heil, zum Glück leiten zu können. (Es klopft an die Thür.) Herein! (Der alte Sternburg tritt ein.) Mein Vater, wissen Sie es schon?

Sternburg. Was, Leopold?

Leopold. Daß mir der Fürst das Portefeuille vertraut?

Sternburg. So hat das geschäftige Gerücht nicht gelogen. Gott segne Dich!

Leopold. Das sprechen Sie so kalt, mit umwölkter Stirne! Sie freuen sich nicht?

Sternburg. Nein! Wie soll ich mich freuen, wenn ich einen Fruchtbaum gepflanzt habe, der mir und dem kommenden Geschlecht Schatten geben soll und eine Pappel draus erwächst, die zwar hoch in die Lüfte ragt, aber mich nicht erquickt? All Deine Vorfahren gehörten zum Volke, Du selbst bist ein

Sohn des Volkes; es hat Dich gesäugt, genährt und nun verstößest Du die treue Mutter.

Leopold. Welch' ein Vorwurf! Ich ziehe die Mutter herauf zu mir, ich vergelte ihr alle Liebe, alle Sorgfalt. Es soll eine neue Zeit für sie erblühn und ich werde stolz sein, diese Zeit geschaffen zu haben!

Sternburg. Du kennst den Boden noch nicht, auf dem Du stehst. Und hängst Du auch noch mit treuer Liebe an Deinem Volke, so werden sie Dich mit goldnen Netzen umstricken, bis sie das heilige Band, das Dich mit ihm verknüpft, zerrissen haben. Die Schlingen sind unter Rosen versteckt, in der schon manche Tugend gefallen. Niemand kann zweien Herren dienen. Entweder mußt Du ganz der Ihrige sein und dann hat das Volk Dich verloren, oder Dein Wesen bleibt getheilt, und so hoch sie Dich gehoben, so tief werden sie Dich fallen lassen.

Leopold. Halten Sie es denn für unmöglich, daß des Volkes Interesse mit dem des Thrones Hand in Hand gehe?

Sternburg. So lange unmöglich, als der Fürst mehr sein will, als der erste Bürger des Staats.

Leopold. Und wenn es nun das Ziel meines Lebens wäre, dies zu erreichen? Der Fürst ist edel, er ist gut, er will das Glück seines Volkes. Ich will an sein Herz klopfen und er soll die Stimme der

Wahrheit hören; ich will ihm das Volk schildern in seiner Felsentreue, die selbst unter der Geißel duldet, die aber aufjauchzen wird, wenn es die nicht von Schmeichlern umpanzerte Brust des Fürsten an ihrem Herzen klopfen fühlt.

Sternburg. Ich glaube, daß Du es willst. Aber der Stärkste ist schon gefallen! Mein Auge wird Dich bewachen; ich werde jeden Deiner Schritte hüten, und wirst Du wanken, so werde ich erscheinen und Dich an diese Stunde, an Dein Ideal erinnern.

Leopold. Und mein Bürgerstolz soll sich wieder aufranken an dem Ihrigen. So sei es!

Sternburg. Und sprängе der Quell nicht, den Du aus dem Felsen zu schlagen hoffst?

Leopold. So werd' ich ablegen die erborgte Größe und Sie fragen: Vater, bin ich Ihr ächter Sohn?

Sternburg. Giebst Du mir darauf Deine Hand?

Leopold. Mit tausend Freuden! Welche Netze sie auch spinnen mögen, welch' goldnen Köter sie auch auswerfen, meine Ehre zu fangen, niemals werd' ich weichen von dem Wahlspruch: Für mein Volk leb' ich, für mein Volk handl' ich, für mein Volk sterb' ich!

Zweiter Aufzug.

Kabinet des Fürsten.

Der Fürst. Leopold (vortragend).

Leopold. Der fürstliche Rentmeister bittet demnach, die genannten Unruhestifter exemplarisch zu bestrafen.

Fürst. Dekretiren Sie darüber an das Justizkollegium; man soll die Rädelsführer einziehen und eine strenge Untersuchung über sie verhängen.

Leopold. Durchlaucht wollen mir eine bescheidene Gegenvorstellung zu erlauben geruhn. Was war die Ursache der so grell geschilderten Widersetzlichkeit der armen Gebirgsbewohner? Das namenlose Elend, das seit Jahrhunderten auf der arbeitenden Klasse lastet. Die Noth verführte sie zu diesem Schritte der Verzweiflung. Kaum im Besitz eines Bissen Brots, um den nagenden Hunger zu stillen, ward ihnen von dem strengen Beamten die letzte ärmliche Habe, vielleicht ein Erbstück, an das eine Sage das stille Glück der Familie knüpfte, genommen; verzweiflungsvoll erhob sich die Hand zur Vertheidigung des Theuersten und —

Fürst. Und begründeten so das Recht ihres aufrührerischen Frevels. Und von Ihnen muß ich diesen Frevel vertheidigen hören?

Leopold. Nicht vertheidigen, nur entschuldigen. Ich nehme nur ein Sandkorn von der Wagschale der Schuld und leg' es auf die Ihrer Gnade. Um ein Uebel zu beschwören, muß man seine Ursachen entfernen. Die Armuth war der Keim, aus dem die böse Frucht erwuchs; wird diese Armuth nicht vermehrt, wenn Sie der Familie den Vater, der darbenden Mutter den Sohn, die Stütze ihres Alters, rauben? Während jene in langer Haft schmachtet, stirbt diese vielleicht den Hungertod. Die Militärgewalt, die das Unkraut ausjäten soll, wird auch die gute Saat zertreten und die Waffen, die der Segen des Landes sein sollen, werden sein Fluch sein! Das Bajonett sei nie auf die Brust des eignen Volkes gerichtet! Die ewig heilige Moral wird in der Menschenbrust zerstört, wenn der Bruder gegen den Bruder das Schwert zu führen, wenn die Söhne eines Landes sich zu zerfleischen gezwungen werden.

Fürst. Wer gegen das Gesetz handelt, soll nach dem Gesetz gezüchtigt werden.

Leopold. Das Gesetz ist ein Diamant, unwandelbar in seiner Reinheit, fester denn Stahl, edler als Gold. Aber des Gesetzes Vollstrecker sei nicht

nur gerecht, sondern auch menschlich. Vergeben ist ja so schön und eine Thräne, die dem Fürsten die Dankbarkeit eines von ihm erhobenen Herzens weint, schmückt ihn mehr, als der Triumph gewonnener Schlachten.

Fürst. Sie straflos lassen, hieße künftigem Frevel Thür und Thor öffnen.

Leopold. Nicht straflos sollen sie darum bleiben. Rügen Sie in ernsten, strengen Worten den Frevel und, ich bürge Ihnen dafür, die Strafe wird besser sein, als Gefangenschaft und Züchtigung. Zugleich zeigen Sie ihnen den Weg zu Ihrer fürstlichen Gnade, den sie in künftiger Bedrängniß zu wandeln haben und Ew. Durchlaucht werden nicht mehr von gleichen Freveln vernehmen müssen.

Fürst. Ich kenne die Hyder, die ihre tausend Häupter erhebt und nicht stirbt, bis das letzte gefallen. Der Geist des Aufruhrs treibt sein Wesen in den Herzen und Köpfen; weil sie regieren wollen, wollen sie nicht mehr gehorchen.

Leopold. O nein, Durchlaucht! Welches Volk hat mehr geduldet, mehr geblutet, als das deutsche? Und welches Volk ist dennoch treuer in Ausdauer, in Leiden? Wollten Ew. Durchlaucht einen Blick in die Hütte der Armuth werfen! Dort würde der Bissen ein Festmahl sein, den der Hund des Reichen verachtet.

Neben dieser Anklage liegt eine Bittschrift eines armen Handwerksmanns. Er schildert die Noth der Seinen. Sein Gewerbe liegt darnieder, die ausgebreitete Armuth hat den Taglohn niedergedrückt; seine sechs Kinder schreien nach Brot und er kann nicht helfen. Aus jeder Zeile athmet Wahrheit, klagt der Schmerz eines gebeugten Vaterherzens.

Fürst. Die Armuth ist nur allzu oft verschuldet. Die physischen Gaben sind, wie die geistigen, nun einmal verschieden ausgetheilt und ich müßte mehr als Gott sein, wollt' und könnt' ich diesen Unterschied aufheben. Ich helfe gern dem wahrhaft Nothleidenden; aber die Arbeit ist die rechte Steurerin der Noth.

Leopold. Wie viele würden mit Freuden arbeiten, wenn aus ihrer Arbeit ihnen eine freudige Frucht erwüchse. Der gesteigerte Luxus hat die Industrie zu einem Monopole Weniger gemacht. Ein unseliger Hang für das Fremdländische liegt wie ein Alp auf unsrer deutschen Produktion. Diesem Vorurtheil entgegenzuwirken, wäre eine würdige Aufgabe für einen edlen Fürsten, indem er selbst das Beispiel gebe, daß er ein solches Vorurtheil verachte. Die Millionen, die in's Ausland fließen, würden viele Wunden des Vaterlandes heilen. Ew. Durchlaucht erfreuen sich des raschen Wachsthums des neuen Doms. Es ist ein edles, ein schönes Werk. Aber Armen-

häuser sind besser, denn Gotteshäuser! Das höchste Wesen wohnt nicht ausschließlich in marmornen Hallen, sondern die große Natur ist sein herrlichster Tempel; die Armuth aber will eine Stätte haben, wohin sie ihr Haupt lege. Geben Sie jeder Hand zu schaffen und reichen Sie jedem Mund die süße Frucht der Arbeit und in Kurzem wird Ihr Land keine Bettler mehr haben. Das ist die rechte Gütergemeinschaft, daß das todte Metall nicht zu Schätzen gehäuft, sondern lebendig gemacht werde im allgemeinen Verkehr.

Fürst. In Ihren Worten ist viel Wahrheit enthalten. Ich will meines Volkes Glück und scheue kein Mittel, das die Ehre meines Namens erlaubt. Lassen Sie uns denn versuchen, ob Ihr Ideal in's Leben zu rufen ist. Ich überlass' es Ihnen, die Angelegenheit der Aufrührer nach Ihrer besten Einsicht zu schlichten. Vergessen Sie meine Gnade nicht, aber vergessen Sie auch nicht, daß Sie die unverletzliche Würde der Krone zu wahren haben. Dem armen Handwerker weisen Sie eine namhafte Summe an, sein Gewerbe wieder in Flor zu bringen und wachen Sie sorgfältig über den angemessenen Gebrauch des Anvertrauten, das er dann in kleinen Raten wieder abzutragen hat, wenn sein Wohlstand wieder in Blüthe steht.

Leopold. Ew. Durchlaucht machen mich stolz

durch dieses Vertrauen. Die erste Stunde meines neuen Wirkungskreises hat so herrliche Frucht getragen, daß die freudigste Hoffnung für die Zukunft mich erfüllt.

Fürst. Haben Sie noch Vorträge zu machen?

Leopold. Die katholische Gemeinde zu Goldstadt klagt wegen angeblicher Verunglimpfungen der römisch-katholischen Kirche von Seiten einiger protestantischer Organe und beruft sich auf das Gesetz, welches gegenseitige Duldung und Achtung gebiete.

Fürst. Mit Recht!

Leopold. Gewiß mit Recht, wenn das Gesetz von der katholischen Partei in allen Fällen geachtet würde. Ist es Achtung der andern Religionspartei, wenn der Katholicismus sich anmaßend für die allein seligmachende Kirche erklärt und die Protestanten Ketzer schilt? Setzt die römische Hierarchie nicht die Aussprüche des Papstes über die Gesetze des Staates und ruft diese nur an, wenn sie dieselbe zu ihrer Waffe gebrauchen will? Sie verschmäht die gleichen Waffen der Wissenschaft und verschanzt sich feige oder in maßlosem Dünkel hinter die Denunciation.

Fürst. Wohl wär' es besser, diese Streitfrage wäre vor ein andres, wissenschaftliches Forum gezogen worden. Aber der Frieden muß, wie es nun steht, gewahrt werden. Man darf uns nicht der Parteilichkeit beschuldigen können.

Leopold. Das Staatsoberhaupt ist als solches nicht Sohn einer oder der andern Kirche, sondern der lebendige Ausdruck des Staatsgesetzes. Und vor dem Gesetze sind alle Bürger gleich. Die Waffe, der sich die eine Partei bedienen darf, darf der andern nicht entzogen werden. Der Kampf ist ein Gottesgerichtskampf, Anstand und Würde sind die Ehrenrichter; so lange diese nicht klagend auftreten, ist es Sünde, der Entscheidung durch Machtsprüche vorzugreifen.

Fürst. Legen Sie mir die Beschwerdeschrift wieder vor. Das Recht fordert reiflicheres Nachdenken, als die Gnade. — Ist das Alles?

Leopold. Alles, Durchlaucht.

Fürst. So gehn Sie mit Gott. Sie sind ein braver Mann; ich erkenne, daß Sie es gut mit mir, wie mit dem Lande meinen.

Leopold. Ein Ruhm, den ich immer mehr zu verdienen bemüht sein werde. (ab.)

Fürst (allein). Sind denn die Männer, im schönen Sinne des Worts, so selten, daß Jahre vergehen mußten, eh' ich Einen fand? Oder ist der Fürstenname so tief gesunken, daß die Wahrheit wie ein schüchternes Kind uns fern bleibt und nur die Täuschung im flimmernden Lügenkleide der Schmeichelei uns noch zu treten wagte? Arme Fürsten dann, wie viel habt ihr noch zu thun, um euren Namen von

diesen Schimpf zu reinigen! Wie dieser hat noch Keiner zu mir gesprochen! Ich fühle mich erhoben, ich fühle zum ersten Male, wie groß und bedeutungsvoll das Amt des Fürsten!

(Kammerdiener meldet den geheimen Rath von Sinau; der Fürst nickt bejahend.)

Sinau (eintretend). Ew. Durchlaucht werden huldreichst entschuldigen, wenn ich einige Minuten Höchstihrer kostbaren Zeit zu rauben wage.

Fürst. Guten Morgen, mein lieber Herr von Sinau. Für meine treuen Diener hab' ich stets eine Stunde der Muße. Und ein solcher sind Sie doch noch, obgleich ich die Last von Ihnen genommen habe; nicht wahr?

Sinau. Mit Leib und Seele! Ew. Durchlaucht erhabener Thron ist ja der Fixstern, um den wir Planeten kreisen, von dem wir unser Licht empfangen.

Fürst. Ein Geständniß, das nicht viel Anhänger zählen dürfte.

Sinau. So viel Ew. Durchlaucht treue Unterthanen zählen.

Fürst. Hm, Ihre Behauptung ist kühn; wir wollen sie nicht näherer Erörterung unterwerfen. Ich sehe eine Frage auf Ihren Lippen schweben. Sprechen Sie!

Sinau. Es ist eine Frage der Theilnahme für einen Mann, an dessen Schicksal ich von je das lebhafteste Interesse nahm.

Fürst. Sie meinen Sternburg. Ich bin Ihnen dankbar für diesen Mann; die Keime, die ich, von Ihnen aufmerksam gemacht, an dem jungen Manne entdeckte, haben sich zur herrlichsten Blüthe entwickelt; er ist ein Mann, wie ich ihn mir lange wünschte, gewandt, umsichtig, Weltmann genug, um seine Stellung in der Gesellschaft auszufüllen, und doch ein Kind der unverdorbenen Natur. Er redet nicht die Sprache des Hofs, aber die der ungeschminkten Wahrheit; ich höre die erstere so viel, daß mir die letztere lieb geworden.

Sinau. Wie stolz bin ich, daß ich Ew. Durchlaucht keinen Unwürdigen zugeführt! Die Kraft, die außerdem sich vielleicht auf eine verbrecherische Bahn geworfen, ist dem Staate gewonnen! Was noch heftig brausender Most ist, wird sich zu edlem Weine abklären. Es ist noch manches jugendlich Schwärmerische in seinem sonst trefflichen Charakter, was in der Luft des wirklichen Lebens verfliegen wird.

Fürst. Sie rechnen dahin?

Sinau. Seine Neigung für die Demokratie, die noch von seiner bürgerlichen Geburt ihm anklebt. Das Volk kennt diese Neigung und jubelt dem neuen

Minister zu, von dem es seine Interessen in besonderem Maße vertreten hofft.

Fürst. Ich hab' es gern, wenn meine Minister das Vertrauen und die Liebe des Landes besitzen. Ich will des Volkes Interessen gewahrt wissen, soweit sie im Recht begründet sind. Sie erkennen Nachtheile daraus? Welche sind es?

Sinau. Es gehört ein eiserner Charakter dazu, um den Lockungen der Volksgunst, der s. g. Beliebtheit zu widerstehen.

Fürst. Sie meinen also, daß in ihm uns eine Opposition zu Gunsten der Ansprüche des Volkes erwachsen könnte?

Sinau. Ich halte den Fall nur für möglich. Zugleich aber erlaube ich mir, Ew. Durchlaucht die desfallsigen Gegenmittel namhaft zu machen. Das Bürgerthum hat seinen Standesstolz wie der Adel. Sternburg ist noch stolz auf seine Herkunft, er fühlt sich allein vom Talent gehoben und das Bürgerthum ist wiederum stolz auf seinen so hoch emporgestiegenen Sohn. Bringen wir ihn der Aristokratie näher; gelingt es uns, ihn ganz zu einem der Unsrigen zu machen, so ist der gefürchtete Feind geschlagen und Ew. Durchlaucht ein ergebener Diener gewonnen. Ich habe bereits damit begonnen, indem ich mich entschlossen, ihm die Hand meiner Tochter, die er liebt, zu geben.

Fürſt. Sie könnten nie einen beſſern Eidam erwarten. Empfangen Sie meinen Glückwunſch!

Sinau (verbeugt ſich dankend). Es iſt nur ein Mittel, die andern ſtehen nicht in meiner Macht.

Fürſt. Sie meinen einen Orden, ein Adelsdiplom? Glauben Sie dieſen Mann damit zu gewinnen?

Sinau. Ich wünſche, ich hoffe es.

Fürſt. Ich wünſche es nicht. Es ſollte mir Leid ſeyn, hätt' ich mich in ihm getäuſcht. Iſt er ein Charakter, wie ich es glaube, ſo werden dieſe goldnen Köter ihn nicht reizen; ebenſowenig aber wird er den Lockungen der Volksgunſt folgen, ſondern, was er thut, aus reiner, tiefſter Ueberzeugung thun. Und thut er das, ſo iſt er der Mann, wie ich ihn brauche. Ich verachte alle Halbheit. Was Einer iſt, ſoll er ganz ſeyn — ganz Sklave oder ganz ein Mann!

Leopold Sternburgs Zimmer.

Leopold (tritt auf; zurückſprechend). Alles Eingehende iſt mir alsbald vorzulegen. — — Ich will ein neues, kräftigeres Leben in den hergebrachten eingeroſteten Schneckengang der Geſchäftsordnung bringen. Die flehende Armuth ſoll nicht erſt verhungern müſſen, ehe ſie Erbarmen findet; das Recht ſoll nicht wie ein Bettler vor der Thür des Geizigen ſtehn

und das Unrecht soll nicht durch Langmuth großgesäugt werden. Ist für das Wohl der Menschheit arbeiten, doch eine Lust! Was sind schlaflose Nächte, abgewiesene Zerstreuungen gegen das Hochgefühl, Gutes gethan zu haben? Ich fühle die Beschwerden nicht, die Andere beklagen; diese Arbeit ist eine Erholung. (Es klopft an der Thür.) Herein!

(Hermann tritt ein, verbeugt sich etwas und sieht Leopold starr an.)

Leopold. Womit kann ich dienen, mein Herr?

Hermann. Mein Herr?

Leopold. Ihr Name? Sie wurden mir nicht angemeldet.

Hermann. Beleidigt es Dich, daß ich den Weg zu Dir nicht über die Hintertreppe der Gunst Deiner Dienerschaft suchte, sondern vor Dich trat, wie der Mann zum Manne, wie der Freund zum Freunde?

Leopold. Sie sehen mich in Verlegenheit —

Hermann (bitter). Kann ein Minister in Verlegenheit kommen? — Du hast mich vergessen. Freilich wohl! Bist ja Minister geworden! Man sagt, daß man aus dem Lethe trinken müsse, wenn man eine solche Staffel menschlicher Größe ersteige. Wie solltest Du noch an unsern Jünglingsbund denken, dessen Erinnerung nur eine unangenehme Mahnung Dir seyn müßte?

Leopold. Wie? Du? Bist Du nicht Hermann? Hermann Sonnenberg?

Hermann. Endlich kommt Dir die Erkenntniß! Ich hätte Dich auf den ersten Blick aus Tausenden herausgekannt!

Leopold. Wie konnt' ich Dich hier vermuthen?

Hermann. Den namenlosen Landstreicher beim Minister? Du hast Recht! Weiß ich doch kaum selbst, wie ich hieher kam. Doch ja! Ich hörte Deinen Namen nennen, hörte, Du seist ein großer Mann geworden, jetzt gar Minister. Ich horchte auf; ich konnt' es nicht begreifen. Doch mußtest Du's seyn. Ich machte mich auf, ich wollte Dich sehn, den Stolz unsres Bundes, der sich gewiß nie geträumet haben würde, daß eins seiner Glieder noch zum Minister eines deutschen Fürsten empor= — — oder herabsteige.

Leopold. Deine Sprache ist bitter.

Hermann. Ich habe bittere Erfahrungen gemacht. Das Leben hat mir einen bittern Kelch gereicht.

Leopold. Das Leben macht der Mensch.

Hermann. Erlaube mir, zu widersprechen, ob Du gleich Minister bist. Das Leben macht den Menschen; wenn er fügsam ist, zum Minister, ist er unfügsam, zu meines Gleichen. Und doch bin ich frei; das ist mein Stolz! Diese Freiheit kann mir Niemand rauben, selbst dann nicht, wenn man mich mit Ketten

und Banden belastet. Einen Götzen anbeten, zwingen sie mich nie! — Auch Du sprachst einst so, Leopold! Du schwärmtest mit uns in einer Welt von Idealen. Sie waren schön, diese Ideale, wir waren glücklich darin.

Leopold. Diese Ideale sind noch nicht erloschen für mich. Ich erfreue mich noch an ihnen und bin beglückt, gelingt es mir, einen Abglanz ihrer Herrlichkeit in die Wirklichkeit zu zaubern. Wahrlich, ich wäre verachtungswerth, wollt' ich unsrem Bunde nicht danken, der meinen Geist mit seinem Geiste nährte und stärkte.

Hermann. Und doch bist Du Minister geworden!

Leopold. Ich bin's geworden und glaube, damit unsrer Idee den größten Dienst geleistet zu haben. Wo sonst Schminke war, blüht jetzt die Wahrheit, ich streue Segen über das Volk und baue der wahren Freiheit einen Tempel. Könnt' ich dies Alles, wär' ich noch der einflußlose Jüngling, der ich einst war? Hast Du das Volk nicht belauscht? Welches Urtheil fällt es über mich?

Hermann. Nun ja, sie rühmen Dich, sie preisen Dich, Sie nennen Dich Volksfreund, sie sind stolz auf Dich! Aber dies Alles kann mich nicht blenden. Führe uns nicht in Versuchung, will ich für Dich beten.

Leopold. Ich fordere die Versuchung heraus! Die Versuchung nur scheidet das Gold von den Schlacken.

Hermann. Wohl Dir dieses Selbstbewußtseyns wegen, wohl uns, wenn es sich bewährt!

Leopold. Du sprichst das mit einem Ton des Zweifels.

Hermann. Aufrichtig, ich glaube, daß Deine Gesinnung Deiner Stellung schroff entgegensteht, wie Gluth dem Eis. Eine reibt die andre auf; gebe Gott, daß die Gesinnung nicht erliege! Was ist bis jetzt geschehn, das uns zu frohen Hoffnungen berechtigte?

Leopold. Vieles, um Größeres zu erwarten. Schon daß ich bin, was ich bin, nenn' ich einen Fortschritt. Nicht Geburt noch Stand kam in Anschlag, sondern das Talent, das Talent allein, so gering ich es auch halten mag. Es ist ein Triumph des Bürgerthums!

Hermann. Glaubst Du daran? Hast Du nie geahnt, daß sie Dein Talent fürchteten? Sie erkannten einen Feind in Dir, gewannen Dich, indem sie Deine Ueberzeugung scheinbar ehrten, hoben Dich von Stufe zu Stufe und Du wichst Schritt vor Schritt und wirst einer der Ihrigen seyn, ohne daß Du es Dir bewußt wirst!

Leopold. Nein, nein! Dein Fanatismus zeigt Dir Gespenster. Der Fürst ist edel, er hat nicht so mit mir gespielt.

Hermann. That er es nicht, so thaten's seine Kreaturen. (Lauscher erscheint an der Thür.) Es gab eine Zeit, wo Du sprachst: Das Volk ist sein Fürst, wir bedürfen keiner andern!

Leopold. Ist die Frucht reif, so fällt sie vom Baume. Wir haben noch Fürsten, und besser ist es, sie zum Guten leiten, als sie hassen!

Lauscher. (Als Leopold eine Wendung nach der Thür macht, macht sich Lauscher bemerklich und spricht mit tiefer Verbeugung.) Excellenz verzeihen gnädig, daß ich es wagte — Ihre Dienerschaft war nicht in der Nähe und die Sache ward mir als dringend empfohlen.

Leopold (ihn fixirend.) Geben Sie her. Ich werde meinem Diener befehlen, künftig sorgsamer seines Postens zu hüten.

Lauscher. Haben Excellenz noch Befehle?

Leopold (winkt entlassend).

Lauscher (für sich). Er trägt die Nase schon ziemlich hoch. (ab.)

Leopold. Ich möchte schwören, der Schleicher hat uns belauscht.

Hermann. Du fürchtest ihn?

Leopold. Ich fürchte keinen Sterblichen. Mag die Gemeinheit meine Wege kreuzen, mögen die Wespen der Niederträchtigkeit mich umschwärmen, ich gehe festen Schritts dem Ziel entgegen. Bleib mindestens einige Zeit bei mir, mein Freund, hüte mich mit der Eifersucht des Republikaners und wo ich eine That begehe, die sich nicht vertheidigen läßt vor dem Richterstuhle der Idee, da rufe mir zu: Was Du thust, ist schlecht. —

Hermann. Und Du würdest dem unberufenen Mahner nicht den Mund schließen?

Leopold. Ich werde Dich für meinen treusten Freund, für den Schutzgeist meiner Ehre erkennen!

Dritter Aufzug.

Zimmer beim geheimen Rath.

Erster Auftritt.

Sinau, Josephine.

Sinau (lesend). „Daß ich Ihre Tochter liebe, mit der ganzen Gluth meiner Seele liebe, ist Ihnen ja längst kein Geheimniß mehr! Josephine war der Stern, dem ich folgte, als Sie mich auf die schlüpfrige Bahn des Staatsmanns führten; lassen Sie mir diesen Stern nicht untergehen. Licht- und seelenlos würde ich ohne sie auf der Höhe stehen, um die mich Tausende beneiden. Ich trug meine Liebe bisher in stillverschwiegenem Herzen; nicht als ob ich mich unwürdig gefühlt hätte, die Hand zu besitzen, mit der ich vereint durch eine Wüste wandeln wollte und sie sollte mir erscheinen, wie ein Paradies, aber ich wollte Josephine nicht in Verhältnisse führen, die ihr bisher fremd gewesen. Ich suchte meinen Stolz darin, zu harren, bis es mir vergönnt seyn würde, ihr eine Stellung zu bieten, in der sie nichts vermissen, aber mehr finden sollte, meine Liebe! Mit diesem Bekenntniß

tret' ich offen vor Sie hin und werbe als Mann um Ihr Kleinod, das ich behüten werde, wie mein Augenlicht. Ich werde kommen und aus Ihrem Munde mein Urtheil empfangen" u. s. w. Was sagst Du dazu?

Josephine. Keine Falte meines Herzens ist Ihnen ja verborgen, Sie kennen meine Liebe. Aus diesen Zeilen leuchtet sein edler, großer Sinn. Und doch hat er mich nicht ganz gekannt, als er meinte, an seiner Hand würde ich eine Herrlichkeit des Lebens vermissen, und wenn er mich in eine niedre Hütte führte.

Sinau. Ei was! dieser Zug grade macht seinem Verstande Ehre. Er wußte wohl, wie hoch er sein Auge erhoben hatte und daß er brillante Verhältnisse bieten mußte, um den Mangel seiner Geburt vergessen und übersehen zu machen.

Josephine. Soll ich wieder mit Ihnen streiten?

Sinau. Du streitest mit den Waffen der Liebe und die Liebe ist blind, ich aber kämpfe mit den Waffen eines vernünftigen Mannes; darum ist der Kampf ungleich.

Josephine. Ich streite mit den Waffen der neuern Zeit, welche Geburt und Stand verwirft und nur den Geist, den innern Werth, das edlere Selbst anerkennt.

Sinau. Schweige mir von Deiner neuen Zeit, die das Ehrwürdigste mit frecher Hand antastet und

das Gemeine auf den Thron erhebt. Ich sage Dir, die Welt ist krank an dieser neuen Zeit und wird nicht gesunden, bis dieser Dämon beschworen, bis die Seifenblase der Aufklärung zerplatzt ist.

Josephine. Eine Seifenblase, die selbst die Großen der Erde in ihrem Fluge mit sich reißt. Können Sie dem Strome gebieten, in sein altes Bett zurückzutreten? Sie können es nicht; sie müssen ihm folgen oder still grollend ihm weichen.

Sinan. Weichen? Warum nicht weichen? Weich' ich doch auch dem Wahnsinnigen, der der Zwangsjacke entsprungen ist, dem wilden Thiere, das seinen Kerker durchbrochen hat. Der Kluge weicht, bis die Zeit kommt, die ihn wieder an seinen Platz ruft.

Josephine. Was werden Sie ihm antworten?

Sinan. Was ich in meiner Stellung muß, was die Verhältnisse gebieten. Ich werde überrascht seyn, ich werde ihn Hoffnung ahnen lassen, ohne sie zu gewähren.

Josephine. Und der Grund dieser Maske?

Sinan. Weil ich mein Kleinod, das Du in Wahrheit bist, nicht verschenken will, froh, daß nur ein Liebhaber sich gefunden; weil ich ihn prüfen will, ob er Dich wahrhaft liebt; weil ich sehen will, ob die Hoffnungen sich erfüllen, die ich auf ihn gesetzt. So hoch er gestiegen, so tief könnt' er auch fallen!

Josephine. Von der Stufe seiner jetzigen irdischen Größe, aber niemals fallen als Mensch, als Mann!

Sinau. Nicht der gefallene Minister wird mein Eidam.

Josephine. Woran denken Sie? Liebt, achtet ihn nicht der Fürst? Ist er nicht der Abgott des Landes? Versieht er nicht sein Amt mit redlichem Eifer, mit Talent und Auszeichnung?

Sinau. Der Fürst liebte ihn, glaubte ihn zu lieben aus Laune, der Neuheit wegen. Er hörte andere Dinge von ihm, als er zu hören gewohnt war; er hörte die s. g. Wahrheit, aber diese Wahrheit mundet nicht als tägliche Kost, man greift nach ihr, wie nach einer pikanten Würze, um den Appetit zu reizen. Sternburg ist ein Schwärmer und als solcher nahm er den Fürsten falsch, dem sein allgeliebter Minister schon unbequem zu werden anfängt.

Josephine. Was hat der Arme denn verbrochen?

Sinau. Er hat seinen Standpunkt verkannt. Statt für die Krone, handelt er für die Tollköpfe im Volk. Warum mußte er die kecken Anträge um Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, die Stichworte der s. g. Liberalen, unterstützen? Ohne ihn wären sie bereits gefallen.

Josephine. Und das ist das große Verbrechen? —

Sinau. Es giebt Dinge, die von schlimmern Folgen sind, als Verbrechen. Dir überlass' ich es, ihn zu leiten. Liebe wird er nicht widerstehen und thut er es, so hat er Dich noch nie geliebt und Du wirst ihn vergessen.

Josephine. Meine Liebe soll seine edle, große Ueberzeugung zum Verrath verführen? Nimmermehr!

Sinau. Thu' wie Du willst! mit dieser Ueberzeugung aber wird er nie Dein Gatte. — Still, ich hör' ihn kommen. Handle klug; sei meine gute Tochter!

(Leopold tritt ein).

Sinau. Wir sprachen eben von Ihnen, verehrter Freund. Ich theilte meiner Tochter den Inhalt Ihres Briefes mit.

Leopold. Und dürft' ich mich der Hoffnung hingeben?

Sinau. Lassen Sie uns vernünftig und besonnen über die Sache reden. So ehrenvoll Ihr Antrag für mein Haus ist, so sehr hat er mich dennoch überrascht.

Leopold. Ueberrascht? So ahnten Sie nie, daß meine Blicke nur ein Ziel hatten — Fräulein Josephine? Daß ich in ihrem Zauberkreise nur ich selbst war, daß ich mir wie verwandelt vorkam, wenn sie fern war, daß mein Auge wonneberauscht in ihrer Schönheit und Armuth badete? Ich glaubte, dies Alles

könnte Ihnen nicht entgangen seyn, und daß Sie mir darum nicht zürnten, erschien mir wie ein Hoffnungsanker. Und nun enttäuschen Sie mich so schmerzlich!

Sinau. Sie wissen, daß ich nie Ursache hatte, meine Tochter mit ängstlichem Vaterauge zu bewachen, darum entging mir die gewiß beredte Sprache Ihrer Blicke, und was der Ausdruck Ihrer Liebe war, erschien mir als Galanterie, wie alle jungen Männer sie Damen gegenüber zur Schau tragen. Ich bin lange über den Lebensfrühling hinaus und darum ist mir das Kapitel der Liebe fremd geworden. Ich vermag die feinern Combinationen, die mir in der Politik geläufiger sind, nicht anzustellen. Was aber geht dieser Nebenumstand die Hauptsache an? Ihr Antrag ehrt mich und ich würde geneigt seyn —

Leopold. Sie machen mich unaussprechlich glücklich.

Sinau. Deuten Sie meine Worte nicht allzu schnell! Ich würde geneigt seyn, Ihren Wünschen Gewährung zu geben, wenn ich Garantie hätte, daß das Glück meines einzigen und geliebten Kindes durch diese Verbindung dauerhaft befestigt wäre. Sie werden dem Vater diesen Zweifel vergeben.

Leopold. Wo könnte das Glück Josephinens herrlicher blühen, als an der Brust eines Mannes, der sie so innig liebt?

Sinau. Ich sage nicht Nein, ja ich will es glauben, daß es der Fall sein kann. Aber daß es so ist, dafür will ich, wie gesagt, Garantie. Ich kenne Sie seit lange und Sie erschienen mir stets achtungswerth; aber ich beobachtete Sie nie mit dem Auge des künftigen Schwiegervaters; meine Aufmerksamkeit war allein auf Ihr Talent gerichtet. Daß ich auch den Mann in Ihnen kennen lerne, der meine Tochter durch das Leben führen will, dazu vergönnen Sie mir Zeit! Nach Ihren eignen Worten haben Sie Ihrer Liebe so lange Schweigen aufgelegt, um Josephinen eine würdige Stellung bieten zu können; thun Sie es noch eine kurze Zeit, und ehrlich und bündig werd' ich Ihnen Antwort auf Ihren Antrag geben.

Leopold. Wohlan, es sei! Beobachten Sie, forschen Sie! Ich wollte, Sie hätten Argusaugen, um mein Herz zu durchschauen, dessen Liebe lauter wie die Sonne.

Sinau. Abgemacht denn! Ein Wort ein Mann! — Sie machen viel von sich sprechen, verehrter Freund! Gewisse Organe verkünden Ihr Lob mit vollen Backen.

Leopold. Mich besticht dieses Lob nicht. Was ich thue, thue ich nach meiner innersten Ueberzeugung und daß man mich nicht verkenne, ist Alles, was ich wünsche.

Sinau. Haben Sie auch reiflich erwogen, daß dieſe Ueberzeugung die richtige iſt?

Leopold. Sie iſt es; denn noch nie hab' ich in ihr gewankt, noch nie hat mich meine innere Stimme gewarnt. Ein ſolcher Warnungsengel waltet in mir und auf ſeine Warnung darf ich bauen, wie auf das Evangelium.

Sinau. So laſſen Sie mich die Stelle dieſes Warnungsengels vertreten. Ihre Ueberzeugung mag die rechte ſein nach den Grundſätzen, die Sie in Ihrer Jugend eingeſogen; ſie iſt es nicht im Intereſſe der Krone, die Sie vertreten, des Volkes ſelbſt, das ſie beglücken wollen. Würden Sie Ihrem Kinde ein gefährliches Spielwerk, das es begehrt, gewähren?

Leopold. Iſt das Volk ein Kind, ſind ſeine heißeſten Wünſche ein Spielwerk?

Sinau. Sie werden es einſt noch klar erkennen! Vergeſſen Sie nimmer, auf welchen Säulen Ihre Macht ruht! Zerbrechen Sie dieſe Säulen nicht ſelbſt. Sparen Sie Ihre Kraft auf für Beſſeres, Wünſchenswertheres! Treten Sie Ihre große Zukunft nicht mit Füßen. Wir begrüßten Sie mit Freude, ohne Neid als Einen der Unſrigen; bleiben Sie es, zerreißen Sie den Bund nicht, an dem das Glück von Tauſenden hängt. Ich habe kein Recht, Ihnen guten Rath zu geben, aber mein Herz drängt mich zu dieſer gut

gemeinten Warnung. Verschmähen Sie dieselbe aus meinem Munde, so wird sie Ihnen süßer klingen von den Lippen Derjenigen, die Sie lieben. (Er klingelt; Diener) Meine Tochter! —

Leopold. Hören Sie mich und Sie werden meine Ueberzeugung nicht tadeln.

Sinau. Es steht mir nicht zu, Rechenschaft von Ihnen zu fordern; schmerzen würde es mich, könnten Sie die Absicht verkennen, die mich bewog, so offen zu Ihnen zu sprechen.

(Josephine tritt ein.)

Sinau. Unser verehrter Freund wünscht Dir aufzuwarten. Auf Wiedersehen! (ab.)

Leopold. Josephine! Was ist Wahrheit, was ist Schein!

Josephine. Wahrheit ist, daß ich Dich liebe, ewig lieben werde!

Leopold. Mit wie großen Hoffnungen kam ich und wie getäuscht geh' ich von dannen! Als ob ich je mein Inneres in Falten gelegt hätte, daß man den Menschen nicht erkennen könnte!

Josephine. Laß dem Vater die Genugthuung, Dich zu beobachten. Du brauchst ja davor Dich nicht zu scheuen. Er scheint kalt und berechnend und doch wird er warm sein, wenn sein Vaterherz erwacht.

Leopold. O wer mir dafür die Bürgschaft gäbe! Laß es mich offen sagen: den Menschen erkennt er an mir, aber er will sehen, ob der Staatsmann seiner Schule Ehre macht; er will meine Ueberzeugung beugen, ehe er die Bande des Blutes mit mir knüpft. Es gefällt ihm nicht, daß ich dem Volke das Wort rede und doch zugleich um seine Verwandschaft werbe.

Josephine. Die Besorgniß des Vaters, mein Freund. Er fürchtet für Deine Stellung und ach, vielleicht nicht ohne Grund.

Leopold. Für meine Stellung, weil ich vertrete, was eine heilige Pflicht mir zu vertreten gebietet? Der Fürst ist ein hellsehender Mann, er kann und wird die Wahrheit nicht verkennen! Wollte man mich aber zum Sklaven fremder Meinung machen, so würde ich zurücktreten, froh, daß ich meine Ehre gerettet.

Josephine. Und würdest mich verlieren, vielleicht mit kaltem Blute.

Leopold. Dich verlieren? So ist Dein Besitz an meine Stellung geknüpft? O nun seh' ich erst klar, aber mein Herz blutet dabei! Josephine, was würdest Du thun, wenn ich nicht Minister wäre und Dein Vater wiese meiner Werbung die Thür?

Josephine. Du marterst mich grausam!

Leopold. Bei unsrer Liebe, sprich, was würdest Du thun?

Josephine (an seiner Brust). Ich weiß nicht, aber in jedem Falle Dich lieben! (ab.)

Leopold (allein). Reines, himmlisches Wesen, warum muß doch die kalte Hand der Selbstsucht in den heiligen Bund unserer Herzen greifen? Du würdest mir folgen und wär' ich ein Bettler und hätte nicht die Stätte, wo ich mein Haupt hinlegen könnte. Bedarf denn die Liebe der irdischen Hoheit, des fahlen Schimmers glänzender Verhältnisse? Wären wir nicht glücklich, vergessen von den Menschen, fern von dem geräuschvollen Treiben der Welt? Giebt denn dies rastlose Streben nach fernen Zielen mir den seligen Frieden, den ich in ihrer Liebe allein finde? Wer lohnt es mir, wenn ich die höchste Erdenseligkeit von mir stoße und mein blutendes Herz einer Menge opfere, die — leider ist es nur zu wahr! — dies Opfer nicht erkennen, nicht dafür danken wird? — Spricht da nicht selbst die schnödeste Selbstsucht aus Dir? Soll ich die Fahnen fliehen, denen bisher mein Leben geweiht war, nicht weil es die Ueberzeugung, sondern weil es die Selbstsucht mir gebietet? Nein und ewig Nein! Wer der Freiheit sich zum Kämpfer geweiht, der hat das Recht aufgegeben, an seinen eignen

kleinen Schmerz früher zu denken, als an den großen Schmerz eines leidenden Volkes. Ob die Blume meiner Liebe blühen oder verwelken möge, der begonnene Kampf muß gekämpft sein!

Lauscher (eintretend.) Bitte tausendmal um gnädigste Verzeihung; ich glaubte, den Herrn geheimen Rath zu finden.

Leopold. Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen.

Lauscher. Dürft' ich zu hoffen wagen, daß Excellenz meine geringen Dienste nicht verschmähen würden —

Leopold. Ehrenhafte Dienste hab' ich nie verschmäht und weiß sie zu ehren.

Lauscher. Die Anhänglichkeit, die ich zu Ew. Excellenz empfinde, ermuthigte mich zu einem Schritte, der sonst unbescheiden erscheinen könnte. Gewiß erkenn' ich, daß Ihr edles Streben, dem Volke gewisse Rechte zu sichern, ein großherziges ist, aber eben die geschilderte Anhänglichkeit treibt mich zu der Versicherung, daß dies edle Streben von gewissen Seiten nicht verstanden oder nicht geliebt wird. Diese Wahrnehmung dürfte Ew. Excellenz schwerlich entgangen seyn, vielleicht aber dürften Sie die Nachtheile noch nicht genügend zu übersehen Gelegenheit gehabt haben, die meinem unbefangenen

Blick bedenklich genug erscheinen. Der Herr geheime Rath theilen Ew. Excellenz Ansichten so wenig, daß —

Leopold. Genug Ihrer Dienstbeflissenheit! Entweder betrügen Sie mich, oder Andere, deren Vertrauen zu gewinnen Sie das Glück hatten. In beiden Fällen begehr' ich keinen Vortheil daraus zu ziehen. Ich gehe meinen Weg unverrückt und weder Warnungen noch Drohungen sollen mich davon entfernen. (ab.)

Lauscher. Wie Sie befehlen, neugebackene Excellenz! O mein Herr, ich habe schon manchen Minister fallen sehen, der auf besseren Füßen stand, als Sie! Ihr Stern ist im Sinken, sein Glanz blendet mich nicht mehr.

Sinau (eintretend.) Was bringen Sie mir?

Lauscher. Zuerst meine unterthänigste Empfehlung und dann den Wunsch Sr. Durchlaucht, Sie zu sprechen. Sr. Durchlaucht äußerten sich sehr gnädig über die Verdienste Ew. Excellenz.

Sinau. Wirklich, mein lieber Lauscher?

Lauscher. So wirklich, als Sr. Durchlaucht Abneigung gegen gewisse hochgestellte Personen verrathen, die dem in sie gesetzten höchsten Vertrauen nicht zu entsprechen scheinen.

Sinau. Erklären Sie sich näher; Sie meinen den Minister?

Lauscher. Ew. Excellenz Scharfsinn hat es längst errathen. Die scharfsinnige Weise, mit der Sr. Excellenz an die Spitze der Opposition tritt —

Sinau. Mißfällt Sr. Durchlaucht. Hm, hm! Wer hätte das gedacht! Es thut mir leid, daß ich mich in meinem Schützling täuschte.

Lauscher. Wüßten Sr. Durchlaucht gar, welch' gefährliche Reden ich aus Sr. Excellenz Munde vernommen, als er sich im Gespräche mit einem höchst gefährlichen Menschen allein wähnte!

Sinau. Welche Reden?

Lauscher. Im Vertrauen darf ich es wohl bekennen, denn Ew. Excellenz werden mich nicht unglücklich machen wollen. Er sprach sich offen gegen die Rechte der Fürsten aus, meinte aber, man müsse sie eher zum Guten leiten, als Sie hassen.

Sinau. Gegen wen ließ er diese Aeußerung fallen?

Lauscher. Gegen einen Menschen, den ich nicht kenne, der aber ein sehr gefährlicher Demagoge sein muß, obgleich Herrn Sternburgs Freund und jetziger Hausgenosse.

Sinau. Ich bin Ihnen für Ihr Vertrauen verbunden und werde es zu vergelten wissen. Nur bewahren Sie vorläufig Ihr Geheimniß.

Lauscher. Wenn Ew. Excellenz wieder die Zügel des Staats ergriffen —

Sinau. Was sagen Sie da? Mein Alter ist dieser Last nicht mehr gewachsen. — Um welche Stunde rufen mich Sr. Durchlaucht?

Lauscher. In einer Stunde, ward mir der höchste Befehl.

Sinau. Gut denn, ich werd' ihm entsprechen. Leben Sie wohl, mein lieber Lauscher.

Lauscher. Empfehle mich zu Gnaden. (ab.)

Sinau. Der Fürst ruft mich, er bedarf also meiner in einer Angelegenheit, in der ihm sein Minister nicht rathen kann oder soll. Sternburgs Glückssonne scheint im Verlöschen. Welchen Weg wähl' ich? Lauschers Mittheilung ist wichtig, sie würde das Vertrauen des Fürsten vollends untergraben. Was thu' ich, wink ich seinen Stern wieder in den alten Glanz oder stürz' ich ihn vollends in Nacht? Dann vielleicht — Doch nein! Nicht mit Bewußtsein will ich meines Kindes Glück zerstören, ich will die Hand ihm reichen, ihm zurufen, an welchem Abgrund er steht! Verschmäht er dann die Helfende, dann fall' er. Auch auf Trümmern sprießen Blumen.

Zimmer des Fürsten.

Der Fürst, Leopold.

Fürst. Niemals, niemals werden Sie mich zu Ihrer Ansicht bekehren! Sie lassen sich täuschen, blenden. Weil Tausende es begehren, halten Sie es für eine Wohlthat. Und doch ist es nur ein Wahn, der keinen dieser Tausende beglücken würde.

Leopold. Das kann kein Wahnbild sein, was das Jahrhundert gebieterisch fordert, nach dem die Völker ihre Hände flehend ausstrecken.

Fürst. Die Völker! Die Völker sind glücklich, wenn sie im Frieden leben, wenn sie nicht im Elend darben müssen. Die unruhigen Köpfe sind es, von deren Lippen die Stichwörter des Tages in verbrecherischem Ungestüm tönen.

Leopold. Die edelsten Bürger des Staats sind diese unruhigen Köpfe. Und was verlangen sie denn anders, als ihr heiliges Recht, das ihnen geraubt ward und das sie von der Gerechtigkeit Ew. Durchlaucht wieder zu erlangen hoffen?

Fürst. Ihr Recht! Ja, ja, Sie sind trefflich in ihren Jargon eingeweiht. Es ist eine wahnsinnige Zeit dieses Jahrhundert! Wenn Sie von dem Rechte des Volkes sprechen, hab' ich nicht auch das meine, ein ererbtes, heiliges? Und gab ich nicht großmüthig einen Theil dieses Rechtes hin, indem

ich dem Volke eine Stimme gab in der Berathung über sein Wohl? Das ist die freche Habsucht, die nach der Hand greift, wenn man ihr den Finger reicht.

Leopold. Ew. Durchlaucht machten nur einen Mißbrauch gut, der im Laufe der Jahrhunderte sich eingeschlichen. Als das Volk sich Fürsten wählte, gab es sich ihnen nicht zu Knechten preis, sondern behielt sich Rechte vor, die unveräußerlich bleiben.

Fürst. Sie haben Ihren Rousseau trefflich studirt. Also Fürst von Volkes Gnaden! Wie denn, woher kennen Sie die Verträge, die zwischen Fürst und Volk geschlossen wurden? Woher wollen Sie wissen, daß mein Ahn sein Hoheitsrecht durch solch kaufmännischen Vertrag empfing und es sich nicht mit seinem Blut erkämpfte?

Leopold. Um so schlimmer! Dann beruht das Recht auf dem Schwerte und das Schwert kann es lösen.

Fürst. Sie vertheidigen die Revolution!

Leopold. Ich hasse nur die Knechtschaft und gestehe dem mißhandelten Sklaven gerne das Recht zu, seine Ketten abzuschütteln!

Fürst. Bei Gott, Ihre Freimüthigkeit ist ohne Maß!

Leopold. Ew. Durchlaucht forderten mich auf, die volle, ungeschminkte Wahrheit zu sagen.

Fürst. Bin ich ein Wütherich, der die Geißel über seine Unterthanen schwingt?

Leopold. Ew. Durchlaucht haben ein großes, edles Herz und dieß giebt mir den Muth, also zu sprechen. Ew. Durchlaucht wollen das Glück Ihres Volkes, Sie sind zärtlich dafür besorgt, wie der Vater für sein Kind. Aber das Kind wird zum Manne, es will nicht nur geliebt sein, es will auch selbst denken, selbst handeln.

Fürst. Halten Sie das Volk für mündig?

Leopold. Würden Ew. Durchlaucht über ein Volk von Unmündigen herrschen wollen?

Fürst. Das Volk gleicht noch einem Kinde, Wenige sind Männer geworden.

Leopold. So muß man das Kind zum Manne erziehen. Es ist eine falsche Methode, den kindlichen Geist darniederzudrücken, ihm keinen Blick in die Welt der Mündigen zu gestatten; aus solchen Kindern werden nur Sklaven oder Schwächlinge.

Fürst. Ist die s. g. freie Presse das rechte Mittel, dem Volke diese Mündigkeit zu geben? Wird sie nicht ein Kampfplatz aller Leidenschaften seyn? Haß, Schmähsucht, Verleumdung, Prostitution ist in ihrem Gefolge. Sie predigt den Aufruhr, verhöhnt das Heilige, schändet das Ehrwürdige!

Leopold. Sie kann dies Alles, aber sie trägt die Arznei dagegen in sich selbst. Die Verleumdung wird erröthen vor der Wahrheit, die Saat des Aufruhrs wird keinen Boden finden in der bessern Ueberzeugung des Volks, die Lüge wird verachtet sein, weil man die Wahrheit achten wird. Jetzt herrscht die Lüge, die im Goldglanz schimmernde Lüge und die schlichte Wahrheit ist proscribirt. Ist die Censur nicht eine große Lüge, ein Verrath an der Moral, am Recht, an der Klugheit? Sie brüstet sich mit dem Schein des Rechts und ist doch eine Erfindung der Willkür, sie tödtet den freien Gedanken und sanctionirt Schmeichelei und Erbärmlichkeit, sie zerstört das Vertrauen auf Fürsten und Regierung, denn sie macht dem Volke glauben, daß sie gewisse Wahrheiten zu fürchten habe. Nein, nein! Ein edler Fürst sollte die freie Presse nicht verfolgen, sondern beschützen, denn sie ist seine Freundin, die er nie zu fürchten hat.

Fürst. Wenn das Alles nicht anders wäre, als Sie es im täuschenden Lichte sehen! Sehen Sie den Kampf der Parteien in den Staaten, wo die freie Presse herrscht! Nennen Sie dort das Volk glücklich?

Leopold. Weil ein Funken Städte einäschern kann, verbieten Sie darum das Licht? Der kräftige,

oft wildbewegte Wogenschlag ist besser, als das ewig ruhige Gewässer. Ich vertraue mich lieber dem brausenden Bergstrom an, als einem spiegelebenen, aber verrätherischen Pfuhle. Haben nicht selbst die deutschen Monarchen gefühlt, daß das Jahrhundert reif ist für eine freiere politische Gestaltung, als sie freie Presse versprachen? Der schlichteste Ehrenmann hält sein Wort; ist ein Fürstenwort minder heilig?

Fürst. Sie sind kühn!

Leopold. Weil ich wahr bin, weil ich Ew. Durchlaucht nicht minder als mein Volk liebe. Durchlaucht, öffnen Sie den Quell, nach dem Ihr Volk dürstet, geben Sie die Presse frei.

Fürst. Sie spielen den Marquis Posa gut.

Leopold. Ich spiele nicht, ich gebe mich selbst! Wehe mir, wenn ich nach so vielen Worten nichts erreicht hätte, als den Ruf eines erträglichen Schauspielers! Jeder, der es treu meint mit Ew. Durchlaucht und dem Lande, wird sprechen wie ich, ist er anders ein Ehrenmann!

Fürst. Welch hartes Urtheil! Ich glaube manchen Ehrenmann zu kennen, der in der That anders spricht. Sie sollten sich Ihrem Enthusiasmus weniger hingeben! Der Staatsmann muß den Dingen auf den Grund sehen, muß sich von ihrer glän-

zenden Oberfläche nicht täuschen lassen. Ich gestehe, daß ich unangenehm überrascht war, als ich Sie an der Spitze der Opposition erblickte.

Leopold. Der Opposition für das Bessere, ich hoffe es, ich bin davon überzeugt, werden Ew. Durchlaucht selbst beitreten.

Fürst. Täuschen Sie Niemanden und auch sich selbst nicht mit Hoffnungen. Wir wollen unsre treuen Stände nochmals über die Angelegenheit vernehmen. Prüfen Sie selbst die Sache reiflich, nicht vom Standpunkte des Ideals, sondern von dem der Staatsklugheit. Leben Sie wohl!

(Leopold ab.)

Fürst (klingelt; Diener). Ist der geheime Rath von Sinau da?

Diener. Er wartet nur auf Ew. Durchlaucht Befehl.

Fürst. Er soll kommen. (Diener ab.) Ist dies Wahrheit, so ist die Wahrheit mindestens sehr bitter.

Sinau (eingetreten). Ew. Durchlaucht geruhten zu befehlen.

Fürst. Ich habe Sie rufen lassen, lieber Herr geheime Rath, weil ich Ihre freundlichen Dienste nun einmal nicht ganz entbehren kann.

Sinau. Befehlen Ew. Durchlaucht über mein Leben.

Fürst. So ernst ist diesmal die Sache nicht. Es betrifft Ihren Schützling, dessen Talent und guten Willen ich gern anerkenne, dessen Marotten mir aber manche verdrießliche Stunde bereiten. Ich fürchte, Sie haben zu viel von ihm verheißen.

Sinau. Ich kenne das Vergehen, das mit Recht den Unwillen Ew. Durchlaucht erregt. Er verficht die Motion der Stände um Preßfreiheit.

Fürst. Und zwar mit einem Muthe, der einer bessern Sache würdig wäre. Seine Rede entflammt alle Herzen und wir müssen das Schlimmste fürchten, wenn nicht —

Sinau. Haben Ew. Durchlaucht ihn zu überzeugen gesucht —

Fürst. Ich wußte schon, daß unser Feind seine Ueberzeugung ist; denn er ist ehrlich und streitet für das, was nach seiner Ansicht, das Beste ist. Ich bekämpfte diesen Feind, er aber ist felsenfest und im Vertrauen; fast hätte meine Ueberzeugung vor der seinigen gewankt, hätt' ich nicht noch zur rechten Zeit die unumstößlichen Rücksichten des Staats in die Waagschale gelegt. Auf diese Weise richten wir nichts gegen seinen Starrsinn aus. Wir müssen andre Mittel und Wege ergreifen. Ich rechne

dabei auf Sie. Sie haben Ihren Schützling empfohlen und müssen dafür bürgen.

Sinau. Durchlaucht, ich bin untröstlich! —

Fürst. Nur ruhig! Der Mann ist mir sonst werth. Ich liebe diese eisernen Charaktere; gelingt es, ihn unseren Interessen geneigt zu machen, so ist er unbezahlbar. Sie sprachen von einer Familienverbindung, die Sie mit ihm einzugehen beabsichtigten. Nun wohl! Sind Sie mir zu dienen geneigt, so wäre dies die beste Gelegenheit, seiner Ueberzeugung ein Opfer abzuringen. Die Liebe wird ihn gefügsamer machen.

Sinau. So groß war mein Eifer, daß ich dies Mittel selbst schon versucht habe. Ich machte halb und halb die Hand meiner Tochter, die er zärtlich liebt, von seiner politischen Meinung abhängig, doch fürcht' ich umsonst, und ich beginne bereits den Gedanken an eine solche Verbindung aufzugeben.

Fürst. Wie? Er wäre fähig, seine Liebe einer Grille zu opfern?

Sinau. Fast glaub' ich es. Er gehört zu denjenigen s. g. starken Seelen, die in der Entsagung den Glanz des Märtyrerthums zu erkennen glauben. Haben Ew. Durchlaucht schon an die Mittel

gedacht, die ich HöchstIhnen vorschlagen zu dürfen so glücklich war?

Fürst. Ich weiß. Sie meinen ein Ordensband, den Adelsbrief. Doch bedenken Sie, er, der unbeugsam ist, wenn es die Braut zu verlieren gilt, sollte seine Ueberzeugung um diesen — um äußere Ehre verkaufen?

Sinau. Vielleicht! Das Menschenherz, so stark es oft scheint, ist doch schwach. Auch der Trotzigste geizt nach Ehren und was Ein Mittel nicht bewirkte, wirken vielleicht alle zusammen.

Fürst. Das Mittel ist gefährlich. Wenn er der felsenfeste Mann ist, für den ich ihn halte, wird er es ausschlagen und dann —

Sinau. Selbst wenn er dies wagen würde, wäre noch nichts verloren. Ew. Durchlaucht belohnen nur das Verdienst, wie sich das auch bewähre.

Fürst. Durch eine Unwahrheit seine Stimme erkauft! Ein theurer Preis. Und wenn ich es versuchte und er wäre standhaft?

Sinau. Dann, Durchlaucht —

Fürst. Nun dann? Wissen Sie keinen Rath mehr?

Sinau. Doch noch einen; aber ich sprech' ihn mit Widerstreben aus. Dann gält' es, ihn zu entfernen.

Fürst. Das ist der mißlichste von allen. Das hieße, eine Schwäche eingestehen, der Opposition eine Blöße geben, das Volk reizen. Nein, nein! daran dürfen wir nicht denken!

Sinan. Und wenn in diesem äußersten Falle er dahin gebracht würde, selbst seine Entlassung einzureichen?

Fürst. Das wäre Etwas! Doch nur für den äußersten Fall. Ich vermisse ungern diesen Arbeiter in meinem Kabinette. Ich will Ihre andern Mittel überlegen und sag' Ihnen Dank für Ihren freundlichen Rath.

(Sinan ab.)

Fürst (allein). Ein Sternburg wiegt zehn Sinan's auf, und wie kommt es dennoch, daß dieser alte Mann mir mehr nützt, als jene jugendliche Kraft? Ich verachte die Schmeichler, die sich vor Tand bücken, wie Ordensbrüder und Adelsbriefe, ich liebe, ich ehre den kräftigen Männermuth und doch bereitet mir dieser Sternburg so viel Verdruß. Er ist ein Schwärmer, ihm mangelt noch die praktische Lebensansicht. Mit dieser und seinem Freimuth wär' er mir der liebste Mann. Wird ihm ein Adelsbrief diese Ansicht geben? Erliegt er der Lockspeise, so ist er der Mann nicht mehr,

der mir werth war; erliegt er nicht, so darf er mir nicht werth seyn. Wie's auch falle, ich muß den Versuch wagen, gelingt, er so habe ich einen Freund verloren und einen Staatsmann gewonnen, gelingt er nicht, so darf ich den Freund doch in Gedanken ehren!

Vierter Aufzug.

Zimmer bei Leopold.

Leopold. So wäre ich denn am Ziel aller Wünsche, die der Ehrgeiz erstreben, denken könnte. Wie viel Millionen würden sich glücklich preisen, dahin zu gelangen, wo ich stehe! Wie viel Tausende betreten die schwanke Leiter, die zur Ehre, zum Glanze führt und gleiten ohnmächtig zurück auf der kleinern Hälfte ihrer Bahn. Mein Ehrgeiz ist nicht solcher Art. Nicht das Papier, das mich in die Reihe der ersten Adelsgeschlechter des Landes stellt, ist es, das meine Wangen mit dem Roth der Freude färbt, es ist das Bewußtseyn, diese Ehre verdient zu haben, wenn sie in meinen Augen Werth hätte. Verdient? Womit? Ach, nicht dem Verdienste reicht der Fürst dies Dokument, nein, nein! er will mir meine Ueberzeugung damit abkaufen, er will mich stumm machen, daß ich meine Stimme nicht mehr für das verletzte Recht des Volkes erhebe. Das ist es und schmerzt mich, daß es also ist. Ich hielt ihn für groß genug, um zu wissen, daß man einen Ehrenmann nicht durch einen Adelsbrief zum Schurken macht. Er hat mich verkannt, er hält mich für

nicht mehr, als einen Ehrgeizigen, einen Intrikanten, der auf Fürstengunst speculirt. Womit hab' ich diese schlechte Meinung verdient. That ich Etwas, das ihn dazu berechtigen konnte? Ließ ich mich schwach, erbärmlich finden? Nein, nein! Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Wie aber, wenn ich ihm Motive unterlegte, die seinem Edelsinne fern sind? Ich möcht' es glauben und kann es nicht. Sinan's Brief spricht vernehmlich genug. „Mit Freuden begrüß ich Sie als nun ganz Einen der Unsrigen und hoffe, Sie bald mit noch größerer Freude Sohn nennen zu dürfen, denn Ihr besserer Genius wird Ihnen die Binde von den Augen nehmen, die Sie einem Schemen nachjagen läßt!" Da steht es klar und deutlich, — ich ablassen für mein Volk zu kämpfen, für Freiheit des Worts und Gedankens! Das ist der Preis für Ehre und Glück! Ein theurer Preis und doch — wer ersetzt mir die Liebe, die ich von mir stoße, das Glück, das ich mit Füßen trete? Das Volk ist undankbar, es vergißt seine Streiter, ja es schlägt sie in's Angesicht, wenn es die Laune will! Soll ich einen Undankbaren, Hoheit, Glanz, Ruhm, ja mehr als das Alles, meine Liebe, meinen Frieden opfern? Mit Josephinen ist Glück, Frieden, Seligkeit, ohne sie Qual, Elend, Tod!

Hermann (tritt ein). So tief in Gedanken, mein Freund? Die Last des Staates drückt wohl recht schwer?

Leopold. Recht schwer!

Hermann. Du seufzest? Wärest Du dieser Last schon überdrüßig, die Dir vorher so süß schien?

Leopold. Nicht überdrüßig. Wie könnt' ich auch? Man strebt ja täglich, sie mir mehr und mehr zu versüßen und mundet sie mir nicht, so ist es meine Schuld allein.

Hermann. Wie versteh' ich das?

Leopold. Lies!

Hermann. Ein Adelsbrief? Das ist freilich ein süßer Köder, um den wilden Vogel Freiheit des Willens zu fangen. Armes Volk, solche Sprenkel weißt du nicht zu stellen! Glaubst Du nun noch an das große Herz Deines Fürsten?

Leopold. Ich glaube noch daran. Daß er mich achtet, davon hab' ich Proben, wenn er mein Streben nach Zielen, die ihm schädlich dünken, auch nicht billigt. Er liebt vielleicht nicht den Minister in mir, aber er ehrt den Mann und verleiht ihm den höchsten Ehrenbeweis, den er kennt!

Hermann. Du hast einen kindlichen Glauben! Wenn er Dich achtete, so würde er dir nicht bieten, was ein gesinnungsvoller Mann verachten muß.

Meinst Du denn, er wisse nicht, welch eine Seifenblase ein Adelsbrief in unserer Zeit ist? O solche Taubenunschuld besitzt er nicht! Er mußte Dich kennen, er mußte wissen, daß Du diesen papiernen Tand mit Geringschätzung zurückweisen würdest; und zurückweisen wirst Du ihn doch, das ist keine Frage, Leopold.

Leopold. Es war keine Frage, als ich dies Papier empfing. Ich sagte mir Alles, was Du mir selbst gesagt, ja ich erröthete, wie vor einer mir angethanen Beleidigung. Aber es ist mir in der That zur Frage geworden: Wie, wenn es nun dennoch dem redlichsten Willen des Fürsten entsprungen wäre? Darf ich verachtungsvoll zurückweisen, was er mir liebevoll bietet?

Hermann. Ob Du darfst? Frage lieber, ob Du mußt und ich will Dir's eher verzeihen! O diese Liebe, diese reine, uneigennützige Liebe macht mich lachen. Du bist ein Kind an Erfahrung und bist doch ein großer Diplomat. Und ich bin nichts und schaue doch so klar in eines Menschen Herz, dem ich noch nicht Aug' im Aug' gegenüber gestanden. Was Du für huldvolle Liebe nimmst, ist tückischer Verrath. Wie werden sie lachen, wenn Du Dir selbst die goldnen Fesseln um Fuß und Hände schlingst! Willst Du denn noch Dein Volk beglücken?

Leopold. Ob ich will? Mein Blut, mein Leben würd' ich dafür hingeben! Doch ich bin kein Gott! Ich habe ein menschlich fühlend Herz, das brechen wird, wenn sein besser Theil von ihm gerissen wird! Wer ersetzt mir das selige Glück der Liebe, das ich zum Opfer bringe?

Hermann. Ich verstehe! Sie drohen Dir die Braut zu rauben, wenn Du nicht von Deiner stolzen Geliebten, der Freiheit, lässest. Armer Freund, Du wähntest Dich riesenstark und bist doch ein schwaches Kind. Blut und Leben willst Du für die Freiheit opfern? Opfert das der Wilde doch seinem Fetisch auch! Wie gering ist dies Opfer! Was ist das Leben? Ein Nichts ohne des Geistes hohen Zweck! Opfere das, was die Menschen Glück nennen und lebe dann, um zu wirken! Dann erst hast Du genug gethan!

Leopold. Du hast nie geliebt, darum kannst Du das Uebermenschliche von mir fordern.

Hermann. Ich habe geliebt, aber die Freiheit ist mir mehr als die Liebe. Schmach über die Helden, die von der Göttlichkeit der Freiheit predigen, und sie ihren selbstsüchtigen Wünschen hintansetzen. Wer Dir Ersatz giebt, fragst Du? Dein Bewußtseyn, Großes gethan, Dich über die gewöhnliche Menschlichkeit erhoben zu haben, muß der Ersatz seyn! Was geht Dich die Dankbarkeit oder Undankbarkeit der

Menge an? Der wahre Held kämpft nicht um des Kranzes willen, den ihm der berauschte Enthusiasmus reicht; seine Krone ist aus schönen Sternen geschlungen, auch im Erliegen bleibt er Sieger. Gieb dem Volke die Freiheit und laß es Dich nicht kümmern, ob es Dir Lorbeeren oder Dornen dafür reicht. Fühlst Du Dich dazu stark, so weißt Du, wie Du zu wählen hast; zweifelst Du, so bist Du der nicht, für den Du Dich gabst, dann laß Dich immerhin in goldne Ketten schlagen; auch als Freiherr bist Du dann ein Knecht.

Sternburg (eintretend). Ein Knecht, den kein Gott mehr lösen wird!

Leopold. Sie hier, mein Vater?

Sternburg. O freilich, ich hätte mich dem hochwohlgebornen Freiherrn melden lassen sollen. Vergieb es meiner plebejischen Natur, die sich an die Formen der großen Welt noch nicht gewöhnen konnte.

Leopold. Vater, Sie thun mir wehe!

Sternburg. O, mein Sohn, es hat sich eine Schranke zwischen uns aufgethürmt, die uns einander fremd machen muß und wird. Ist es wahr, was man sich zuflüstert, worüber Deine Feinde jubeln und Deine Freunde weinen, was die Bessern nicht glauben mögen, ist es wahr, daß Du den ehrlichen Namen Deines Vaters mit einer Zuthat entweihen lassen willst, die

Dir keine Ehren geben, nur die errung'ne rauben kann? — Du schweigst? So ist es wahr und das tausendzüngige Gerücht hat nicht gelogen! Unglücklicher, was Du bisher gethan, meinst Du, es sei damit genug? Du warst ein Fürstendiener, und ich ließ es geschehen, weil ich wußte, daß Fürsten treuer Diener bedürfen, um ihr Volk zu beglücken. Das Volk jauchzte Dir zu; ich sah Dich männlich ringen gegen Gewalt und Tyrannei und ich war stolz auf Dich. Nun bist Du ein Fürstenknecht geworden und dahin ist Alles, was Du errungen. Für Liebe ernteſt Du Haß. O mein Sohn, warum hast Du mir das gethan?

Leopold. Vater, noch ist es nicht geschehn! Noch bin ich frei, noch ist der Kampf zwischen Ueberzeugung und Nothwendigkeit nicht ausgekämpft!

Sternburg. So hast Du doch gekämpft, so ist das Gefühl für das Rechte noch nicht in Dir erstickt? Ich wußt' es wohl, daß mein Sohn nicht freiwillig den Nacken in's Joch beugen konnte. Gedenke an die Stunde, als ich Dir versprach, wieder zu kommen, wenn Du wanken würdest!

Hermann. Und denke der Stunde, als Du mich für den Schutzgeist Deiner Ehre halten wolltest, wenn ich zu Dir sprechen würde: „Was Du thust, ist schlecht!“

Leopold. Ich denke an Alles dies! Wüßtet ihr, wie wenig diese Gunst des Fürsten mich reizt, aber wüßtet ihr auch, was ich zum Opfer bringe, wenn ich sie in den Wind schlage!

Sternburg. Schlage sie in den Wind; was Du auch opferst, es ist besser so. Mögen sie Dir den geliehenen Glanz nehmen, Du wirst doch glänzender und reiner dastehen, als in Deiner jetzigen Herrlichkeit, mit einer Schuld beladen. Du sagst, Du liebst Dein Volk und könntest doch aus seiner Gemeinschaft treten und seinen Feinden Dich anschließen. Der adlige Name reißt Dich nicht aus des Volkes Herzen, sondern es reißt auch das Volk aus Deinem Herzen, wie Dich aus dem meinigen. Der Adel läßt sich nicht verleihen, wie er sich nicht ererben läßt. Du warst adlig bisher, Du wirst es nicht mehr seyn, wenn Dich dies Dokument dazu machen soll. Thue, wie Dein Herz gebietet, von ihm hoffe ich den besten Entschluß. Ist Dir aber der Name Leopold Sternburg nicht genug, daß Du ein Mittelglied haben möchtest, dann wirf ihn ganz von Dir, damit der bürgerliche Vater vor dem hochadeligen Sohne nicht zu erröthen brauche!

Leopold. Mein Vater, ich hoffe Ihres Namens würdig zu bleiben. Wie gern würde ich dies Dokument zerreißen, wenn nicht noch andre Rücksichten die Sache der Ueberzeugung zur Sache des Zweifels

erregten. Darf ich das Geschenk des Fürsten von mir weisen?

Sternburg. Du darfst und mußt! Hat Dich der Fürst nur versuchen wollen, so muß es ihn freuen, wenn Du stark aus der Prüfung hervorgehst; ist es sein Ernst, so wird er Dich achten lernen, oder er ist Deiner nicht werth.

Leopold. Einen Augenblick, mein Vater! (schreibt.)

Sternburg (laut zu Hermann). Sie sind sein Freund! Sie sprachen im Sinne des Ehrenmannes. Was glauben Sie, daß mein Sohn thun wird?

Hermann. Sie sind sein Vater, was glauben Sie?

Sternburg. Er wird thun, wie die Ehre gebietet!

Leopold. Lesen Sie!

Sternburg. „Ew. Durchlaucht haben mich mit einem so hohen Beweise Ihrer Gnade überrascht, daß mein Dank nicht groß genug seyn würde, wenn ich ein Andrer wäre, als der ich bin. Mein Verdienst ist noch klein, ich strebe erst danach, es größer zu machen. Wollen mich Ew. Durchlaucht dafür belohnen, so kann es nicht besser geschehen, als wenn Sie der Idee, für die ich im Namen Ihres Volkes kämpfe, Ihren Beifall schenken. Ich ehre den Adel, aber auch

mich selbst und glaube nicht, daß ein Adel verliehen werden kann, den ich nicht besitze. Bin ich des adligen Namens werth, so werd' ich adlig seyn ohne Namen, und bin ich's nicht, so will ich nicht, daß man über mich erröthe. Deshalb werden Ew. Durchlaucht mir gestatten, daß ich das ehrenvolle Dokument zurückgebe."

Hermann. Freund, Bruder, Victoria, Du hast gesiegt!

Sternburg. Ich wußte wohl, daß Du mein Sohn bist! Reich seyn, ist nichts, des Reichthums werth seyn, ist Alles! Du bist uns wiedergewonnen, mit Jubel wird das Volk den zurückgekehrten Freund begrüßen. Und wenn Du auch Deine Hoheit ablegen müßtest, so thust Du's doch mit Ehren! Ich gehe, laut zu verkünden, daß Du nicht aufgehört hast, der Alte zu seyn! (ab.)

Hermann. Vergieb, wenn ich je an Dir gezweifelt!

Leopold. Ich habe gesiegt, aber mein Herz wird vielleicht brechen!

Hermann. Es wird nicht brechen! Ist Josephine Deiner werth, so wird sie Dir folgen und wär' es auch in Armuth und Noth! (ab.)

Leopold. Wenn Du das könntest, Josephine! Was wäre mir dann der stolze Klang meines Titels! Dann wollt' ich ihn freudig niederlegen, denn nicht

er, sondern Deine Liebe ist mein Glück! (Diener bringt ein Billet.) Von ihr! Sie ruft mich! Ihre Seele sehnt sich nach der meinen! Wichtige Worte habe sie mir zu sagen — vielleicht Worte des Scheidens! Leben oder Tod! Ich komme! (ab.)

Josephinens Boudoir.

Josephine. Was macht mich doch so beklommen, da ich ihn erwarte? Mein Herz schlägt ihm entgegen; jedes Geräusch, das ich vernehme und für seinen Fußtritt halte, treibt mir das Roth der Freude auf die Wangen, ich sehne mich nach ihm, nach seinem Wort, nach seinem Kuß und doch ergreift mich namenlose Bangigkeit, als müßt' ich den Tod von seinen Lippen saugen! Das macht, weil ich das Urtheil von seinem Munde erwarte, weil sein Ja oder sein Nein mir Tod oder Leben giebt. Warum bin ich denn nicht arm geboren, daß ich hoffnungsvoll zu ihm aufschauen könnte! O er würde mich zu sich emporheben, ich weiß es. Warum bin ich nicht die Tochter eines schlichten Bürgers, wie sein Vater es ist? Was geht mich der Stolz meines Vaters an? Was kümmert es mich, ob er Minister ist, oder was sonst? Soll ich einem Vorurtheil mein Glück opfern? Wem aber opfert er mich? Einem Schattenbild vielleicht, das dem Volke Glück verspricht, aber nicht bringt. Und wird der Kampf dann nicht gewonnen

ohne ihn? Die andern können ja kämpfen ohne die Furcht vor'm Verluste. Soll er den Sieg mit so schweren Opfern bezahlen? Schweig', selbstsüchtiges Herz! Er muß ja kämpfen, um meiner werth zu seyn. Könnt' ich dann so heiß noch lieben, wenn er so leicht die Fahne tauschen könnte? Er ist mein Held, mein Ideal! Ohne ihn werden sie nicht siegen, das wissen die Gegner wohl und suchen ihn darum zu gewinnen. Wer trägt so flammende Begeisterung im Busen, wie er? Wer redet mit Engelzungen wie er? Er trägt den Sieg auf den Lippen, wie im Herzen; wo sein Panier weht, da grünt der Lorbeer!

Leopold (eintretend). Josephine!

Josephine. Mein Geliebter! — Grausamer, muß ich Dich erst rufen, um Dich zu sehn?

Leopold. Es ist so schön, dem Ruf der Liebe folgen! Dein Wort beflügelte meinen Schritt. Es lagen Schatten auf meiner Seele und Dein Athem zerstreute sie.

Josephine. Schatten, wo Dein Fürst Dich beschenkt?

Leopold. Er hat mich hochgeehrt, seine Gnade floß wie ein Strom über mich. Es war zu viel, diese Ehre hätte meines Geistes Blüthe geknickt; ich gab sie zurück.

Josephine. Weh' uns!

Leopold. Du tadelst mich darum?

Josephine. Dein Geist wird blühen, doch unsre Liebe ist geknickt!

Leopold (bei Seite). Das war der Todesstoß, den ich gefürchtet. — Josephine, bedenkst Du, was Du redest?

Josephine. Mein Vater hat es mich ja bedenken gelehrt. O, weißt Du denn nicht, daß er Dich nun nie seinen Sohn nennen wird?

Leopold. Er wird mich so nennen, wenn er Dich liebt. Er wird sein Vorurtheil überwinden, wenn Dein Glück ihm theuerer ist, als sein Ehrgeiz.

Josephine. Achte seine Ueberzeugung, wenn sie auch der Deinen feindlich ist. Du hast kein Recht, das Vorurtheil zu nennen, was den Inhalt seines Lebens ausmacht.

Leopold. Josephine, die Stunde ist gekommen, wo ich Dich fragen darf: Könntest Du die Liebe Deiner Pflicht opfern? Du bist selbstständig, Du darfst dem Mann Deiner Wahl folgen, selbst gegen Deines Vaters Willen.

Josephine. So kann Leopold sprechen!

Leopold. Du würdest Deinem Vater ein kurzes Weh bereiten, aber was ist es gegen den Schmerz, den er Dir bereitet, wenn Du mich wahrhaft liebst?

Herzlos tritt er Dein Glück mit Füßen und opfert sein einziges Kind der Politik.

Josephine. Opferst Du mich nicht auch?

Leopold. Nun sag' ich: Wie kann Josephine so sprechen? Wär' es schnöder Stolz, dem ich meine Liebe opfere, so wäre ich nicht werth, daß Du mich je geliebt. Aber ich diene einer höhern Sache, die nicht die meine ist. Hättest Du mich lieber ehrlos gesehen?

Josephine. Nein, nein, vergieb! Ich bin ein thöricht Kind und Du bist immer groß. Nein, ich erwartete nichts Geringeres von Dir. Du mußtest so handeln, denn ich hätte sonst ja nie ohne geheimen Kummer zu Dir aufschauen können. Sollte das Volk meiner Liebe wegen leiden, indem es seinen besten Kämpfer verlor?

Leopold. Ich wußt' es, Du hast ein großes Herz, ich wußte, daß Du mich verstehen würdest, und darum ward mir der Kampf minder schwer.

Josephine. Du hast groß von mir gedacht und dafür dank' ich Dir. Ja, mein Leopold, auch des Weibes Begeisterung vermag dahin zu dringen, wohin der Gedanke des Mannes sich auf Adlerflügeln schwingt. Des Weibes Herz ist bildsam; vom Hauch des Großen und Schönen umflüstert, sprengt es die Eishülle von Gewohnheit und Vorurtheil und blüht

freudig in neuem Frühling auf. Ich verstehe den Fadenzug Eurer Politik nicht, ich weiß nicht, was Eure Liberalen begehren, aber der Flügelschlag der Freiheit umweht mich, wie frische Morgenluft, sie offenbart sich mir in meinen wachen Träumen, ich fühle, mein Herz handelt mit dem Volke. Ihr stolzen Männer solltet in solchen Dingen nicht achtlos über das Weib dahin sehen; denn vermag es euern Muth auch nicht mehr zu entflammen, so kann es euch doch im Kampfe und nach dem Kampfe mit liebender Hand pflegen und Eure Kinder Euer Beispiel lehren!

Leopold. Dies Alles weiß ich von Dir und fühle es um so schmerzlicher, weil mir dies Glück versagt seyn soll. Wie träumt ich mir's so schön, an Deiner Brust von des Tages Mühen zu ruhen, von Deinen Lippen neue Begeisterung zu trinken! Ich träumte mir das Leben an Deiner Seite wie ein Paradies; ach, ohne Dich würde es eine Wüste seyn!

Josephine. Nein, mein Freund, wer noch strebt und nach Zielen ringt, dem ist das Leben keine Wüste. Nur dem Thatlosen, dem Gedankenarmen ist es eine dürre Haide, auf der kein grünes Blatt der Hoffnung sprießt. Drücke die Hand auf die Wunde, die Dir geschlagen wird und weihe Deine ganze Liebe Deinem Volke. Ich fordere nicht, daß Du mich

ewig lieben sollst, gedenke nur zuweilen freundlich mein als einer Abgeschiedenen, die Dich innig liebte!

Leopold. Du raubst mir alle Hoffnung, Josephine!

Josephine. Besser, als wenn ich Dich mit einem wesenlosen Luftbild tröge. Lerne entsagen, mein Freund! Ach, ich fürchte, nur zu bald wirst Du es müssen. Wendet ein guter Genius es aber zum Guten, so wird die Freude für diesen Schmerz tausendfältig belohnt.

Leopold. O, daß ich ruhig davon sprechen könnte, wie Du! Wahnsinn durchfröstelt mein Gehirn, wenn ich an Trennung denke. Wenn Du mich liebtest, wie ich Dich, so heiß, so verlangend, Dein kindlicher Gehorsam müßte schmelzen in dem Feuer Deiner Liebe.

Josephine. Sei nicht ungerecht, mein Freund! Gott weiß es und auch Du weißt es, wie ich Dich liebe! Aber die Liebe ist heilig, sie tritt nie die Gesetze der Natur mit Füßen. Soll ich das graue Haupt des Vaters in die Grube beugen, wenn ich ihn, den Verlassenen, verlasse? Sein Stolz, ja sein Ehrgeiz sind taube Blüthen, die seinem verarmten Leben keinen Trost bieten würden. Und glaube mir, er wäre tausendmal ärmer als Du, wenn ich ihn verließe. Eine lebendige Idee heilt Deine Wunde,

Dein Herz wird sich daran aufrichten, wie das vom Sturm gebeugte Gräschen, wenn die Sonne es bestrahlt. Wohin sein Herz auch fassen mag, da findet es markloses Rohr, das kraftlos zusammenknickt.

Leopold. Du bist stärker als ich, aber ich glaube, ich liebe Dich mehr. Ich hatt' auch diesen Entsagungsmuth, als ich noch zu Dir aufsah, wie zu einem schönen Stern, als ich nur ahnte, daß Du mir geneigt warst; ja, vor einer Stunde noch glaubt' ich ihn zu besitzen und nun ist er so ganz verschwunden, wo ich in Dein liebes Auge sehe! Als Du mir noch ferner standst, da war ich glücklicher: da erfaßt' ich die Hoffnung am bunten Flügelkleide und sie ließ mit sich kosen, wie ein Kind. Nun aber flieht auch sie. Josephine, mein Leben wird doch eine Wüste seyn!

Josephine. Neue Blumen werden Dir blühen! Sei stark, mein Freund! Soll das Mädchen Dich beschämen? Was ist denn mein Leben von nun an? Das Weib hat nur die Liebe; ist die ihr genommen, so ist ihr Herz leer und öde. Und doch bin ich muthiger als Du!

Leopold. Du trägst den Mund auf den Lippen, aber Deine Augen perlen von Thränen. Verbirg sie nicht, die goldnen Tropfen!

Josephine (ihn umarmend). So gehe, mein

Freund, und laß mich einsam weinen. Gieb mir den Scheidekuß; es findet sich vielleicht keine Stunde mehr, wo wir Abschied nehmen können!

Leopold. Grausame Götter, warum füllt ihr den Becher der Seligkeit mit Schmerz!

Josephine. Die höchste Lust wohnt im Schmerz! Nun geh, mein Freund; ich muß mich sammeln; ich muß Dich wiedersehen können, ohne zu beben. Lebe wohl!

Leopold. Lebe wohl! (ab.)

Josephine (ihm nach). Geleite Dich Gott? — Wie bist Du gebrochen, mein erheuchelter Muth! Er nannte mich stark und ich fühlte meine Seele zittern, wie ein Blatt, das der Wind bewegt. Blüht denn der Frühling noch, lächelt die Sonne noch vom blauen Himmel herab? Alles scheint mir grau und fahl! Ich bin so arm, mir ist so wehe, ich möchte weinen und sterben!

(Sinau tritt auf).

Sinau. Was fehlt Dir, meine Tochter?

Josephine. Ich versuchte einen Freund zu begraben und das Grabgewölbe stürzte über mir zusammen!

Sinau. Träume also, phantastische Kinder der Langweile. Laß das, Josephine, wir haben von ernsten Dingen zu reden.

Josephine. Von ernsten Dingen? Hab' ich denn gescherzt?

Sinau. Ja, von ernsten Dingen, darum mußt Du aber doch heiter seyn, denn der heutige Tag paßt nicht für ein trübes Gesicht. Ich will Dir heute Deinen Verlobten zuführen.

Josephine. Vater, gütiger Vater, Sie wollten —

Sinau. Freilich will ich! Eine so brillante Partie findet sich so bald nicht wieder, und wir müssen der Welt zeigen, daß es uns an Freiern nicht fehlt, wenn auch Herr Sternburg Dich einer Grille opfert.

Josephine. Meine Sinne umdüstern sich! Von wem sprechen Sie denn?

Sinau. Von Herrn von Löwenthal, der soeben um Deine Hand geworben hat. Ich habe sie ihm so ziemlich zugesagt —

Josephine (fest). Sie thaten Unrecht, eine Zusage zu geben, die Sie nicht halten können.

Sinau. Nicht halten kann? Warum? Unser Verhältniß mit Sternburg ist gelöst. Er ist seines eigenen Glückes Feind. Ich erfahre soeben, daß er den Adelsbrief, den ihm die Gnade des Fürsten gegeben, zurücksendet. Sein Fall ist gewiß; er kann mein Schwiegersohn nicht werden.

Josephine. Wie, Herr von Löwenthal mein Gatte? Halten Sie Bande der Herzen so leicht gelöst? Sie ließen die Blume meiner Liebe wachsen und blühen und nun wollen Sie sie ausreißen und bedenken nicht, daß Sie den Boden zerstören, auf dem sie gewachsen. — Nicht wahr, mein Vater, das haben Sie nicht bedacht? Nicht wahr, Sie wollen Ihres Kindes Herz nicht zerreißen?

Sinau. Welche Einbildungen, mein Kind! Ich bin ja Dein Vater und will allezeit Dein Bestes. Dieser Sternburg kann nun einmal nicht in Verbindung mit uns treten. So vergiß ihn auch und sei mein gutes Kind.

Josephine. Vergessen, ihn vergessen? So wissen Sie nicht, daß ich ihn liebe? Ich liebe ihn heiß, glühend, bis zum Wahnsinn! Nun wissen Sie es und begreifen wohl, daß ich ihn nicht vergessen kann. Vater, Sie billigten meine Liebe; wodurch ist Leopold schlechter geworden, als er war?

Sinau. Du kennst die Verhältnisse ja; es lag Alles in seiner Hand; er wollt' es nicht und ist darum nicht werth, daß Du ein Wort nur zu seinen Gunsten sprichst.

Josephine. Nicht werth, weil er handelt wie ein Ehrenmann? Was kümmert es mich, ob er reich

ist oder arm, groß oder gering? Sein Herz ist immer groß und seine Liebe macht mich reich!

Sinau. Mich aber kümmert es und unsre Familie kümmert es, wenn eine Mesalliance —

Josephine. Ich erröthe in Ihrer Seele! Er, der einer Königstochter würdig wäre, sollte unser Haus entehren! Das Siegel der Gottheit ruht auf seiner Stirn! Nur er ist adlig geboren und steht so hoch über all unsern Geschlechtern, daß er im edlen Selbstbewußtseyn den Adel seiner Seele nicht durch einen irdischen Adelsbrief entweihen wollte. Vater, opfern Sie nicht einem Vorurtheil das Glück Ihres Kindes! Seien Sie gütig, seien Sie gerecht! Ich habe Sie so zärtlich geliebt, lassen Sie die Quelle dieser Liebe nicht versiegen! Machen Sie mich glücklich, denn ohne ihn ist kein Glück!

Sinau. Das sind Romanideen, mein Kind, die Du Dir aus dem Sinne schlagen mußt. Sei vernünftig, Josephine, und fordere nicht das Unmögliche!

Josephine. Das Unmögliche liegt allein in Ihrem unseligen Stolze! O meine Mutter, Du allein hast mich geliebt, Du hättest das Deinem Kinde nicht gethan! Vater, Sie werden Ihre grausame Härte bereuen, ach, wenn es zu spät seyn wird. Ich werde dulden, aber mein Herz wird brechen. Vater, haben Sie Erbarmen mit meinem Schmerz, geben Sie mir

den Mann meiner Wahl, meiner Liebe! Sie schweigen? Sie überlegen? O sprechen Sie das Wort aus, das mich beglückt!

Sinau. Es ist keine Rede mehr davon. Du wirst es mir einst danken, daß ich vernünftiger war als Du. Löwenthal ist ein schöner Mann, Du wirst ihn lieben lernen und jenen vergessen.

Josephine. Wohlan, mein Vater! Sie können mich vielleicht zwingen, meiner Liebe zu entsagen, aber nie, nie, dem ungeliebten Manne meine Hand zu reichen. Darum davon kein Wort mehr, wenn Ihnen die Ehre Ihres Kindes, die Ehre Ihres Hauses lieb ist!

Fünfter Aufzug.

Leopolds Zimmer.

Leopold. Hermann.

Hermann. Du konntest Dir kein schöneres Denkmal gründen, als Du Dir im Herzen Deines Volkes errichtet hast! Eine gleiche Begeisterung sah ich nie, als die doch so ganz natürliche Handlung Deines Rechtsgefühls hervorgebracht. Sie nennen es eine unerhörte Großmuth, ein Opfer ohne Gleichen und was weiß ich!

Leopold. Armes Volk!

Hermann. Das sag' ich auch. Ich habe niemals die Verwerflichkeit einer aristokratischen Regierung lebhafter gefühlt. Sie hassen diese Herren von Adel und können sich doch nicht zu dem Muthe emporraffen, diesen lächerlichen Stolz auf einen bedeutungslosen Titel zu verachten; nennen es Großmuth, weil Du diesen Titel verschmäht, als ob es einen schönern gäbe, als den Namen eines Bürgers. Und doch ist ihre Begeisterung rührend schön. Sie fühlen sich moralisch gehoben, weil ein Mann von Deinem Rang ihnen Rechte zugesteht. Ach, sie waren bisher nur

Spott und väterliche Zurechtweisungen gewohnt. Selbst das Recht, durch ihre Vertreter für das Wohl des Vaterlandes mitzusprechen, dünkte ihnen ein Spott, denn sie sahen ihre Vertreter schweigen oder niedergedonnert von der Uebermacht der aristokratischen Partei. Du hast ihnen die Zunge gelöst, daß sie muthig aus dem Volksherzen sprachen. Sie würden Dich an des verstorbenen Erbach Statt zum Deputirten wählen, wenn Du nicht Minister wärst. „Das wär' ein Mann für uns, der würde hundert Ministern vom alten Schlage Stand halten!" hört ich sie sagen.

Leopold. Du selbst hast mich gelehrt, des Volkes Stimme mißtrauen. Heute rufen sie: Hosianna! und morgen: Kreuzige ihn!

Hermann. Laß sie! Und mögen sie Dich steinigen, so ist es gut, wenn Du nur Mitleid für sie fühlen kannst! Diesmal ist ihr Jubel ächt, Du kannst Dich seiner freuen, denn Du freust Dich Deiner That.

Leopold. Ich freue mich ihrer, wie man sich freut, einen Feind besiegt zu haben. Aber es ist nicht das reine, gottfreudige Gefühl, das mich allem irdischen Schmerz entheben könnte. In den Kranz, den sie mir reichen, sind scharfe Dornen geflochten. Ich bin ein ausgebrannter Vulkan, außen in herrlicher Blüthe, mit saftigen Fruchtfeldern, schattigen Höhen,

an die der Landmann seine Hütte lehnt; aber innen ist es schreckhaft öd und leer!

Hermann. Sei ein Mann, Leopold; raffe Dich empor aus dieser Erschlaffung! Hatte Dein Herz denn nur Raum für die Liebe? Denke, die Geliebte sei Dir gestorben und räume den Thron Deiner Brust ganz der Freiheit ein. Und noch bist Du ja nicht völlig hoffnungslos. Noch bist Du Minister und es sind stärkere Vorurtheile gebrochen worden.

Leopold. Noch bin ich Minister, aber ehe die Sonne wiederkehrt, kann ich fallen.

Hermann. Fallen, ein häßliches Wort. Ein Mann Deiner Art fällt nicht. Er legt den Schimmer erborgter Größe ab und bleibt doch immer der große, ungebeugte Mensch.

Leopold. Der Fürst bemühte sich umsonst, meinen Grundsätzen ein Kompliment zu sagen. Ich las die Verstimmung auf seiner gefurchten Stirne. Er liebt mich nicht mehr.

Hermann. Aber er muß Dich achten, sonst ständ' er tiefer, als seine Kreaturen. Er fürchtet Dich vielleicht, ein Loos, für mich nicht weniger beneidenswerth, als geliebt zu seyn. Denke Dir, der Mann, vor dem Tausende in tiefster Unterwürfigkeit sich beugen, fürchtet Dich!

Leopold. Von ihm geliebt, vermocht' ich mehr! Ich hätte sein Herz noch gewinnen können für eine Sache, die nun, siegen wir, keinen Freund, keinen Beschützer, sondern nur einen erzwungenen Bundesgenossen, d. i. einen Feind, an ihm haben wird. Ich habe während der jüngsten Debatte die Mienen der Rechten wohl beobachtet; sie lächelten, als wüßten sie, daß mein Urtheil gesprochen, als wollten sie sagen: Uebe nur noch einmal deine Beredsamkeit, es wird bald aus seyn mit ihr! (Diener bringt ein Schreiben; Leopold liest.) Hab' ich's doch in meiner ahnenden Seele gefühlt! — Ha, der feige Verräther!

Hermann. Was ist's?

Leopold. Ein liebevoller Brief meines geträumten Schwiegervaters.

Hermann. Du nennst ihn Verräther?

Leopold. Vielleicht verdient auch er den Namen, doch mein' ich ihn nicht. Du erinnerst Dich des Schleichers, der urplötzlich zwischen uns fiel, als wir —

Hermann. Er war ein Spion?

Leopold. So scheint es. Höre. „Ich war Ihnen freundlich gesinnt, ich hatte Sie lieb gewonnen, ja, ich darf sagen, daß ich einen Stein zum Bau Ihres Glückes beitrug; ich war im Begriff, Ihnen das

Theuerste anzuvertrauen, was ich auf der Welt besitze. Eine Marotte von Ihnen hat dies Verhältniß gelöst. Dennoch fühl' ich noch so viel Theilnahme für Sie, daß ich eine Warnung an Sie zu richten mir erlaube, selbst auf die Gefahr hin, verkannt zu werden. Sie haben einen Gast, den Sie mit Ihrem vertrautesten Umgang beehren. Dieser Mann soll von gefährlichem Charakter seyn, ja, man sagt mehr: es sollen Einverständnisse zwischen Ihnen stattfinden, die Sie im höchsten Grade kompromittiren würden. Ich zweifle nicht daran, dies Alles ist Verläumdung, aber die Folgen sind darum nicht viel minder angenehm. Sie müssen wissen, wie Sie mit Ihrem Freunde halten und ob sie sich selbst freisprechen können. — Ich komme soeben von Sr. Durchlaucht. HöchstSie geben mir zu verstehen, daß der unfruchtbare Kampf um die Preßfreiheit Ihr höchstes Mißfallen errege und daß Sie gewillt seien, die Stände aufzulösen. Leider seh ich nur ein Mittel, diesen gefährlichen Schritt abzuwenden; aber dies Eine würde ein Opfer von Ihrer Seite fordern, ein Opfer, das zu groß ist, um Ihnen von einem Vernünftigen zugemuthet zu werden, selbst wo es das Wohl des Vaterlands gilt. Sie ahnen ohne Zweifel, was ich meine, aber es kann nicht die Rede davon seyn!"

Hermann. Scharf gezielt, gut auf Deinen Großmuth, Deine Vaterlandsliebe speculirt —

Leopold. Und nicht fehlgeschossen.

Hermann. Stoße mich aus Deinem Hause, verleugne mich, ich will gehen, so weit, daß mich ihre Spürhunde nicht finden sollen. Schilt auf mich, wie auf einen Verlornen, den Du vergebens auf den rechten Weg zu führen trachtetest.

Leopold. Sei ruhig; Sie werden mir und Dir kein Haar krümmen. Sie wollen ja nichts, als daß ich entsage, daß ich die Gewalt niederlege, die sie mir gegeben. Das ist ihr Ziel, ihre Absicht. Thu' ich das, so werden sie mir den Frieden gönnen.

Hermann. Und Du willst es thun?

Leopold. Ich will und muß. Mein Wirken wird enden und ich wollte noch so viel vollenden! Es war ein kurzer, aber schöner Traum! Vielleicht ist es nur eine List, im Gehirne dieses Herrn von Sinau entsprungen, aber ich darf es nicht wagen, ihr die Spitze zu bieten. Ich darf das Wohl des Allgemeinen nicht auf's Spiel setzen. All' unsre Kämpfe wären umsonst gewesen, gefiel es dem Fürsten, die Stände aufzulösen; der Sieg wär' uns ferner gerückt, als je. Die Bahn ist gebrochen, sie werden fortschreiten ohne mich. Und was vermag endlich ein Minister in Ungnade? Nur dadurch vermocht' ich segensreich zu wirken,

daß ich das Fürstenherz dem Volksherzen näher rückte. Jenes wird nicht mehr auf mich hören, jede edle Regung wird es ängstlich bewachen, das warme Gefühl mit Eis umwappnen, weil es an meine aufrichtige Liebe nicht mehr glauben wird. Drum ist es besser, ich entsage. Noch handle ich durch die freie Kraft des Willens, allein gebunden durch die sittliche Nothwendigkeit; ich steige herab, ich falle nicht!

Hermann. Gott segne Dich für Deinen Entschluß! Du wirst nicht kleiner werden, sondern größer. Nur mit Mühe gewöhnt' ich mich ja an Deine Titel und Würden. Ich sah Dich auf einer schlüpfrigen Bahn und zitterte für Dich. Nun bist Du wieder unser, ganz unser und reich an Erfahrungen kommst Du zurück. Deine schönen Traumbilder sind zerronnen, Deiner Thatkraft zum Gewinn. Dein Blick ist freier, heller geworden. Es hat sich erfüllt, was ich zu Dir sprach: Niemand kann zweien Göttern dienen!

Leopold. Fürst und Volk ist eins, wie Kopf und Herz, eine fremde Macht nur hat sich dazwischen gedrängt. Belauschten die Fürsten mit eigenem Ohr ihr Volk, sie müßten es ja lieben, sie könnten es nicht mit den Augen des Argwohns betrachten. Die arglistige Kamarille allein ist es, die, uns verdächtig, unsre Liebe in Haß wandelt, Gift in das Ohr des

Fürsten träufelt. Diese Kamarille zu stürzen, wäre eine Lebensaufgabe für mich gewesen!

Hermann. Du wirst Alle noch stürzen, die dem Volke der Freiheit feind sind! Laß mich handeln; sie meinen gesiegt zu haben, indem sie Dich verdrängt, ihr Sieg aber soll eine Niederlage bedeuten! (ab.)

Leopold (allein). Es muß seyn, ich kann nicht anders! So geschehʼ es denn mit freiem, kräftigem Entschluß! (Er setzt sich, zu schreiben.) Er soll mich ehren, wenn er mich auch haßt! Ohne Reue, ohne Vorwurf tretʼ ich vom Schauplatz! (Schreibt.) Der Wunsch, stets gleichtreue Diener zu besitzen, die nicht Schlacken für Gold, nicht Schein für Wahrheit geben, sei mein Vermächtniß! Ich trete zu meinem Volke und spreche: Herr, gieb uns, was Dir, was uns noth thut, Freiheit des Gedankens, Freiheit des Worts. (Er schließt den Brief.) Es ist geschehen, das Wort ist gesprochen, mit dem ich von der Höhe steige, um die mich Tausende beneiden! Wie werden sie des Thoren spotten, den sie nicht begreifen! Wie werden sie jubeln! — Noch halt' ich den Entschluß in meiner Hand. — Schwächling, Du sollst stark seyn! (Klingelt. Melchior tritt ein. Leopold giebt ihm das Schreiben.) Zu Sr. Durchlaucht! (Melchior zögert.) Hast Du mich nicht verstanden?

Melchior. Nichtsdestoweniger und ohngeachtet; aber — Excellenz werden vergeben — ich bin ein alter Mann, ein treuer Diener — Excellenz sind so aufgeregt, soll ich einen Arzt —

Leopold. Ich bin selbst mein Arzt. Geh', guter Melchior, und besorge nichts; ich bin gesund, gesund an Leib und Seele.

Melchior. Das gebe Gott! Excellenz arbeiten zu viel —

Leopold. Das wird sich ändern, mein Alter. Und weißt Du was, nenne mich nicht mehr Excellenz, ich habe nicht mehr das Recht, diesen Titel zu führen.

Melchior. Weil Sie das Diplom ausgeschlagen haben? Als wenn Ihnen ein Papier diese Ehre geben könnte! Mir ist dies Herz aufgegangen vor Lust, daß Sie Ihren ehrlichen Bürgernamen nicht haben verleugnen wollen.

Leopold. Geh, guter Alter! (Melchior ab.) Nun werden sie wieder dein Herz umlagern, armer verblendeter Fürst, werden Dich nähren mit dem süßen Gift der Schmeichelei, um den bittern Trank der Wahrheit dich vergessen zu machen, sie werden dich berauschen und einlullen und du wirst deines Volkes Stimme nicht verstehen, denn sie werden sie entstellen durch ihre

Argliſt. Was iſt denn deine Selbſtregierung, auf die du ſo ſtolz warſt? Ach, ein Schemen! Du wirſt dich wie ein Roß dünken, das der eigenen Luſt zu folgen meint und doch nur dem Sporn ſeines Reiters gehorcht. (Joſephine tritt auf). Großer Gott, was ſeh ich, Du, Du in meinem Hauſe?

Joſephine. Ich komme zu Dir wie ein gehetztes Reh, ich fliehe an Deine Bruſt, ich bettle um Deine Liebe! Verſtoße mich nicht, weil ich Dich vergeblich bitten ließ. Ich wähnte mich ſtark, ich glaubte entſagen zu können und war doch nur ein ſchwaches Weib. O Du biſt tauſendmal größer als ich!

Leopold. O Joſephine, aus all' Deinen Worten hör' ich nur Eins! Du willſt mein ſeyn im Leben und Tod, willſt Deine leuchtenden Sterne an mein dunkles Geſchick knüpfen?

Joſephine. Dein, Dein auf ewig! Du biſt die Sonne, von der meine Sterne ihren Glanz erborgten; ſie werden untergehen in Nacht, wenn Du ihnen gebieteſt, ihrer eigenen Bahn zu folgen.

Leopold. Und wenn ich in die Dürftigkeit des Bürgerlebens niederſtiege?

Joſephine. So würden wir doch im Ueberfluß leben durch Liebe!

Leopold. Und Dein Vater?

Josephine. Mein Herz hat sich blutend losgerissen von ihm. Ich hatte den Kampf bestanden, ich hatte entsagt, ich trug den Kranz der Dulderin. Ich hätte Dich nicht wieder gesehen. Da sah ich, wie er Verrath sann gegen Dich; ich las seinen Uriasbrief; o mein Leopold, wie krampfte sich da mein Herz zusammen, ich erröthete in seiner Seele; ich glaubte alle Bande der Natur zerrissen. Sein besseres Selbst zu retten, war mein Entschluß; ich bat, ich flehte, er höhnte mich mit kaltem Wort, ich drang heftiger in ihn, er stieß mich zurück, mit grausamem Spott wies er mich zu Dir. Das war mir ein Fingerzeig des Himmels und nun bin ich hier und gebe mein Geschick in Deine Hand.

Leopold. Engel Du! Ich habe Dich wieder gewonnen und mit Dir mein Leben! Nun fordere ich alle Mächte der Erde heraus, mich zu beugen. Ich bin glücklich, ich bin wieder ein voller Mann. Hier umschließ ich Dich mit meinen Armen! Wer will es wagen, Dich vom heiligen Asyl meiner Brust zu reißen?

Sinau (tritt auf). Finde ich Dich hier, Ungehorsame? Welche Verletzung von Anstand und Sitte! Und Sie, mein Herr, wie dürfen Sie es wagen, nach den Erklärungen, die ich Ihnen gethan, ein Verhältniß fortzusetzen, das ich mißbillige? Es steht

dem Minister gut, den Ruf eines unbescholtenen Mädchens gefährden —

Leopold. Halten Sie ein! Ihre Erklärungen binden mich nicht mehr, seitdem Sie selbst Ihre liebenswürdige Tochter, die besser ist, als wir Alle, des Gehorsams entbunden. Josephine hat sich meinem liebenden Schutze übergeben. Von einer Gefährdung ihres über allen Zweifel erhabenen Rufs mag nicht die Rede seyn; sie befindet sich in ihrem eigenen Hause, denn sie ist meine Braut; vor Gott und Welt erklär' ich sie dafür, nicht die Braut des Ministers, sondern des schlichten Mannes. In diesem Augenblick empfängt der Fürst meine Entsagung.

Sinau. Um so viel weniger werd' ich dulden —

Leopold. Sie werden es dulden müssen! Sie haben sich des Rechts begeben, Vater zu seyn. Josephine ist frei; sie kann mit ihrer Hand beglücken, wen sie will. Sie können sie enterben, aber nichts mehr. Ich trachte nicht nach Ihren Schätzen, und es wird mir eine süße Genugthuung seyn, nicht die Reiche, sondern die Arme, aber an Liebe Reiche mein Weib zu nennen.

Sinau. Verführer meines Kindes, ich rufe die Gerechtigkeit über Ihr Haupt! Josephinens Ungehorsam ist Ihr Werk!

Leopold. Nein, das Ihre, die Sie einer sol-

chen Tochter nicht werth sind! Ich hatte entsagt, ich hatte meine Liebe begraben, jetzt aber ist es mir heilige Pflicht, sie von den Todten zu erwecken. Fragen Sie Ihr Kind, wo es weilen will, ob es das Vaterhaus der Brust des Geliebten vorzieht. Sprich, Josephine; ich lege Dir keinen Zwang an, laß Deine Wahl die Sache Deines freien Entschlusses seyn!

Josephine. Hier ist meine Freistatt, hier will ich bleiben!

Leopold. Sie hören es. Mich hat sie zum Beschützer gewählt und dies will ich mit ganzer Seele seyn. Josephine ist mein Weib, und bitten Sie diesen Engel, daß er Sie noch Vater nenne!

Sinau. Ich habe die Schlange im Busen genährt; durch mich sind Sie geworden, was Sie sind, und nun dieser Lohn!

Leopold. Ich dank' Ihnen nicht dafür, denn Sie haben Ihren Lohn dahin; fragen Sie Ihr Herz, welch' selbstsüchtige Absichten Sie leiteten. Selbstsucht bestraft sich selbst; beherzigen Sie diesen Grundsatz, den Ihre Staatsweisheit nicht kennt.

Sinau. O, mein Kind, verlaß ihn, der Dich dem Vaterherzen entfremdet! Wenn ich hart gegen Dich war, so vergieb mir! Ich bin ein alter Mann, ich habe ja nur Dich; mein Haus ist freundlos, wenn Du ihm fehlst. Verlaß mich nicht, sei meine gute Tochter!

Josephine. O, Vater, Sie brechen mir das Herz!

Leopold. Sie fühlen es, welchen Schatz Sie besaßen und wie thöricht es war, ihn von sich zu werfen. Ich möchte Sie bedauern und kann doch nicht. Wie schwindet nun Alles in Nichts, dem Sie zuvor Alles, selbst das Glück Ihres Kindes opferten! Trotz des adligen Glanzes ist Ihr Haus öde ohne diesen Stern. Und doch sind Sie noch selbstsüchtig. Sie wollten sich ein Asyl des Friedens bauen und zerstören den Tempel meines Glücks!

Sinau. Josephine komm'!

Josephine. Leopold, er leidet! — Du schweigst? O sprich ein Wort! Gieb einen Fingerzeig, was ich thun und lassen soll!

Leopold. Dein Herz muß sprechen, ich nicht!

Josephine. So erleuchte du mich, Gott der Gnade! Vater, ich war zu gehorchen willig; Sie verkannten mich, Sie verstießen mich. An dieser Brust fand ich Trost und Schutz. Nun kann ich nicht mehr zurück! Ich vermag nicht das Uebermenschliche. Ich kann Ihnen nicht folgen, Vater, aber ich kann und darf noch ferner Ihr guter Engel seyn. Vater, reichen Sie mir die Hand zur Versöhnung zwischen meinen Lieben; ich will die Kluft ausfüllen zwischen euren Herzen.

Sinau. Was machst Du aus mir, mein Kind?

Josephine. Ich rufe den guten Genius in Ihrem Herzen wach! Vater, segnen Sie uns!

Sinau (segnend). Ungerathene Kinder!

(Hermann, dann Klingsfeld und Arens treten auf.)

Hermann. Es sind zwei Herren draußen, die Dich sprechen wollen.

Leopold. Laß sie eintreten!

(Klingsfeld und Arens treten ein.)

Klingsfeld. Nachdem die Bürgerschaft hiesiger Stadt vernommen, daß Sie das so ehrenvolle Amt eines Staatsministers niedergelegt, hat dieselbe bei der Wahl eines neuen Deputirten an der Stelle des verstorbenen Deputirten Stöckel ihre Hoffnung auf Sie gerichtet, und richtet die Bitte an Sie, ihre Interessen in der Ständeversammlung zu vertreten, in dem vollen Vertrauen, daß Sie diese Bitte weder zurückweisen, noch die auf Sie gesetzte Zuversicht täuschen werden.

Leopold. Ein höchst ehrenvolles Vertrauen, dem ich aber erst dann wenigstens theilweise zu entsprechen im Stande seyn werde, wenn das Wort des Fürsten mich von einer andern Pflicht entbindet.

Lauscher (eintretend). Se. Durchlaucht haben mich mit dem höchsten Auftrag beehrt, HöchstIhre Willensmeinung Ihnen hiermit zu überreichen.

Leopold (ihn verachtungsvoll messend und schweigend das Schreiben nehmend). Ich bin entlassen. Mein Herr geheimer Rath, das Portefeuille steht zu Ihren Diensten.

Sinau. Zu meinen Dienſten?

Leopold. So befehlen mir Se. Durchlaucht.

Lauſcher. Und dies höchſte Handſchreiben wird Ihnen Aufſchluß geben.

Sinau. Se. Durchlaucht laden die Laſt des Staats wieder auf dieſe alten Schultern. Der Gedanke, dem Vaterlande zu dienen, wird mir Kraft verleihen —

Leopold. Wie er mich erheben und beſeelen wird, dem Vertrauen zu genügen, das mein Volk in mich ſetzt! Meine Herren, ich bin frei, ich bin der Ihrige!

Sinau. Sie wollten, Sie könnten —

Leopold. Ich will und kann! Nennen Sie mich immerhin Sohn. Ich will Ihnen beweiſen, daß man geachtet und groß ſeyn kann, auch ohne pomphaften, hochtönenden Titel. Laſſen Sie das Glück des Vaterlandes den Inhalt Ihres Beſtrebens ſeyn, wie ich kein anderes Ziel kenne! Meinen wir Beide es redlich, ſo werden wir uns nicht haſſen, ſondern achten müſſen, und wandeln wir auch verſchiedene Bahnen und ſtehen wir im Kampf der Meinungen uns feindlich gegenüber, ſo werden wir, ohne zu erröthen, nach dem Siege uns die Hand reichen können und ſprechen: Unſer Wille war gut, die Nachwelt möge ihn richten!

Der Schmied von Kochel.

1.

Die Herbstsonne spiegelt sich in den dunklen Fluthen des Sees, welchen die hohe Benediktinerwand beherrscht. Die Alpenfirnen glühen im Abendroth; die Laubwälder rauschen, wie ein feierlicher Gottesdienst schwebt es über der grünen Gebirgslandschaft, den die Glocken der Heerden auf der Alm einläuten. Die Luft ist klar und von metallischem Schimmer, aber der Abend ist schon kühl in dieser hohen Gebirgsregion. Die von den Alpenkräutern wohlgenährten Kühe klettern an den steilen Triften und ihr Geläute schallt melancholisch und das Herz verstrickend in den reinen Aether. Wer hat auf einer Alpe geathmet und fühlte das Herz sich nicht aufgehn in unnennbarer Lust, fühlte den Gotteshauch erhabener ursprünglicher Poesie nicht um sich wehen? Auf den Bergen ist Freiheit. Das wilde Treiben der Menschen findet keinen Pfad da hinauf. Hier herrscht der Friede, der heilige Gottesfriede, und blüht nicht das Land dort unten so lieblich und möchtest du glauben, daß der Krieg mit seiner blutigen und flammenden Geißel durch jene Thäler

fegt? Scheinen dir diese Berge nicht ein Wall, an dem der Sturm der Zeit sich bricht? Und die Söhne dieser Berge, sind sie nicht stark genug, den Frieden ihrer schönen Heimath zu schützen?

Es ist wahr, bis zu der aus rohen Balken zusammengefügten Hütte drang noch der Fuß des Feindes nicht; was sollt' auch in der ärmlichen Wohnung zu suchen seyn, die nur ein dürftiges Lager und Vorräthe von Milch und duftendem Kräuterkäse in sich schließt; die Sennerin freilich, die eben aus der Hütte tritt, ist eine Perle, eine frische Alpenblume, die einen Mann zu kühnem Wagniß begeistern könnte, aber einem feindlichen Kriegerzug gelüstet nach mehr als nach dem erzwungenen Kuß einer Dirne, und wär' sie auch schön, wie die Liebesgöttin selbst.

Eine frische Alpenblume nannten wir die Sennerin und sie ist es in Wahrheit. Liesli ist schön, aber nicht von der zarten ätherischen Schönheit, deren Heimath in Städten und Palästen ist; die nährende Milch der Alpen hat sie gesäugt und ihre Glieder gekräftigt, die Luft und die Sonne der Berge hat ihr Antlitz gebräunt, und die Rosen ihrer Wangen blühen in höherem Roth, als es des Städters Auge vielleicht liebt. Liesli ist in die malerische Tracht ihres Landes gekleidet; ein dunkler, spitzer Hut, mit bunten Bändern geziert, sitzt keck auf dem braunen glänzenden

Haar, dessen von Bändern durchwundene Flechten auf den Rücken hinabhängen; die Stirn ist frei, heiter und unbewölkt, zwei schalkhafte braune Augen blitzen durch die Wimpern und sind gefährliche Waffen gegen ein Männerherz; die Züge des Gesichts sind von edlem Schnitt und charakteristischem Ausdruck, wie sie nur bei Bergvölkern sich finden; zwei Reihen weißer blendender Zähne lachen durch die frischen geöffneten Lippen. Ein buntes Mieder mit Goldschnüren geziert umschließt eng die volle Brust, die unter der Hülle athmet und wogt; die gebräunten, aber wohlgebildeten Arme werden kaum zur Hälfte von dem weißen Hemde bedeckt. Ein grünes Röckchen fällt in zahllosen Falten bis zu den Knieen nieder, und von da umschließen weiße Strümpfe mit bunten Zwickeln abwärts die kräftigen Beine.

Liesli springt munter, wie ein Reh, und kühn und gewandt, wie eine Gemse, bis zu der höchsten Spitze der Alpe, ein Liedchen ihrer Heimath trällernd, so schalkhaft und innig, wie die Gluth ihrer Augen. Die grasenden Kühe heben die Köpfe auf, wenn sie sich naht, schreiten vertraulich zu ihr hin und schmiegen sich unter die liebkosende Hand; sie kennen ihre Hüterin wohl, ihre Freundin. Liesli tändelt mit ihren Lieblingsthieren, giebt ihnen Schmeichelnamen und läßt die Hände sich lecken; sie spricht mit ihnen, wie mit

vernünftigen Geschöpfen, und sie spitzen die Ohren und schauen sie mit den treuen Augen an, als verständen sie die menschliche Rede. Die Sennerin hat die Spitze der Alm erreicht, sie schaut hinunter in die grünen Thäler, stellt sich auf die Zehen und hält die Hand vor die Augen, um ihre Sehkraft zu stärken. Aber ist ihr Auge auch scharf, wie das des Falken, was es sucht, scheint es nicht zu finden; trotzig stampft sie mit dem Fuß und ihr heiteres Auge umwölkt sich.

„Wo er nur bleibt, der Dolder!“ rief sie. „Könnte lange heim seyn! Wenn er mich so recht von Herzensgrund möchte, könnt' er mich nicht so lange verlassen, der Malefiz-Bub! Er weiß freilich nicht, daß ich ihn so ungeduldig erwarte; ich mach's ihm halt sauer!“ — Sie lachte fröhlich und fuhr dann ernster fort: „Aber wenn er mich lieb hätte —! Er wird doch kein Unglück genommen haben?“ — Dieser Gedanke trieb den Ausdruck der Angst auf ihre Züge und mit einer Inbrunst, die man von dem fröhlichen Mädchen kaum erwartet hätte, betete sie: „Heilige Mutter Gottes, steh' ihm bei in allen Nöthen!“ — Nun setzte sie das Horn, das sie an der Seite trug, an den Mund und blies eine Schalmei in die klare Bergesluft, daß die Klänge weit hinaus hallten durch Berg und Thal, und die Kühe brüllten vor Lust und ihre Glocken schüttelten. Horch, tönte

es da nicht wie eine Antwort herauf, ein einfaches schelmisches Lied von einer männlichen Stimme gesungen und von dem dem Tyroler eigenthümlichen Jodeln begleitet? Liesli horchte hoch auf; ein höheres Roth flammte über ihre Wangen, ihre Augen leuchteten freudig. „Er ist's!" rief sie, und flüchtig sprang sie zurück, die Schelmin, und barg sich in ihre Sennerhütte, durch das enge Fensterlein lugend, ob der Erwartete noch nicht komme. Wer hätte dem listigen Lächeln dieses Gesichts jetzt noch angesehen, daß es vor wenigen Minuten einem fast tragischen Ernst Platz gemacht hatte?

Der wahrscheinlich Erwartete blieb nicht lange aus; es war ein stämmiger, trotzig drein schauender Jüngling in grüner Jägertracht; der grüne Hut war mit einem Gemsbart geschmückt; dunkelblondes Haar quoll in kurzen Locken drunter hervor; die Augen des Jägers waren lichtblau und schauten wohlgemuth in die schöne Gotteswelt; über der Lippe sproßte ein männlicher Bart und vollendete den Ausdruck des gebräunten Gesichts; dieser Ausdruck war Charakterfestigkeit und Kühnheit, zwei Eigenschaften, die dem muthigen Bergschützen nicht fehlen dürfen. Auf dem Rücken trug er den treuen Stutzen, der stets die Kugel an ihr Ziel gebracht hatte. In der Jagdtasche war ein todtes Häslein schmählig zusammengebogen.

Er schien auf diese Beute wenig zu geben, denn als er vor der Sennhütte ankam, schleuderte er die Tasche sammt dem Inhalt von sich. Wer den Jäger einen wilden Burschen hätte nennen wollen, würde Unrecht gethan haben. Klopfte er nicht fast schüchtern an das Fensterlein der Hütte und nannte der Sennerin Namen mit einem sanften, fast flehenden Tone?

Liesli hatte mit klopfendem Herzen sein Nahen bemerkt und hatte sich zurückgebogen. Auf des Jägers Ruf zeigte sie sich in der Thür und sagte mit einem Ausdruck, der unendlich gegen ihre frühere Sehnsucht abstach: „Bist schon wieder da, du wüster Bub?“

„Weil ich halt nit von Dir lassen kann, Du herzig's Dirndl!“ antwortete der Jäger, und faßte zärtlich der Sennerin Hand.

„Laß mich aus!“ zürnte Liesli und zog ihre Hand zurück. „Schämst Dich nit, einem Dirndl nachzulaufen, das Dich halt gar nit mag?“

Der Jäger lachte ungläubig. „Ich glaub', Du magst mich halt doch!“ sprach er und wagte, seine Hand unter das Kinn der Sennerin zu legen. „Hab' ich nit Recht, Dirndl? Schau' mir mal richtig in's Aug', Liesli! Ei, wie Du roth wirst, und nun komm' mir wieder und sag', Du magst mich nit. Dein Gesicht versteht's Lügen weniger, als Deine Zunge.“

„Soll ich nit roth werden," schmellte Liesli, noch mehr erröthend über die Wahrheit in des Jägers Rede, „wenn Du kommst, wie ein wüster Dolder, und machst mir da Deine Schnaken vor? Ich glaub', jede ehrliche Dirn müßte roth werden bis in die Stirne 'nein! Schau, Marl, Du quälst mich vom Morgen bis zum Abend. Kaum schaut die liebe Sonn' mir in's Kämmerlein, da stehst schon und lugst und johlst mir die Ohren voll, und Abends, wenn ich gern zur Ruh' möcht', da kommst wieder und — und — treibst mir's Blut in's Gesicht, Du Malefiz-Bub!"

Der Jäger war ernst geworden. Traurig sah er auf die Sennerin, faßte ihre Hand und sprach: „Fürcht' Dich nit, Liesli; ich mein's nit bös. Trag' mir's nit nach. Ich will halt nit wieder zu Dir auf die Alm kommen, wenn's Dich verdrießt, und sollt' mir's Herz auch brechen!"

Liesli erschrak. War sie zu weit gegangen und der Jäger machte wirklich Ernst? Sie sah auf und sah ihm in die treuen, blauen Augen, die so innig auf ihr ruhten. „Nun, so bös ist's nit gemeint!" sprach sie einlenkend. „Werd' Dir die Alm wohl nit verwehren können, und Dein Aetti ist noch dazu mein Godel (Taufpathe), da nimmt man's so streng!"

„Du erlaubst mir zu kommen?" jauchzte Marl. „Schau, Dirndl, ich verdient'st auch nit um Dich,

wenn's Dein Ernst gewesen wär'! Weiß der Herrgott, seitdem ich so lang Dir in die Augen g'schaut, ist's ganz aus mit mir geworden. Sah' ich Dir het doch 'ne Gems nit zweihundert Schritt von mir. Jeder weiß, daß ich hätte das Thier nit fehlen können. Aber, weiß der Blitz, wie's kam, ich hatt' Dich Dirndl im Kopf und eh' ich mich's versah, war die Gems auf und davon. Ich nach, über Stock und Stein, an Abgründen vorbei — ich achtet's nit!"

„Hast doch kein Unglück g'habt?" fragte Liesli schnell.

„Am Leib nit, aber halt an der Ehr'!" antwortete Marl. „Die Gems entsprang halt, recht mir zum Spott und ich bring' nichts nach heim, als dort das elende Häslein. Sieh, Liesli, goldnes Dirndl, da bist ganz allein Du dran Schuld."

„Wie denn ich?" fragte die Sennerin mit erkünstelter Verwunderung. „Bist wohl närrisch, Marl?"

„Nu freilich!" entgegnete er seufzend. „Wer anders als Du hat mir's angethan mit seinen braunen Augen, drin der Schelm sitzt, und mit seinem lieblichen Gruß. Wer ist Schuld, daß Du mir nit mehr aus dem Sinn kommst, Du liebes hartherziges sprödes Dirndl Du? Schau, wenn ich da auf ein Thier schießen will, was lugt da aus dem nächsten

Busch? Du bist's in leibhaftiger Gestalt, und der Schuß geht dann allemal fehl."

„Mußt Du denn immer an mich denken?" fragte Liesli schalkhaft.

„Wenn ich's nit müßte!" entgegnete er. „Ich glaub', mir wär' wohler. Aber es kann halt nit anders seyn. Ich hab' Dich doch gekannt, als Du noch ein ganz klein Dirndl war'st und da hab' ich nichts verspürt. Erst neulich beim Pfingsttanz ist mir Dein Aeugl in's Herz gefahren."

„Schiltst mich noch gar eine Hexe!" zürnte Liesli. „Pfui, schäm' Dich, Marl!"

„Ach was! Magst seyn, was Du willst, kann halt doch nit von Dir lassen und sollt Leib und Seel' drüber verloren geh'n. Hab mich schon selber ausgelacht, daß ich einem Dirndl nachlaufe, das mich nit mag; aber es hat doch nit geholfen."

„Damit hast Du's getroffen: Das Dich nit mag!" sagte die Sennerin. „Bist ein wilder Bub, viel zu wild für mich. Da ist Dein Bruder Seppel ein andrer Bursch und wir passen viel mehr zusammen."

Liesli ahnte wohl nicht, wie tief sie den treuen Marl verwundete, sonst hätte sie diese neckische Rede unterlassen. Wahrhaftig, dem Jäger standen ein Paar helle Thränen in den Augen, und schon wollte er Liesli's Hand zum Abschied fassen, als sie seinen Gedan-

ken eine andere Richtung gab. „Schau doch," sprach sie, „was für ein wüster Gesell kommt dort herab und grad auf uns zu. Schaut mir nit aus, als ob er Gutes brächt', wenn's auch ein Baier seyn mag. Wahr und wahrhaftig, das Mandl hat 'nen abgeschossenen Arm!"

Die Gestalt, welche Liesli mit diesen Worten bezeichnete, sah allerdings abenteuerlich genug aus. Es mochte ein Mann von mittlerem Alter seyn; seine Kleidung war die der bairischen Hochländer, aber die Strapatzen eines Feldzugs hatten sie fast unkenntlich gemacht. Den linken Arm trug er in einer Schlinge, doch sah man genauer drauf, so entdeckte man, daß die Hälfte desselben völlig fehlte. Auch der Kopf war mit einem dicken bunten Tuch umwunden, so daß die Züge des Gesichts nur halb frei waren. Die Rechte hielt einen großen, mit Eisen beschlagenen Alpenstock, der in der Hand eines kräftigen Mannes wohl auch als mächtige Waffe dienen konnte. Erscheinungen, wie die eben bezeichnete, waren nicht selten in jener rauhen Kriegszeit, wo es einen wahren Vernichtungskampf zweier Nationalitäten galt; aber die unglücklichen Trümmer streitkräftiger Männer wandelten zwischen den Wohnungen der Menschen und brauchten nicht auf der hohen Alm Schutz zu suchen.

Während Marl dem Verstümmelten finster ent-

gegen sah und Liesli neugierig hinter dem Freunde hervorlugte, hatte sich Jener genähert und reichte der Sennerin, ohne den Jäger zu beachten, die Hand mit dem landesüblichen Gruß und Hinzufügung ihres Namens. „Grüß di gleichfalls Gott!" antwortete Liesli verlegen. Maxl faßte den Fremden schärfer in's Auge und fragte dann ziemlich unfreundlich: „Wer Du bist?"

„Was schiert's Dich, Du Malefiz-Bub?" antwortete der Fremde leichthin. „Hast nit mehr Respekt vor Einem, der vor's bairisch Landel mit gefochten?" und dann wandte er sich wieder zu der Sennerin. „Ei, Liesli, hätt' nit denkt, daß der Aetti so bald vergessen wär!"

Jesus, Marie und Joseph, mein Vater!" rief Liesli und warf sich an des Mannes Brust; dieser küßte sie auf die Stirn und schob sie dann sanft zurück. „Nur nit wüst, Dirndl Du!" sagte er. „Der Arm da ist noch nit heil; die eine Hälft' liegt weit von hier begraben. —

„He, Gesell, was schau'st mich so an?" wandte er sich an Maxl, der verwundert die Erkennungsscene mit ansah. „Nit wahr, ich seh Dir zu wüst aus, Du schmuckes, blankes Herrle? Schau, das macht halt der Krieg! Hast 'n Paar starke Arm, Bub! Könnt'st auch was Rechteres schießen, als Haas und Gamsbock. He, wer bist denn Du?"

„Kennst des Kochelschmieds Marl nit mehr, Nachbar Friedel?“ rief der Jäger freundlicher. „Grüß di Gott in der Heime!“

„Schau, schau, bist ein frischer Bub geworden!“ sagte Friedel, den Jüngling wohlgefällig betrachtend. „Könnt'st aber noch frischer seyn; doch das wird sich finden. Dein Alter ist 'n wackerer Kerl; ich denk, 's wird sich halt machen. Sponsirst mit meinem Dirndl da?“

Liesli erröthete und warf dem Jäger einen Blick zu, der ihm wiederum das Blut auf die Wangen trieb. „Geh manchmal auf dem Pirschgang da vorbei. Sind ja Nachbarskinder und da fällt manchmal a Wort. Alles in Ehren, Nachbar Friedel.“

„Nun wegen meiner!“ entgegnete Friedel. „Schau, Dirndl, auch Du bist hübscher geworden! Werd' nur nit roth darüber; kannst mir's schon als Wahrheit glauben. Wie aber steht die Wirthschaft, Liesli? He? Werd' mich um Alles haarklein bekümmern. Der Kochelschmied ist 'n redlicher Mann, wird mich nit betrogen han! Haben wohl die Nachbarn aufgeschaut, als der Friedel fort war, Keiner wußt wohin, Dein Vater ausgenommen, Du Bub. He, gehst hinab nach der Heime? Werd' mit Dir geh'n. Die Luft der Alm ist mir zu rauh und — ich hab' noch meine Gründe. Behüt' di Gott, Dirndl! 'S Vieh muß bald von der

Alm. Freilich ist's drunten nit sicher; aber vielleicht wird bis dahin der Herrgott helfen!"

Maxl's neugierige Fragen über den Sinn dieser Rede wies er kurz zurück, reichte der Tochter die Hand zum Abschied und zog das verhüllende Tuch dichter um sein Gesicht. „Behüt' di Gott, Liesli," sagte der Jäger, faßte die leise sich sträubende Hand des Mädchens und schaute so tief in ihre braunen Augen, daß sie erröthend die Lider senkte. „Behüt' di Gott, Du wüster Bub!" antwortete sie flüsternd. Die beiden Männer stiegen die Alm hinab, nach der Richtung zu, wo der See sich eben im Abendroth spiegelte, in einsilbigem Gespräch, denn Friedel war gegen den Jüngling wortkarg. Liesli sah den Männern lange nach, bis sie im Gebüsch verschwanden, dann wandte sie sich seufzend um und kniete vor einem roh aus Holz geschnitzten Kreuze zum Ave Maria nieder, als die Klänge der Abendglocke aus dem Thal heraufttönten.

Als das Gebet geendet war, sammelten sich die Kühe auf den lockenden Ruf ihrer Führerin, und Liesli leerte die strotzenden Euter in einen reinlichen Zuber, dann füllte sie die würzige Milch in kleinere Gefäße, eine Art flacher Schüsseln, nahm ihr frugales Mahl zu sich und streckte sich auf ihr Lager von duftendem Heu nieder; in ihr Gebet schloß sie den heimgekehrten

Vater und noch ein andres theures Haupt. Ein gesunder Schlaf umfing bald darauf die schöne Sennerin.

Die beiden Männer hatten unterdeß das Thal erreicht, in dem der Kochelsee seine dunklen Gewässer ausbreitet; längs seiner Ufer wanderten sie auf einem Fußsteige nach dem Dorfe Kochel, über welches die Trümmer eines ehemaligen Frauenklosters auf einer Anhöhe, der Sonnensteig genannt, emporragten. Der Abend war völlig hereingebrochen und breitete seine Schatten über das Thal. Die Berge färbten sich tiefblau, wie es nur der Süden kennt. Die Felder waren leer, die Einwohner des Dorfes saßen behaglich im traulichen Stübchen und hie und da schimmerte ein Licht durch die kleinen Fenster von geöltem Papier.

Nahe am Ende des Dorfes stand die Wohnung des Schmieds nebst der Werkstätte, die schon geschlossen war. Es war ein nicht unansehnliches Haus mit einem weit vorspringenden Schindeldach. Unter dem First über dem Eingang war eine Muttergottes mit dem Jesuskindlein von eben nicht ungeschickter Hand, aber in hellen brennenden Farben gemalt, wie es Sitte ist an den bairischen und tyroler Gebirgen. Das durch die Fenster schimmernde Licht verkündete, daß die Familie beim Abendbrod versammelt war.

Die Männer traten über die Schwelle und standen bald in dem traulich durchwärmten Wohngemach.

Auf dem weiß gedeckten Tisch dampften die Speisen, zwei Männer und eine ältliche Frau lagen auf den Knieen und sprachen das Tischgebet; auf die Eintretenden, die sich ebenfalls zum Gebet niederließen, warfen sie nur einen flüchtigen Blick. „Geseg'n es Gott!" Mit diesen Worten erhoben sich Alle, und nun erst fand man Zeit, den seltsamen Gast zu betrachten.

„Schau, Vater, wen ich gebracht habe!" sagte Marl, nachdem er die Jagdtasche abgelegt und den Stutzen an die Wand gehängt, indem er seinen Begleiter vorstellte. Der Angeredete war ein Greis mit ehrwürdigen Silberlocken, die den kahlen Scheitel umkränzten; im Uebrigen war er eine kräftige, sehnige Gestalt, und aus den blauen Augen brannte noch ein jugendliches Feuer. Nach der Sitte des Landes reichten die Beinkleider nur bis in die Nähe des Knies; dieses war frei, und unterhalb desselben umschlossen hellfarbige Strümpfe die muskulösen Waden.

Der Schmied betrachtete den Gast eine Weile mit forschendem Blick, dann reichte er ihm freundlich die Hand und sprach: „Friedel, grüß di Gott! Du bist's, wenn Du auch anders ausschaust, als dazumal, wo Du — Doch jetzt erzähle nichts; erst labe Dich mit dem, was Gott beschеert. — Gretel, noch ein Gedeck!"

Die alte Magd brachte das Geschaffte herbei; Marl hatte sich schon auf seinen Platz gesetzt neben

einen andern jungen Mann, der, nach der Gesichtsähnlichkeit zu schließen, des Jägers Bruder seyn mußte. Er schien älter zu seyn, als Marl. Er war eine kurze, derbe Gestalt, welcher man das Handwerk wohl ansah. Bastl war der Gehülfe des Vaters; sein Haar war dunkelbraun und kurz geschoren, die Augen unter den buschigen Braunen von derselben Farbe und von einem leidenschaftlichen Feuer belebt. Seine Erscheinung machte bei Weitem nicht den freundlichen Eindruck, wie die des Jägers. Des Bruders Gruß beantwortete er mit einem kurzen Kopfnicken, verwandte jedoch kein Auge von dem heimgekehrten Friedel.

Das einfache Mahl war bald geendet und wurde mit einem Gebet beschlossen; auf einen Wink des Schmieds entfernten sich die Magd und die beiden Söhne, Bastl zögernd und unwillig, Marl dem Gebot des Vaters gehorsam, obgleich auch er der Erzählung des Nachbars gern gelauscht hätte. Der Schmied blieb mit seinem Gast allein.

2.

Der Schmied stauchte die Kohle von dem Kienspan, der in einer von der Decke herabhängenden Klammer als Leuchte befestigt war, ab, daß er heller und lustiger aufbrannte, holte dann ein dünnes Buch aus einem Wandschrank und schlug es vor seinem Gast

auf. „Ich will Dir ehrlich Rechnung ablegen, Friedel!“ sprach er. „Du hast mich mit der Vormundschaft Deines Hauswesens betraut und ich that Alles dafür, als geschehe es für mich selbst. Dein Häuslein mußte freilich leer stehen bleiben; doch wollt' ich Dir einen Nutzen daraus schaffen und benutzte es zu einer Niederlage. Du magst selbst bestimmen, was ich Dir dafür zu geben habe.“

Friedel war augenscheinlich zerstreut bei dieser Rede. „Laß doch das!“ sagte er. „Bin ich Dir nicht Dank schuldig für Deine Mühe? Mich freut, daß Du das Häusel hast benutzen können; von einer Entschädigung ist keine Rede. Laß überhaupt den Schnickschnack da liegen, wirf ihn wegen meiner in's Feuer; ich glaub' Dir auf's Wort; weiß, daß Du mir nichts veruntreut hast. Bist ja ein ehrlich Baierkind!“

„Das bin ich!“ antwortete der Schmied ruhig. „Aber Ordnung bleibt Ordnung. Es ist mir eine Last vom Gewissen, wenn ich Dir redlich Rechnung abgelegt, wie sich's gebührt und geziemt.“ Gezwungen mußte nun Friedel den Bericht des Schmieds über Einkommen und Ausgaben der kleinen Wirthschaft mit anhören, zeigte sich vollkommen zufrieden damit und drückte am Schluß die Rechte des Schmieds zum Dank für seine redliche Mühe und Sorgfalt. „Gott

vergelt's!" sagte er. „Alles ist richtig! Uebrigens braucht's des Geschriebenen nicht!"

Er hielt das vorgelegte Wirthschaftsbuch an die Flamme, daß es hoch auflooderte, ehe der Schmied ihn von seinem Vorhaben zurückhalten konnte. „Was thust Du?" rief er entsetzt.

„Nichts, das einem von uns Schaden bringt!" antwortete Friedel kalt. „Sind wir nicht Beide bairisch Blut? Wort und Handschlag gilt so viel als Brief und Siegel. Wem hinterlaß ich mein Bischen Gut? Wem anders, als meinem Dirndl? Und dann — nun, der Himmel wird's fügen. Weiß nicht, ob ich eines Pfennigs Werth übrig behalte. Wenn die gottverfluchten Feinde kommen und mein Vieh niederwerfen, Haus und Hof verbrennen, wie ich's geseh'n habe, Gott sei's geklagt, zu hundert Malen —"

„Bis hierher hat der Herrgott unser Thal beschützt!" antwortete der Schmied. „Er wird's noch ferner thun! Was hälf es ihnen, so sie unser Besitzthum zertrümmerten? Sind wir nicht ihre Unterthanen geworden durch die Gewalt des Schwerts?"

„Oestreich's Unterthanen?" rief Friedel wild. „Das ist Dein Ernst nicht, Schmied! Beim Teufel! Es ist wahr, sie verfahren mit uns, als wären wir ihnen leibeigen, legen uns Steuern auf und brandschatzen uns, stecken unsre Söhne in ihre Montur,

daß sie gegen ihren angestammten Herrn, gegen ihre Brüder fechten müssen, bemalen unsre Grenzpfähle mit ihren Farben; aber ich frag' Dich, Schmied, schlägt darum eine Ader in uns für Oesterreich? Sind wir nicht Baiern mit Leib und Seele? Ich sage Dir, jeder brave Baier sollte den Stutzen ergreifen und nicht eher rasten, bis das ganze Land keinem Herrn mehr gehorcht, als unserm gnädigen Kurfürsten! Hast drei Söhne, Schmied, frische handfeste Bursche. Mit einem Paar Hundert solcher Kerle jag' ich die Feinde wie Mäuse aus der Hauptstadt, und so viel müssen sich finden von der Jachnau bis gen Murnau, das bairische Blut müßte denn faul und stinkigt geworden seyn!"

„Das ist's nicht, Friedel!" entgegnete der Schmied. „Für wen erzog ich meine Buben, als für's liebe Vaterland? Und ich selbst bin noch rüstig genug, wenn's seyn muß! Aber was hölf's uns jetzt? Schau, der gnädige Kurfürst verlör' halt so viel seiner treusten Freunde. Wir Beide haben's wohl nit nöthig, uns zu verstellen. Schaust mir grad aus, wie Einer, der mit den Kaiserlichen nit im Frieden verkehrt hat."

„Hast Recht!" lachte Friedel rauh. „Der Stumpf da schmerzt mich und auch die Schmarre hier that nicht wohl, wie eine Liebkosung, aber ich hab's ihnen vergolten und wär's auch hundertmal mehr, als es ist.

Du hast mich gekannt von jeher; weißt, daß ich immer nit faul war, wo's Dreinschlagen galt. Die Nachbarn fürchteten mich deßhalb, aber sie hatten auch einen geheimen Span auf mich. Die Alten konnten mir's nit vergeben, daß ich noch rüstig war wie ein Bub und mein Stutzen den Geisbock herunterlangte von der höchsten Firne. Gefiel mir schon gar lange nicht, das östreichisch Wesen und verdroß mich, daß kein Arm sich erhob, dem Feind Eins in den Rücken zu versetzen. Ich ging darum fort und meine Absicht war, das bairisch Feldlager zu erreichen. Du wirst gehört haben, wie man den kurfürstlichen Kammerrath von Lier ergriff und allerlei verdächtige Briefe bei ihm gefunden zu haben vorgab. Schon waren die kaiserlichen Völker auf dem Marsche nach Italien und Ungarn, als sie zurückgerufen wurden. Es war ein Anblick zum Erbarmen, als die Mauern Münchens der Erde gleich gemacht wurden. Die Buben unsers gnädigen Kurfürsten wurden in strenger Haft gehalten. Die Feinde fanden eine Menge versteckter Waffen, die sie hinwegführten und nun glaubten sie ihre Herrschaft wieder befestigt. Die Kriegsvölker wurden wieder nach Italien und dem Rhein geschickt."

„Ich hab' davon erlauscht;" sagte der Schmied. „Aber das Feuer glimmte noch unter der Asche."

„Ja, und kaum hatten sie den Rücken gewandt, so brach's auf allen Seiten gar lustig aus. Zwischen Ried und Braunau geschah's zuerst und ich kam gerade recht zur blutigen Taufe. Von allen Enden kamen sie, die wackern Baiern, mit Waffen und Muth im Herzen und Alles, was östreichisch hieß, mußt' in's Gras beißen. Ich sah' ihn noch, den stolzen Grafen von Bamberg, wie er vor uns stand und zusehen mußte, wie unsre tapfern Buben in seinem Gut wirthschafteten. Wir hatten ihn vom Wagen gerissen und führten ihn mit uns fort. Er hungerte und forderte Speis und Trank. Wir gaben ihm gebackene Hutzeln. Wie zog er ein schiefes Maul und schob die verachtete Kost zurück! „„Du mußt halt hungern!"" sagt' ich lachend zu ihm, „„denn anders ist nit zu haben. Habt uns ja nichts übrig gelassen sonst!"" Was nutzt' ihm Alles; er mußt' halt endlich zubeißen und ich glaub', 's hat ihm gut genug geschmeckt. Schau, so trieben wir's gar fein und flennten auch nit wie Weiber, als ein starker Kriegshaufen gegen uns anrückte. Wir schlagen tapfer drein und manch kaiserlich Kind erzählt's seiner Mutter nit wieder, was es bei Braunau gesehn. Aber was half's? Wir zogen den Kürzern; unsre Haufen wichen; mir war der Arm zerschossen, ich hatt' ihn verbunden, so gut's ging, ich fiel ohnmächtig nieder, über mir stampften die Rosse. Die

Kaiserlichen hatten den Platz. Die Gefangenen wurden aufgeknüpft wie Diebe, an den Bäumen hingen die braven Herzen und starben elendiglich. Als ich erwachte, sah ich östreichische Augen auf mich glotzen. „„Noch 'nen Strick!““ rief der Eine. — „„Narr du,““ lachte der Andere, „„den ist der Kerl nit werth. Schaust nit, daß er den Galgen nit erlebt? Da hast den Garaus, Bauer!““ Und — und — er hieb den Säbel mir in den Schädel. Schau her, Schmied!“

Er knirschte grimmig, als er die letzten Worte sprach, schob das Tuch von seinem Kopf zurück und zeigte ein bleiches Gesicht, das eine breite, nothdürftig mit einem Pflaster beklebte Wunde furchtbar entstellte.

„Der Hund!“ fuhr er fort. „Ich zuckte kein Glied; der Schmerz war zu groß; sie mochten mich für todt halten und ließen mich liegen. Als ich erwacht', fühlt' ich die Wunde brennen; es war Nacht, eine kalte Nacht; neben mir kauert' ein Mann und handthiert' an mir herum. Der Schuft wollt' mich bestehlen. Ich schlug ihn in's Gesicht, daß er vor Schrecken schrie, dann erhob ich mich und trug meine wunden Glieder fort. Ein mitleid'ger Feldscheer verband mich. Er war ein Baier, fürchtet' sich aber und mußt' mich verbergen. Ich dacht' an die Heime, wollt' nit umkommen, wie ein angeschossener Gems-

bock, und so bin ich da — ich hab' mich hergebettelt; denn mein Antheil Beute ward mir gestohlen."

Der Schmied hatte die Erzählung mit Interesse angehört. Die Kunde von dem Bauernaufstand war zwar an den Kochelsee gedrungen, aber nur in verworrenen widersprechenden Gerüchten. Er hatte Etwas im Bericht des Nachbars vermißt. „Ihr raubtet und plündertet in friedlichen Dörfern", sagte er mit einer vorwurfsvollen Frage.

„Nun ja," entgegnete Friedel zögernd. „Weil's gleichsam Feindesland war. Die Kaiserlichen hatten sich d'rin festgesetzt."

„Aber es waren Baiern, die Ihr beraubtet!" fuhr der Schmied fort und sein ernstes Gesicht nahm einen erhabenen Ausdruck an. „Hörst Du, Friedel, Baiern waren's, die gezwungen waren, wie wir, den Feind zu dulden. Was ihnen die Kaiserlichen ließen, nahmt Ihr ihnen und fragtet nicht darnach, ob sie vor Hunger sterben müßten. Friedel, was Euch traf, war Gottes Strafgericht. Wir dürfen die Hände nicht mit Raub und unschuldigem Blut beflecken, die für's Vaterland kämpfen sollen!"

„Hört sich das Alles gut an," sagte Jener grämlich, „aber im Krieg ist halt andere Zucht und Sitt'. That mir auch manchmal weh; aber sollt' ich für

And're liegen lassen, was ich fand? Jeder ist sein eigner bester Freund!"

Der Schmied seufzte; seinem Rechtssinn widersprach das Gebähren der aufständischen Bauernhaufen, die das schöne Baiernland verwüsteten, fast ärger als der Feind. „Und die dem Blutbad entkommen, gingen heim?" fragte er.

„Glaub's nit, glaub's nit!" antwortete Friedel. „Würden ja dem Verderben grad entgegenlaufen! Für sie giebt's keine Gnad'. Sie müssen weiter, bis sie siegen oder sterben. Mich finden's so leicht nit, denn kein Baiernkind wird so schlecht seyn und mich verrathen. Ei, wenn ich nit ein Krüppel wär'! Aber ich muß nun schon in der Heime bleiben, wie ein Gauch, und doch nähm' ich so gern wieder den Stutzen von der Wand und ging auf 'nen lustigen Pirschgang!"

„Und Dein Dirndl wollt'st Du zur Waise machen?" entgegnete der Schmied vorwurfsvoll.

„Würd's nit bleiben, würd's ganz gewiß nit bleiben!" lachte Jener. „Schau, das Liesli ist hübsch und wohlgestalt, ist auch nicht der ärmsten Eine, wie Du weißt; wird sich ein Bub doch finden, der sie zur Hausfrau nimmt. Glaub' gar, sie hat ihn schon gefunden und giebt sich nit 'mal die Mühe, mich d'rum zu fragen."

Des Schmieds Stirne umdüsterte sich. Friedel bemerkte es und sagte finster: „Weißt wohl, daß Dein Maxl um mein Dirndl sponsirt? Schau' aber d'rum nit unwirsch d'rein. Das Dirndl ist mir lieb und werth und wer sie zur Schnur nit mag, dem will ich sie nit aufschwätzen um Gotteswillen."

„Das ist's nit!" seufzte der Schmied. „Schau, könnt' ich mir wohl ein besser Töchterlein wünschen, und wenn sie arm wär' an Geld und Gut, so wär' sie doch ein Schatz und Reichthum für jed' Mandl. Aber ich fürcht', Du hast halt nit recht g'schaut mit dem Maxl und das ist mein Leid. Der Bub ist vernarrt in Dein Dirndl, aber das ist mein jüngster Bub, der Seppel, auch und Liesli scheint keinen zu mögen. Aus dem Maxl werd' ich halt nit klug. Bald kommt er von der Alp und ist lustig, wie ein Waldvögelein, bald ist er traurig und seufzt und plaudert vor sich hin verwunderlich Zeug ohn' Sinn und Verstand. Aus all dem Kauderwelsch hab' ich nur verstanden: Ach, Liesli, warum magst mich nit? Bei alledem ist der Maxl noch vernünftig; aber der Seppel zergrämt sich schier und hat kein ruhig' Stund' im Haus! Der Bub reut mich, wenn ich ihn anschau! Nun hab' ich mir schon lang denkt, Dein Dirndl mag halt keinen von meinen Buben und ihr

junges Leben verblüht in Gram und Sehnsucht nach dem Liesli!"

Friedel hatte den Nachbar aufmerksam angehört und schüttelte dann den Kopf. „Ist mir ganz wunderlich, daß Liesli den Marl nit mögen sollt', nach dem, was ich von dem Dirndl geschaut hab'. Wird sich schon fügen, Schmied, wird sich ganz gewiß fügen!"

Dem Schmied schwebte noch eine Frage auf den Lippen, aber er unterdrückte sie. „Gott geb's!" seufzte er. „Gut Nacht für heut. Schläfst heut unter meinem Dach; drüben ist's noch wüst. Wirst müd' seyn. Nun ruh' Dich aus, Friedel. Vielleicht ist's nach langer Zeit das erste Mal, wo Du in Ruh schlafen magst!" Er schüttelte treuherzig dem Freund die Hand, kniete dann nieder, mit dem Gesicht nach der Ecke der Stube gewandt, wo das Bild des Gekreuzigten hing, und betete. Dann zog er sich in den oberen Raum des Hauses zurück, in dem er dem Gast zugleich eine Schlafstätte anwies. —

Die beiden Söhne des Schmieds hatten miteinander das Haus verlassen. „Möcht' gern wissen, wo der Nachbar Friedel sich den wunden Leichnam geholt hat," sagt' Marl.

„Soll ich Dir's sagen?" antwortete Bastl trocken. „Unter'n Bauern war er, die drunten am Inn die Oestreichischen gedroschen haben. Hau' mir die

Hand ab, wenn's nit wahr ist! Das aber verdrießt mich, daß der Vater mich wegschickt, sei ich ein unmündiger Bub. Bin doch acht und zwanzig Jahr alt geworden und kein Kind mehr, wie er gegen mich thut."

„Freilich, freilich! Thut er gegen mich anders?" entgegnete Maxl. „Aber wir müssen's uns halt schon gefallen lassen. Er mag seine Gründe haben, sonst thät er's nicht!"

Bastl brummte einige unverständliche Worte vor sich hin und ging vom Bruder seitab. „Wohin gehst Du?" rief ihm dieser nach.

„Geh' Deinen Weg!" antwortete Bastl unfreundlich. „Ich hab' meinen eignen Gang." Er ging nur eine kurze Strecke; vor einem niedern Häuslein blieb er steh'n, lauschte vor dem vorgeschobenen Fensterladen und schob dann den Riegel der Thür zurück. In der dunklen, engen Hausflur tastete er nach einer andern Thür und hatte diese auch sogleich gefunden, wie Einer, der mit des Hauses Gelegenheit gänzlich vertraut ist. Die Thür gab dem Druck seiner Hand nach, und mit einem kurzen „Grüß Gott!" trat er in das kleine, von einem Kienspan beleuchtete Gemach. Ein Mädchen von sanften, angenehmen Zügen trat ihm entgegen und reichte ihm vertraulich die Hand. Hinter dem großen eichenen Tisch, der fast den vierten Theil des Zimmers einnahm, saß ein hoher stattlicher Mann

mit langem wallendem Bart und wendete seine glanzlosen Augen nach dem Eintretenden. Er hatte die Hände gefaltet und streckte nun die Rechte aus, welche Bastl faßte und drückte. Dem blinden Manne gegenüber stand der Schemel, auf dem das Mädchen gesessen und auf dem Tische lag ein aufgeschlagenes Gebetbuch, mit groben Holzschnitten geziert, die aber von den einfältigen Landleuten als Meisterwerke der Kunst bewundert zu werden pflegten. Nach innigem Gegengruß schob die Dirne einen zweiten Sessel neben den ihrigen und nöthigte den Gast, darauf Platz zu nehmen. „Du hast gebetet, Vaberl?" fragte Bastl.

„Ja," antwortete das Mädchen, „ein Gebet für schwere Zeit und Kriegsnöthen, wie's der Vater haben wollt'. Er meint', wir hätten's nöthig im Baierland!"

„Deß walt' Gott!" seufzte der Blinde. „Ich dank zuweilen dem Herrgott, daß er mir das Augenlicht genommen, damit ich den Greuel nicht sehe. Aber dann möcht' ich wieder, daß er's nicht gethan, um dem Vaterland dienen zu können, wenn's Noth thut!"

„Ich weiß, was Du meinst!" rief Bastl feurig. „Ja, ja, 's mag wohl das Beste seyn, daß wir uns selbst helfen! Glaubt's nit, daß es fehlen wird an frischen Buben, wenn der Tanz beginnt. Die Väter

mögen ihre alten Tage in Ruhe pflegen, aber wir — wir wollen hinausziehen und das Baierland frei machen von den fremden Bluthunden!"

„Der Herrgott weiß am besten, was uns nützlich und gut ist!" sagte der Alte. „Ohne seinen Willen wird nichts gethan. Seine Zornruthe liegt schwer auf unserm armen Land und der kurzsichtige Mensch möcht' schier verzweifeln. Neue Steuern immerdar! Das Vieh nehmen's von der Alm, den Sparpfennig aus der Truhe und unsre jungen Männer müssen zu ihren Fahnen schwören. Bei uns ist's noch nit so arg; aber sie werden auch noch über uns kommen mit Feuer und Schwert. Meinen durch Strenge uns östreichisch zu machen. Der letzte Tropfen Blut, den sie aber vergießen, ist bairisch."

„Eh' sie mich zwängen, 'gegen meine Landsleute zu fechten, ich wüßt' nit, was ich thät!" rief Bastl. „Es thut nit lang gut mehr, sag' ich! An andern Orten sind die Bauern schon aufgestanden und üben Vergeltungsrecht an den fremden Blutsaugern."

„Der Herrgott hat den Feinden das Schwert der Gewalt in die Hand gegeben!" erwiederte der blinde Mann ernst. „Die Bauern wurden geschlagen in einer großen Schlacht und die sie lebendig ergriffen, zu schmähligem Tode verdammt."

„Ihr Blut komme über sie!" knirschte Bastl.

„Die Todten werden auferſteh'n und jeder Arm, der ſich noch rühren kann, wird nach der Waffe greifen. Ich ſelbſt trag's nit länger mehr und wenn's des alten Vaters Tod wär'!" Alle Sehnen des kräftigen Jünglingsarms ſpannten ſich bei dieſer Rede, ſeine Augen glühten wild und Baberl ſah ihn furchtſam an. Dann ſtrich ſie mit der Hand über ſeine gefurchte Stirn und ſiehe, dieſe glättete ſich wunderbar ſchnell und er drückte einen Kuß auf die Lippen der Dirne. „Wir Buben wären ja nit werth, ein Weib zu nehmen, wenn wir's dulden wollten, daß ſie uns behandeln wie unvernünftig Vieh. Als Oeſtreicher möcht' ich fürwahr kein Dirndl küſſen."

Der Alte lächelte wohlgefällig. „Biſt ein friſcher Bub!" ſagte er. „Ich möcht', daß ich Dich ſchau'n könnt'!"

Baſtl erzählte von der Rückkunft Friedels und ſprach ſeine Gedanken über ihn aus, denen der Alte beiſtimmte. Dann wandte ſich das Geſpräch von den trüben Zeitläuften ab zur Beruhigung Barberls, der nun auch manch ſchmeichelndes Liebeswort und mancher Kuß zu Theil wurde. —

Maxl war nach der Schenke gegangen, wo ältere und jüngere Männer vor'm Bierkrug bei einander ſaßen und den allgemeinen Nothſtand auf Stunden vergaßen. Das Loos der Hochländer war im

Vergleich zu dem der Bewohner des flachen Landes noch ein beneidenswerthes, denn der Krieg mit seinen Schrecken hatte bis jetzt noch die friedlichen Alpenthäler verschont. Aber daß sie nicht mehr Baiern heißen und ihre Steuern einer Verwaltung liefern sollten, die sie haßten, das kränkte den treuen Sinn der Gebirgssöhne auf's Tiefste. Ihr ganzes Herz schlug für Baiern und seinen Fürsten und dieser war aus dem eignen Lande vertrieben.

Der Jäger hatte schon eine Weile gesessen, als er seinen jüngsten Bruder, Seppel, eintreten sah, bleich und träumerisch, wie er schon seit längerer Zeit zum Schmerz des Vaters herumgegangen. Maxl machte einen Platz neben sich frei und lud den Bruder freundlich ein, sich neben ihn zu setzen. Seppel schüttelte den Kopf und nahm einen andern Platz. Er blieb den ganzen Abend schweigsam und trüb und auch dem Jäger war seine gute Laune verdorben. Als Seppel sich entfernte, folgte ihm Maxl auf dem Fuße und hatte ihn bald eingeholt. „Bruder!" redete er ihn an. Seppel fragte ihn gelassen nach seinem Begehr. „Warum bist Du mir feindlich gesinnt?" fuhr Maxl mit edler Offenheit fort. „Ich weiß, Du magst das Liesli! Ist sie Dir gut, so sag's als ein ehrlicher Bub und ich steh' von ihr ab, wenn's mir auch das Herz bricht. Mag sie Dich aber nit, so

sei mir nit gram deshalb. Wir wollen Beid' um ihre Gunst werben, und wenn sie Einen von uns wählt, so soll der Andere absteh'n und's dem Bruder nit nachtragen. Willst Du das, Seppel, so schlag' ein!"

„S' mag schon so seyn!" entgegnete Seppel gedankenlos, ohne seine Hand in die ausgestreckte des Bruders zu legen. Maxl entschlief bald; Seppel aber wälzte sich unruhig von der Rechten zur Linken.

3.

Der Schmied, im rußigen Schurzfell, das kahle silberbekränzte Haupt von einem schwarzen Lederkäppchen bedeckt, stand am Ambos und schlug mit gewichtigem Hammer auf das glühende Eisen, daß die Funken weit umherstoben. Bastl schürte das knisternde Feuer und sah mit absonderlichem Blick auf des Vaters Arbeit, die so ganz von der gewöhnlichen abwich. Kein gemeines Acker- oder Hausgeräth war es, das er heute zwischen Hammer und Ambos bildete; dies Werkzeug war für keine friedliche Hand bestimmt, sondern sein Zweck muß seyn, Menschenschädel zu brechen. Es war ein schwerer zackiger Kolben, wie wir sie noch in den Zeughäusern finden, als Denkmäler einer entschwundenen kriegerischen Zeit. Für wen schmiedete der Vater diese furchtbare Waffe? Bastl betrachtete

sie leuchtenden Blicks und wildbewegte Gedanken schossen ihm durch den Kopf.

Endlich ließ der Schmied den Hammer sinken und tauchte das blutrothe Eisen in einen Wasserkübel, daß es hochauf zischte; dann zog er die abgekühlte Waffe heraus und beschaute sie lächelnd. Sie war wohl von derber Wucht, aber der kräftige Greis schwang sie leicht und gewandt in der Faust. Ein dickes Eichenbret legte er neben den Ambos, erhob den Kolben, schwang ihn dreimal um's Haupt und ließ ihn dann mit schwerem Druck auf das Bret niederfallen. Dieses zermalmte unter der Wucht, an der Waffe jedoch ward keine Verletzung bemerkbar. Der Schmied nickte zufrieden mit dem Kopfe und reichte das Eisen dem Sohne mit den kurzen Worten: „Versuch's mal!"

Vastl faßte die Waffe rasch, schwang sie mit jugendlicher Kraft, welche der des Greises zwar nichts nachgab, aber sie auch nicht überbot und zertrümmerte ein anderes Bret. Der Schmied sah es mit Wohlgefallen. „Gut, gut!" sagte er. „Ich meine, es wird sich keine kräftigere Faust finden und eine bessere Waffe kaum."

„Wohl, wohl!" antwortete der Sohn. „Ich gönn' es Keinem, dies prächtige Eisen! Wem soll's

auch nützen? Wer soll es schwingen und gegen wen soll es geschwungen werden?"

„Bist sehr neugierig, Bub!" entgegnete der Vater. „Bei der heiligen Jungfrau und den vierzehn Nothhelfern! Nicht der schlechteste Mann soll es führen."

„Vater, laß mir das Eisen!" bat Bastl.

Der Schmied lächelte. „Was wolltest Du damit?" fragte er. „Der Hammer gehört in Deine Hand, nicht das gefährliche Spielwerk!"

Der junge Mann erröthete tief. Er bezähmte gewaltsam den in ihm aufsteigenden Groll und mit geheimnißvoll dumpfer Stimme sprach er: „Vater, ich ahne mehr, als Du mir willst wissen lassen. Für wen ist diese Waffe, für wen das Schwert, das wir gestern schmiedeten? Du treibst zum ersten Mal die Kunst des Waffenschmieds. Soll ich Dir sagen, welche Schädel diese Kolben brechen wird?"

„Bist ja ein weiser Bub, wenn Du das weißt!" sprach der Schmied lächelnd. „Und weißt vielleicht auch, welche Faust ihn schwingen wird."

„Keine andre, denn die meine!" rief Bastl mit Feuer. „Ich will die Buben meines Alters aus den Bergen rufen und will sie führen gegen die Unterdrücker unsres Baierlandes. Ich müßt mich ja schämen, wollt' ich müßig liegen, wo alle guten Männer zur Wehr greifen. Hatte Nachbar Friedel nicht Haus

und Hof und dazu ein Kind und zog doch hinaus gegen die Kaiserlichen? Was er that, will ich auch thun!"

„Erzählte Dir der Friedel?" fragte der Schmied ernster.

„Ich fragt' ihn drum und er erzählte mir!" antwortete Bastl. „Du schicktest mich fort, daß ich die Mähr nit hören sollt', die er Dir bracht'. Hätt'st nit thun sollen, wahrlich nit! Ich bin kein Lotterbub mehr, Vater; darfst mir schon was anvertrau'n. Es verdrießt mich, daß Du mich wie ein Kind hältst."

„Dem Alter der Rath, der Jugend die That!" entgegnete der Schmied. „Was Du da von Davongeh'n geplauscht hast, schlag' Dir aus dem Sinn. Ich brauch' Dich, Bastl, das merke. Was den Kolben betrifft, so ist er für eine Faust bestimmt, die nit schlechter ist, als die Deine. Hast Du Lust an Gewaffen? Dort liegt Eisen und den Ambos und Hammer hab' ich Dir brauchen gelehrt. — Für heut mag Schicht seyn; morgen Bastl, wenn Du Lust hast!"

Das Feuer in der Esse wurde gelöscht; der Schmied nahm die schwere Waffe unter den Arm, die Handwerksgeräthe wurden an ihren Platz gestellt und Beide verließen und schlossen die Werkstatt, um sich zur frugalen Abendmahlzeit zu begeben, die in gewohnter ruhiger Weise vor sich ging. Heute saßen des Schmieds drei Söhne mit zu Tisch, Seppel bleich wie immer

und auch Marl in etwas düsterer Laune. Nach der Mahlzeit erhob sich der Schmied, warf seine Juppe über, setzte den spitzen, mit Bändern gezierten Hut auf den Kopf und ging, wie er zuweilen zu thun pflegte, nach der Schenke. Vastl, der dort mehr zu erfahren hoffte, als ihm der Vater hatte vertrauen wollen, folgte ihm und auch die beiden andern Jünglinge schlugen den Weg dahin ein. Marl näherte sich dem jüngern Bruder wiederum freundlich und sprach: „Schau, ich kann's nit mehr ansehn, daß Du mit mir pochst, als sei ich Schuld an Deiner Trübsal. Kann ich dafür, daß mir das Dirndl gefällt, wie keines mehr? Schau, ich wollt gern absteh'n, wenn ich wüßt', daß sie Dich mag und keinen Andern. Aber ich glaub's halt nit. Das Dirndl ist fein und brav, aber sie hat eine Teufelin in sich. Ich fürcht', sie führt uns Beid' an der Nase herum. Manchmal ist sie freundlich und lieb, wie der Sonnenschein und ich wollt' schwören, daß sie mir gut wär'; dann ist sie wieder auf einmal wüst und unwirsch und schaut aus, als ob sie 'nen bösen Geist lieber säh, als mich. Sag', thut sie Dir denn auch so?"

„Für mich hat die Welt kein' Freud' mehr," entgegnete Seppel trüb; „mir wär's am besten, ich läg' in den Tiefen des Sees oder der Berg dort

stürzte über mich, daß ich nur recht tief, recht tief begraben wär'!"

„Aber Bruder!" seufzte Marl mitleidig. „Ist das aber christlich? Möchtest Du dem alten Vater solchen Schmerz bereiten?"

„Er würd's überwinden!" antwortete Seppel. „Hat so mehr Herzeleid, als Freud' an mir. Ich kann mich nit verstellen und meine Trübsal frißt ihm am Herzen. Ich wollt', ich wär' im Niederland und könnt' dem Kurfürsten beisteh'n gegen seine Feinde!"

Sie waren an der Schenke angekommen und traten nun in die gefüllte Stube, wo sie am Ende eines Tisches noch Platz fanden. Der Schmied sah sie eintreten und schien sich über ihre scheinbare Eintracht zu freuen. Neben ihnen saß ein unbekannter Mann in unscheinlicher Bauernjuppe, um den sie sich jedoch nicht kümmerten.

Die Bauern waren in lautem Gespräch begriffen und Friedel, der mitten unter ihnen saß, ließ geheimnißvolle Andeutungen fallen und sprach sich ziemlich offen und derb über den gegenwärtigen Zustand der Dinge aus. „Ja, wer soll da helfen?" meinten seine aufmerksamen Zuhörer achselzuckend.

„Wer anders als wir selbst!" rief Friedel. „Die Bauern wurden zwar geschlagen und aufgerieben, aber

glaubt's nit, daß sie ruhen werden; sie werden — 's ist doch kein östreichisch Gesicht unter uns?"

„Jeder von uns ist ein braver Baier!" sprachen die Männer unter einander; aber Friedels Falkenauge hatte den Fremdling schon entdeckt und mit rauher Stimme rief er zu ihm hinüber: „He, wer bist denn Du, Gesell? Hast Dich eingeschlichen, zu spioniren? Hast wohl noch keine bairischen Fäuste gefühlt? He, Buben, kennt Ihr das Mandl?"

Marl, der erst jetzt den Unbekannten aufmerksamer betrachtete, verneinte die Frage. „Gieb Kundschaft, wer Du bist und von wannen Du kommst!" fuhr Friedel fort.

Der Fremde blieb ruhig, erhob den Kopf, in dem ein Paar funkelnde Augen rollten und antwortete in der Mundart der Hochländer, der man es jedoch anhörte, daß sie nur angelernt war: „Ein braver Baier bin ich, sowie Du und alle Männer hier, hoff' ich. Von wannen ich komme? Aus den Händen der Kaiserlichen, die mich wohl gern wieder hätten."

„Du bist kein Baier!" erwiederte Friedel. „Gesteh's nur, Du steckst in fremden Kleidern. Sag', wer bist Du, wenn Du gute Briefe hast?"

„Ist's nicht genug, wenn ich sage, daß ich ein Baier bin?" rief der Fremde, die Maske fallen lassend. „Du hast Recht, diese Kleider sind nicht die

meinigen, aber doch schützen sie mich mehr, als mein goldverbrämtes Gewand. Ich war ein treuer Diener unsers gnädigen Kurfürsten, den Gott erhalten möge, und bin's noch mit der Hülfe der Heiligen! Der bedrängte Herr wendet sich an seine braven Oberländer, weil er selbst sein Land nicht schützen kann, wie er wohl möchte. Jener Mann sprach recht, als er sagte: „Wir selbst müssen uns helfen! In des Bauern Hand liegt jetzt des Landes Schicksal, Gott sei's geklagt! Und schaut Euch um, brave Männer! Allüberall hängt ein Schwert über'm Haupt der Oestreicher und mit einem Mal wird's fallen und die Fremdlinge zerschmettern. An mancher Schwelle hab' ich gestanden und gerufen: Baiern, Euer Kurfürst vertraut auf Euch, aus Euerer Hand will er zurückempfangen, was ihm das Unglück und die Macht der Feinde geraubt! Gedenkt an vergangene Zeiten, wie das Haus Wittelsbach Euch ein milder Herrscher war! Was wird Euch Oestreich seyn? Ein strenger Gebieter, der die edle Treue Eurer Herzen nicht kennt und nicht zu schätzen weiß! Und wo ich also rief, da griffen die Männer zur Waffe und von der Loisach bis zur Isaar sind sie all' bereit zum Kampf auf Tod und Leben! Ihr werdet nicht, Ihr könnt nicht zurücksteh'n!"

„Bei Gottes Blut, wir wollen's nit!" rief Bastl, ein strenger Blick des Vaters aber bracht' ihn zum

Schweigen. Die Bauern sahen den Fremdling neugierig an und murmelten unter sich. Vielen hatte seine Rede das kampflustige Blut in die Wangen getrieben, Andere wiegten bedächtig den Kopf und noch Andere schienen sich nicht von ihrem Argwohn über die Ehrlichkeit des Fremden trennen zu können. Unter diesen war Friedel. „Halt, Männer," rief er, „laßt mich sprechen, ehe Ihr antwortet. — Ihr wißt," wandte er sich zu dem Fremdling, „daß wir kaiserliche Unterthanen sind; als solche dürfen wir nit hören, was Ihr da redet. Aber wir waren Baiern, liebten den Kurfürsten mit Leib und Seel' und hören gern Kundschaft von ihm. Bringt Ihr solche, so bezeugt uns durch ein Zeichen, daß Ihr Wahrheit sprecht!"

„Ich bürge für diesen Mann!" rief der Schmied, sich erhebend. „Seit wann sind denn Treu' und Glauben im Baierland außer Geltung gekommen? Könnt Ihr nit vom Antlitz lesen, was im Herzen geschrieben steht? Würd' Einer aufsteh'n, mir in's Gesicht schau'n und sagen: ich sei ein Spion. Das würd' er nit, so mir Gott helf', und Keiner soll's gegen jenen Mann, dem ich's von der Stirn lese, daß ihm vom Herzen geht, was er spricht!"

Der Fremde sah seinen Vertheidiger freundlich an und erwiederte: „So thut's, so thut's, bei der heiligen Jungfrau und den vierzehn Nothhelfern. Eure

Vorsicht ist gerecht, aber sie thut nicht noth! Der Mann soll dem Mann trau'n; sind wir ja doch Deutsche und Baiern und nicht welsches Blut. Könnt' ich wohl mit Briefschaften mich ausrüsten, wo aus jedem Busch ein Feind lauert? Nein, Männer, ich hab' kein ander Zeugniß, denn mein ehrlich Gesicht!"

„Und das genügt!" entgegnete der Schmied und reichte dem Fremden über die Tafel hin die Hand. Das Gespräch wandte sich nun zwanglos wieder auf die Politik des Tages und der Fremde brachte ihnen manche Kunde von neuen Erpressungen und Gewaltthätigkeiten der Oestreicher. Die vier ältesten Prinzen des kurfürstlichen Hauses waren nach dem letzten Aufstand aus München entfernt und nach Klagenfurt in Kärnthen gebracht worden, wo sie sich mit dem Titel der Grafen von Wittelsbach begnügen mußten. Durch solche Schilderungen, die den einfach natürlichen Sinn der Landleute zu regem Mitleid bewegten, wußte er das Feuer ihrer Herzen zu schüren. Die Landleute horchten ihm mit großer Aufmerksamkeit zu. So manches Licht ging ihnen nun auf, was ihnen bisher verborgen gewesen war; wußten sie doch selbst die Ursachen des Krieges nicht klar, dessen Folgen so schwer auf ihrem Haupte lagen. Der Wunsch, daß sie der Fremde in dieser Hinsicht belehren möchte, ward hie und da laut, und er ließ sich willig finden, dem Wunsch zu entsprechen.

„Der milde Kurfürst Ferdinand Maria," begann er, „starb, wie Ihr wißt, in der Blüthe seines Alters. Sein Sohn, unser Maximilian Emanuel, war von einem andern Geiste beseelt. Schon als Jüngling dürstete er nach kriegerischem Ruhm und sein Baierland auf die Spitze der europäischen Staaten zu stellen, war sein großer Zweck. Er war dabei freundlich und mild und jeder Baier hätte sein Herzblut gelassen für ihn. Kaiser Leupold kannt' ihn wohl und verheirathete seine Tochter, Maria Antonia, an ihn. Durch sie, deren Mutter eine Schwester des kinderlosen Königs Karl II. von Spanien war, öffnete sich Max Emanuel Aussichten auf den spanischen Thron, der Kaiser aber schloß mit ihm ein Bündniß gegen die Türken. Jedes Baierkind weiß davon zu erzählen, in welch' mächtigen Schlachten er Sieger blieb."

„Wohl, wohl!" fiel der Schmied ein. „Dreißigtausend tapfere Baiern fanden den Tod."

„Sie starben für den Ruhm der Christenheit!" fuhr der Fremde fort. „Ein neuer Krieg rief zehn Jahre später den Kurfürsten wieder auf's Schlachtfeld; diesmal galt es, sein Recht gegen die französischen Waffen zu vertheidigen, die die schönen Gauen der Rheinpfalz grausam verheerten. Mitten unter den Stürmen dieses Kriegs ernannte der König von Spanien den Kurfürsten zum beständigen Statthalter

in den spanischen Niederlanden mit unbeschränkter Vollmacht. Er hielt seinen feierlichen Einzug in der Hauptstadt Brüssel. Noch mehr! Vor sieben Jahren ernannte der spanische König den baierischen Kurprinzen Joseph zu seinem Thronfolger und Erben der ganzen spanischen Monarchie, die die Sonne in ihren Grenzen nicht untergehen sah; Spanien, Niederland, Italia, und das reiche Westindien, Amerika waren das Erbtheil des Hauses von Wittelsbach. Aber der Herrgott hatt' es anders beschlossen. Joseph starb und der Kurfürst sah mit Wehmuth auf die unendlichen Opfer zurück, die er dem geträumten Glanz seines Hauses gebracht."

„Wir empfanden diese Opfer schwer genug," unterbrach Maxl den Erzähler. „Mit Recht sagte man: um die spanische Suppe zu essen, hat er sein Baierland eingebrockt."

Der Schmied warf dem Sohne einen verweisenden Blick zu: „Er war unser Fürst und Herr! Achtung vor ihm!"

Der Fremde nickte mit dem Haupte und fuhr fort: „Nun traten andere Werber um die spanische Krone auf. Zuerst der Kaiser Leupold, der als das Haupt der deutsch-östreichischen Linie das nächste Recht zur Erbfolge der spanisch-östreichischen zu haben glaubte und obendrein der Sohn der jüngern Schwe-

ster Königs Philipp IV. von Spanien war; dann der Dauphin von Frankreich, der Enkel der ältern Schwester Philipps und Sohn der ältern Schwester Carls II. und der sterbende König von Spanien setzte den zweiten Sohn des Dauphins zum Erben seiner weiten Länder ein. Kaiser Leupold griff zu den Waffen und Max Emanuel machte seine Ansprüche an Niederland geltend, die er sich durch Aufopferung seines baierschen Schatzes errungen. Der König von Frankreich bestärkte ihn darin und schloß einen Vertrag mit ihm ab, worin er ihm als Entschädigung die spanischen Niederlande erblich überließ. Er schloß ein Bündniß mit ihm gegen das Haus Oestreich. Schon zwei Jahre war der Krieg in Italien geführt worden, als der Kurfürst mit kriegerischer Begeisterung die Städte Ulm und Memmingen nahm, um sich den Weg zur Vereinigung mit einem Theile der französischen Armee zu öffnen und in Verbindung mit demselben in die kaiserlichen Erbländer einzufallen und die Armeen des Kaisers und seiner Bundesgenossen zu trennen. Die Kaiserlichen fielen nun von zwei Seiten in's Baierland ein, wurden aber vom Kurfürsten und seiner tapfern Armee geschlagen. Aber die Feinde wuchsen und Max Emanuel konnte nur die Donau bei Regensburg besetzen, um das weitere Vordringen der Kaiserlichen zu hindern. Die Vereinigung mit dem

französischen Heere glückte. Der französische Marschall von Villars vereinigte sich mit der baierischen Armee bei Dutlingen und der Kurfürst war nun im Stande, den Oestreicher in seinem Lande anzugreifen. Er wandte sich nach Tyrol. Die wichtige Grenzfestung Kufstein wurde belagert und zur Uebergabe aufgefordert. Der Commandant antwortete mit Kanonenfeuer und ließ die Vorstadt in Brand stecken, um die anrückenden Baiern zurückzutreiben. Aber der Wind wehte die Flamme gegen die Stadt und in kurzer Zeit loderte sie hoch auf. 'S war ein prächtiger Anblick, an den ich mein ganzes Leben gedenken will. Wir erstiegen die Festung und pflanzten die baierische Fahne auf ihre Zinnen. Nun war der Weg geöffnet und in kurzer Zeit war ganz Tyrol in unsrer Hand."

Die Bauern betrachteten nun den Erzähler mit noch mehr Ehrfurcht, als sie hörten, daß er persönlich bei jenen Unternehmungen betheiligt war, die durch ganz Baiern einen ungeheuern Jubel verbreitet hatten.

„Der Kurfürst rückte nun an den Brenner, um sich mit den Franzosen zu vereinigen, die aus Italien heranzogen. Wär's gelungen, so wär's um die kaiserliche Armee geschehen gewesen, aber die tyroler Bauern standen plötzlich unter den Waffen; von den Bergspitzen herab wälzten sie Steine und Felsstücke

und aus allen Büschen schlugen die Kugeln der Alpenjäger in unsre Reihen, die sich gegen einen solchen Feind nicht wehren konnten. Der Kurfürst sah keine andere Rettung, als einen schleunigen Rückzug, der ihm jedoch beinahe das Leben kostete. Ein tyroler Jäger hatte sich hinter einen Felsen gestellt, um ihn bei dem Durchzuge durch einen Hohlweg zu erschießen. Zum Glück hielt er den Grafen Arco, der an seiner Seite ritt, für den Kurfursten — und der Graf stürzte todt zur Erde."

„Habt Ihr's gehört?" rief Bastl mit funkelnden Augen. „Sind wir schlechter, als die Tyroler? Was sie können, wollen wir auch!"

„Laß den Mann sprechen, Bastl!" sagte der Schmied, doch ohne Härte.

Der Fremde fuhr fort: „Ich dacht's, daß ich diese Gesinnung finden würde. Ihr werdet dasselbe thun, was Jene für ihren Herrn und Kaiser thaten. Sie entschieden das Loos des Kriegs. Will es Gott, so werdet Ihr's zum zweiten Mal entscheiden! Von nun an verfolgte das Unglück den gnädigen Kurfürsten auf allen Schritten. Der englische Held Marlborough erschien mit einer Armee in Deutschland und vereinigte sich mit den kaiserlichen Truppen. Die Baiern und Franzosen wurden in die Flucht geschlagen und die Feinde waren nun Herren in unserm

schönen Baierlande. Dem Kurfürsten blutete wohl das Herz, als er seine Unterthanen unter der Geißel der Fremdlinge sah; er hätte fast all' seine stolzen Pläne geopfert, um sie daraus zu erlösen, da erschien ein neues französisches Kriegsheer und befeuerte seinen alten Muth. Die Schlacht bei Hochstädt vernichtete die letzten Hoffnungen Max Emanuel's und zwang ihn, sein getreues Baierland zu verlassen; er that es mit bitteren Thränen. Die Regierung hatte er seiner Gemahlin übergeben und ihr die Vollmacht ertheilt, nach Beschaffenheit der Umstände einen Vertrag mit dem Kaiser zu schließen. Dieser kam zu Stande, aber mit welchen Opfern! Alle Plätze in und außer Baiern, die noch von baierschen Truppen besetzt waren, mußten mit allen darin befindlichen Gewehren und Kriegsgeräthschaften den Oestreichern übergeben, alle Miliz abgedankt und der größte Theil des schönen Landes dem Kaiser eingeräumt werden. Wie klein war das Besitzthum, das der unglücklichen Frau Kurfürstin verblieb! — Ihr habt nicht zur Hälfte in Eurer glücklichen Einsamkeit den Druck gefühlt, der auf Euren Brüdern lastete, aber Ihr habt wohl von Euren Bergen die Flammen geschaut, die gen Himmel loderten; es waren brennende Dörfer, und ihre Bewohner mußten der Gluth entfliehen, um in Hunger und Elend zu sterben. Wer konnte den

Greuel mit anschau'n, dem nicht das Herz im Busen schlug in Zorn und Begeisterung? Die tapfersten Herzen verbanden sich, das Baierland zu befreien; aber die Tyrannei hat hundert Augen! Die Edlen wurden in Fesseln geschlagen und auch das letzte Asyl wurde der unglücklichen Kurfürstin genommen. Da griff das tapfere Landvolk zu den Waffen. Ein Haufe wurde geschlagen, aber die Trümmer der Tapfern schwellten an wie ein Bergstrom, und während wir sprechen, haben sie vielleicht einen schönen Sieg erfochten. Wollt Ihr müßig ruh'n, wo Eure Brüder ihr Leben lassen für Fürst und Vaterland? Ich seh' so viel kräftige Arme unter Euch, aus Eurem Auge leuchtet Begeisterung und Kampflust. Max Emanuel zählt auf Euch, auf seine Tapfern —"

„Halt!" unterbrach ihn der Schmied mit gebietender Stimme. „Wir sprechen mehr darüber zu gelegenerer Stunde. Keiner ist unter uns, der den Kurfürsten und sein Haus nicht im treusten Herzen trüge, aber wir wollen unser edelstes Herzblut auch nit vergeblich verspritzen. Wir danken Euch für die Belehrung, die Ihr uns gegeben. Wollt Ihr mein Gast seyn, so seid Ihr über meiner Schwelle willkommen. Keiner soll Euch dort ein Haar krümmen, er müßte mich denn vor zur Leiche machen."

Der Fremde warf zuerst einen finstern Blick auf

den Schmied. Auf jedem Antlitz sah er schon die Frucht seiner Beredsamkeit reifen und nun hinderte ihn der Eine an der Ernte. Aber die Entschiedenheit, mit welcher der Schmied sprach, wirkte beherrschend auf ihn und er nahm sein gastfreundliches Anerbieten dankbar an. Auch Friedel war unzufrieden mit dem Nachbar und gab dies durch ein finsteres Stirnrunzeln deutlich genug zu erkennen.

„Mit Verlaub, Herr!" wagte Marl den Fremden anzureden; „Ihr sagtet, das Unglück seiner Baiern sei dem Kurfürsten nahe gegangen. Warum opferte er denn sein treues Baierland? Waren wir ihm nicht genug? Sein Vater und Ahn waren glücklich in der Treue ihres Volks, verlangten nimmer nach einem fremden Thron. Warum mußt' er den Erbfeind in's Land bringen, gegen den er zuvor selbst so viel bairisch Blut eingesetzt?"

„Die Ursachen, warum er dies Alles that, nennt man Politik!" antwortete der Fremde. „Ihr versteht nichts von dieser Wissenschaft und mögt Euch glücklich preisen, daß es so ist!"

„Bub, Bub," spottete Friedel, „was makelst Du am Thun und Lassen Deines Herrn! Möcht'st wohl in Ruhe scharmiren und kosen und arme Häslein schießen! Ei, warum hat Dir der Herrgott den starken Arm gegeben?"

„Du lügst, wenn Du sagst, ich bin feig!“ fuhr Maxl auf. „Wer wagt's, ihm nachzuplauschen? Er komm' her und schau', wie diese Faust packt!“

„Friede, Friede!“ rief der Schmied dazwischen. „Still, Maxl, der Nachbar meint's so bös nit. Und Du, Friedel, laß meinen Buben ungehudelt! Ich kenn' ihn besser und steh' für ihn. Ein frei Wort mag wohl erlaubt seyn unter freien Männern!“

Die Ruhe war wieder hergestellt und der Schmied entfernte sich mit seinem Gast. Ein Wink hieß Maxl folgen; er gehorchte, jedoch nicht, ohne dem spottenden Nachbar noch einen Zornesblick zuzuschleudern. Seppel ging einsam nach Hause; er war in tiefen Gedanken, ein Entschluß rang in seiner Seele, der sich immer freier und klarer entfaltete.

4.

Die rauhe Herbstluft zog über die Berge, die Alpenfirnen glänzten mit schneeigen Häuptern, die Blätter begannen zu fallen und wehten golden über die Stoppelfelder; der See, der nichts weiter ist, als eine Ausdehnung der schäumenden Loisach, bewegte sich unruhig in seinen Ufern und schleuderte seine Wellen über die vielen grünen Inseln, die über seinen Spiegeln zwischen dem Ein- und Ausfluß der Loisach emporragen; der Himmel war stahlblau, nachdem die

Sonne mit Mühe die Nebel durchbrochen, die sich über die Höhen des sogenannten Haingartens heranwälzten. Es war die Zeit, wo die Senner von den Alpen zogen und der Tag, an dem dies geschah, wurde immer mit einem Fest begangen. Die Jugend des Dorfes hatte sich um die große Linde versammelt, unter welcher die ländlichen Tänze gehalten zu werden pflegen. Die Zweige des ehrwürdigen Baumes, der seinen Laubschmuck verlor, waren mit bunten Bändern geschmückt. Innerhalb seiner Aeste waren Sitze bereitet, auf denen die Musikanten Platz zu nehmen pflegten, welche zum Tanz aufspielten.

Mit dem Freudenruf: „Sie kommen!" sprangen plötzlich ein Paar muntere Knaben unter die Versammelten und alsbald schaarten sich Jünglinge und Jungfrauen paarweise, die Musikanten mit Fiedeln und Schallmeien stellten sich voran und der kleine Zug bewegte sich hinaus, nach der Alm zu. Das Alphorn tönte in der Ferne, die verlockenden Klänge brachen sich an den steilen Felswänden, die sich schroff über den See erhoben und schallten weit hinaus über die Ebene nach Norden, welche die Loisach durchströmt. Das Signal wurde durch ein Jubelgeschrei beantwortet. Jetzt kamen die Senner aus der Hohlung am Fuße der Alm zum Vorschein; voran Liesli, hinter ihr die wohlgenährten Kühe mit den tönenden

Glöcklein, das Auge lachend in Lust und Freude. Aus dem Zug der Dorfjugend trat ihr ein festlich geschmückter Jüngling entgegen, faßte sie bei der Hand und sprach ein Paar Reime, deren Inhalt war, daß sie sich während des rauhen Winters im trauten Stüble so wohl und glücklich befinden möge, wie auf der grünen Alm in der lichten Sommerzeit. Der Jüngling war Maxl, in der grünen Waidmannstracht.

Liesli schlug erröthend die schalkhaften Augen zu Boden, als der Jüngling vor ihr stand, seinen warmen Blick in ihre Seele tauchend. Sie sprach ihren Dank in den hergebrachten Versen aus, daß die Jugendgenossen ihr so treue Gespielen seyn möchten, wie die Kühe auf der Alm. Dann trat Maxl auf ihre Seite, ihre Hände schlangen sich in einander und der Zug ging musicirend und jubilirend in das Dorf zurück. Trotz seines Glückes bemerkte doch Maxl mit Trauer seinen Bruder Seppel, dessen Wangen, die seit einigen Tagen eine fieberhafte Röthe angenommen, bleich waren wie der Tod. Er bereute fast, daß er sich zu der Rolle aufgeworfen, die er eben spielte, und doch war sie seit lange sein Sehnen und Trachten gewesen. Seppel ging an der Seite einer muntern, rothwangigen Dirne, die seiner Wortkargheit mit neckischen Reden

spottete, er hörte nicht auf sie; seine Gedanken weilten in ganz andern Räumen.

Endlich war der Zug wieder unter der Linde angekommen, wo die älteren Dorfbewohner die Heimkehrenden willkommen hießen. Friedel umarmte sein Töchterlein, überzählte dann die Kühe und trieb sie nach ihrem Winteraufenthalt. Dasselbe thaten die Angehörigen der übrigen Senner. Nun wurde ein frischer Umtrunk gethan, das schäumende Kandl ging von Mund zu Mund unter Lust und Scherzen und wer das fröhliche Treiben der Landleute mit angesehen, hätte sich nicht träumen lassen, daß die Furie des Kriegs über dies glückliche Land mit der Flammengeißel schweife. Die Musikanten stiegen auf ihr luftiges Orchester, die Paare reihten sich zum Tanz; Maxl eröffnete den Reigen mit der schönen Sennerin, die Musik spielte auf und Jünglinge und Jungfrauen drehten sich im muntern Ländler, bald sich fest umschlungen haltend, bald einzeln auf den Fersen sich wiegend und mit Zunge und Fingern schnalzend.

Gedankenlos nahm Seppel am Tanze Theil; kaum aber schwieg die Musik, als er sich von seiner Dirne losmachte und einem einzelstehenden Mann sich nahte, in dem wir den Fremdling wieder erkennen, der des Schmieds Gastfreund geworden war.

„Ihr müßt in der That noch goldne Tage haben," sprach der Fremde bitter, „nach Euren fröhlichen Mienen zu urtheilen. Eure Brüder führen freilich andere Tänze auf, nach der Musik der Schwerter und Stutzen; freilich haben sie nicht so feine Dirnen und am Abend liegen sie wohl blutig und todt auf dem Tanzplatz."

„Glaub's mir, mich verdrießt diese und all' andere Lust!" antwortete Seppel. Möcht' nichts lieber, als zu dem Tanz, von dem Du sprichst. Und's wär' mir recht, wenn ich am Abend todt auf'm Platze läg'!"

„'S wird der Tag schon kommen, junger Mann!" entgegnete der Fremde zufrieden. „Geb's Gott, daß ich auf die Andern zählen kann, als auf Dich! —"

Als der Reihen geendet war, drückte Marl zärtlich Liesli's Hand und flüsterte ihr die Frage in's Ohr: „Bist Du mir gut?" — Die Sennerin sah ihn mit hellen Augen an und lachte. „Fängst schon wieder an, Du Lotterbub? Wer hat mir versprochen, nit mehr davon zu schwätzen? Wirst mich noch wüst machen mit Deinem Geschnader. Ist nicht der Seppel ein andrer Bub? Er mag mich auch, aber er schweigt, weil ich's ihm verboten hab'. Er drängt sich nit zu mir wie Du. Schau doch, wie er dort steht und lugt! Der arme Bub ist krank

um Deinerwegen! Er eifert auf Dich, Du wüster Gesell! Ja, wer ist aber das Mandl dort, das bei ihm steht? das hab' ich doch mein Lebtag nit geschaut."

„Laß doch das Mandl und den Seppel, Liesli!" erwiederte Maxl. „Ich bin Dein Bub heut und Du mußt's wohl leiden, magst's nun gern thun oder nit."

„Wär' mir was!" lachte die Sennerin. „Geh, schau' Dich nach 'nem andern Dirndl um. Ich tanz jetzt mit dem Seppel; der arme Bub hat sonst kein Freud und kein Lust." Sie machte sich los und ging auf Seppel zu, faßte ihn bei der Hand, als eben die Musik begann, und sprach: „Willst's mit mir wage, Seppel?" Eine flüchtige Röthe überzog des Jünglings bleiche Wangen, seine Augen strahlten vor Wonne, er war ein ganz Andrer, als er nun in die Reihen der Tänzer trat. Maxl verwendete keinen Blick von dem Paar. Die Freude, die in Seppels Herz einzog, war aus seiner eignen Brust gestohlen; er konnt' es nicht über sich gewinnen, eine andere Tänzerin zu ergreifen und lehnte traurig an dem Stamm der Linde. Seinem Scharfblick entging es nicht, daß des Bruders Gesicht wieder ernster wurde.

„Geh, Liesli," sagte Seppel zu seiner Tänze-

rin, „'s war doch Dein Ernst nit mit mir. Hast mich doch nur zum Tanz geholt aus Mitleid. Weißt, daß ich traurig bin wegen Deiner und willst mir 'ne kurze Freude machen. Vielleicht hat's Dir gar der Marl geheißen!"

Liesli stampfte zornig mit den Füßen. „Man möcht' vergeh'n wegen Euch wüster Buben!" schalt sie. „Kaum hab' ich den Marl gescholten und hab' Dich als Exempel hingestellt, nun fängst Du's auch an, ärger denn er. Was kann ich denn für, daß Ihr Narren werdet wegen meiner?"

Der Vorgang zwischen der Sennerin und den Brüdern war nicht unbeachtet geblieben; des Schmieds Auge hatte sie lange beobachtet und düsterte sich bekümmert. „Schau," sprach er zu dem neben ihm stehenden Friedel, „ich glaub', Dein Dirndl führt meine Buben am Narr'nseil. Wirst Du klug aus ihrem Thun und Treiben? Bald kost sie mit dem Einen, bald mit dem Andern. Mag's der Herrgott wissen, wie's in ihrem Herzen ausschaut."

„'Sist halt ein frisches, junges Blut!" antwortete Friedel. „Und Deine Buben sind Kopfhänger. Wären's frisch und träten grad aus, so würd' das Dirndl wohl Entscheid geben. Ich war anders zu meiner Zeit. Pocht's Dirndl, so stellt

ich mich krumm und spröd und 's kam dann wohl selbst wieder und strich mir die Stirn glatt."

Der Tanz hatte wieder begonnen und zog die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich. So kam es, daß mehrere neue Gäste unbemerkt sich eingefunden hatten, die wohl nicht zu den willkommenen gehörten. Es waren östreichische Soldaten, geführt von einem Sergeanten mit mächtigem Schnauzbart und vollem, weinrothem Gesicht. Sie schauten dem Treiben der Landleute mit einem hämischen Blick zu und flüsterten unter einander. „Lug, wie das Volk lustig ist!" sagte der Sergeant zu seinen Gefährten. „Die müssen des Kaisers Regiment noch nicht genug fühlen. Woll'n 's holter a Bissel strenger mach'n!" Er begleitete die letztere Rede mit einem tückischen Lachen.

Ein seltsames Murmeln lief plötzlich durch die Reihen, scheue Blicke begegneten sich und glitten an der Erscheinung der unwillkommenen Gäste nieder. Die Freude war mit einem Male von den Wangen verschwunden, als habe ein rauher Nachtfrost ihre Blumen getödtet. Der verkleidete Fremde hatte die Ankömmlinge kaum ersch'n, als sein Gesicht erbleichte und er mit seltsamer Hast sich aus dem Kreise der Landleute stahl und nach dem Hause des Gastfreundes eilte. — In Friedels Antlitz zuckte es auf,

wie ein flammender Blitz, krampfhaft drückte er des Schmieds Hand und ziſchte ihm zu: „Bei Gottes Blut! er iſt's, der mir den Säbel in den Schädel ſchlug!" Auch er ſuchte aus dem Bereich der Feinde zu kommen, aber knirſchend und wilde Racheluſt im Herzen.

Eine drückende Stille lag über der vorhin ſo geräuſchvollen Verſammlung; die Reihe der Tänzer lichtete ſich, nur die Muſik ſpielte noch fort, aber nicht mit der vorigen Sicherheit; endlich brach auch ſie kurz ab. Die Soldaten lachten höhniſch über den Eindruck, den ſie hervorgebracht. „Ha!" rief der Sergeant, „was ſeh' ich plötzlich ſo viel bleiche Geſichter! War't doch erſt luſtig und guter Dinge! Was iſt Euch auf's Herz gefallen, wie'n Mühlſtein? Fürchtet wohl, daß es dem Kaiſer zu Ohren kommt, daß Euch der Brodkorb ſo niedrig hängt?"

„Mit nichten, Mann!" entgegnete der Schmied ruhig, auf den Sergeanten zutretend. Kann der Kaiſer wollen, daß die Menſchen Bettler ſind, die er ſeine Unterthanen nennt? Was er uns auferlegt, tragen wir mit Geduld; erlaubte Freude kann er uns nit verwehren."

„'S iſt halt ein Andres mit Euch, als mit des Kaiſers wahrhaftigen Unterthanen!" antwortete der Sergeant. „Er weiß es wohl, daß Ihr Rebellen-

volk seid und im Herzen noch bairisch, wenn Ihr's Euch auch gefallen lassen müßt, östreichisch zu heißen."

„Und was will der Kaiser von uns durch Euch?" fragte der Schmied, ohne die Schmähung des Soldaten zu erwiedern.

„Wer seid Ihr denn, der Ihr so trotzig fragt?" antwortete der Soldat barsch.

„Meine Frage war nit trotzig;" entgegnete der Schmied. „Ich bin erkürter Vorsteher dieser Gemeind' und in ihrem Namen frag' ich nach Fug und Recht!"

„Werdet's wohl zeitig genug erfahren!" prahlte der Andere. „Haben gar keine Pflicht, Euch Rechenschaft zu geben. Tragen des Kaisers Waffen und Uniform. Doch will ich's Euch sagen. Läuft verdächtig Gesindel in Euern Bergen umher, das Euch aufhetzt wider des Kaisers Willen. Wollen's einfangen, das Wild. Ich seh da manch Gesicht, das, ich glaub', auf meiner Liste steht."

„Ihr irrt Euch!" sagte der Schmied mit Würde. „Wir sind friedliche Menschen und so Ihr ein verdächtig Gesicht zu schau'n meint, schaut Ihr mit falschen Augen!"

„Wird sich finden!" lachte der Sergeant. „Man kann auch halter der Dummheit nit mehr trauen! Ihr Alle seid des Kaisers Feind und so Ihr's auch

mit offen seid, könnt Ihr's noch werden. Ich schau manches Bürschli da, das mir gefällt, dem des Kaisers Rock wohl steh'n wird. Hab' Vollmacht, sie mitzunehmen!"

Schrecken und Zorn bemächtigte sich Aller bei dieser Rede. Die Bursche erbleichten und flohen zum Theil, als der Sergeant sich lachend im Kreis umschaute; die Mädchen schmiegten sich an ihre Gesponsen, die Männer drängten sich zusammen, wie zu Schutz und Trutz!

„Diese Vollmacht habt Ihr, unsere Söhne aus dem Schooß ihrer Familie zu reißen?" sagte der Schmied.

„Gott straf' mich, ja, und ich will's!" lachte der Sergeant. „He, wollen die Fiedler denn nimmer anfangen und die Bürschli und die Maidli haben's Tanzen verlernt? Ist Euch der Schreck in die Bein gefahren? He, lustig, Ihr Spielleut! Will selber ein Tänzl aufführen! Wollt Ihr nit? Respekt vor des Kaisers Rock!"

Die Spielleute begannen schläfrig und unsicher; der Sergeant gab sein Gewehr einem Soldaten, schaute sich unter den noch anwesenden Mädchen um und schritt keck auf Liesli los, die er trotz ihres Sträubens umschlang und ihre Lippen mit einem Kuß bedrohte. Die Sennerin schrie laut auf. Maxl

vergaß alle Rücksicht und riß den kecken Soldaten mit kräftiger Faust von der Geliebten, die nun rasch entsprang. Der Sergeant schäumte vor Zorn, zog seinen Säbel und stürzte sich wild auf den Gegner, der gewandt seinem Streich entging. Die Burschе nahmen ihn in ihre Mitte, auf der andern Seite machten die Soldaten sich fertig, ihrem Führer beizusteh'n. Dazu spielte die Musik ihre lahme Weise fort. Mitten in das Getümmel trat da der Schmied und seine aufgerichtete, ehrwürdige Gestalt imponirte selbst den kaiserlichen Soldaten. „Friede, Friede!" rief er. „Seid Ihr abgesandt, Herr Soldat, gewaltthätig gegen unsre Töchter zu seyn und mit ruhigen Menschen Händel anzufangen? Das ist des Kaisers Will' nit! Eure Pflicht sollt Ihr thun, die in Eurer Ordre steht, und mehr nit. Das ist des Kaisers Will'!"

„Weißt den Teufel um des Kaisers Will', nichtsnützіger Bauer Du!" grollte der Soldat. „Wo ist der Bursch, der mich anzugreifen gewagt hat? Ergreift ihn, Soldaten!" Maxl war verschwunden. Der Sergeant tobte darüber noch ärger. „Will ihn schon finden!" schnaubte er. „Jede Hütt' untersuch' ich und wo ich Verdächtiges find', da gnad' Gott!"

Mit trotzigem Schritt ging der Sergeant seinen

Getreuen voran, und brach gewaltsam in die nächsten Häuser; der Schmied wollt' ihm wehren, aber er wurde von rohen Fäusten zurückgestoßen; so manches Auge sah fragend auf den greisen Mann; hundert Hände waren bereit, die Schergen der Gewalt niederzuschlagen, aber er schüttelte mit dem Kopf.

Seppel war nach seines Vaters Hause geeilt und führte den Gast in ein sicheres Versteck. Unmittelbar unter dem First des Daches lag auf Querbretern ein Haufen Stroh; da hinauf mußte der Fremde steigen und sich hineinwühlen, so tief er konnte.

Endlich strömten die Soldaten in's Haus; der Schmied begleitete sie und schaute kalt und ruhig zu, wie sie alle Räume durchwühlten, nicht eben säuberlich. Er wehrte ihnen nicht. Auf seinem Gesicht aber hätte der Beobachter einen Zug der Aengstlichkeit lesen können. Auch in die obern Gemächer drangen sie und verfuhren auf dieselbe Weise; nun standen sie unter'm Dach und alle ihre Mühe war bisher fruchtlos gewesen. Sie wollten schon wieder murrend abzieh'n, als ein Soldat mit dem Bajonet in den Strohhaufen unter'm Dach stach. Aber er begnügte sich damit und unzufrieden verließen sie des Schmiedes Haus. Dieser athmete hoch auf. Aber noch eine Gewaltthat sollte er seh'n. Der Sergeant bemächtigte sich Seppels und erklärte ihn als einen Rekruten des Kaisers. Der

Schmied erblaßte und drückte die Hand auf das pochende Herz. Seppel sah den Vater an, aber die Soldaten nahmen ihn in ihre Mitte und schleppten ihn fort. „Herr Gott, deine Hand lastet schwer auf uns!" seufzte der Schmied mit einem Blick gen Himmel.

Der Fremde kroch endlich aus seinem Versteck, von brennenden Schmerz getrieben. Das Bajonet hatte ihn am Beine verwundet und nun träufelte das Blut durch das Stroh. Er nahm sein Tuch vom Halse und verband seine Wunde, aber den Bodenraum wagte er nicht zu verlassen. —

Baberl, die ebenfalls mit Bastl am Tanze Theil genommen, war längst an die Brust des blinden Vaters geflüchtet. „Die Kaiserlichen sind in's Dorf gedrungen!" rief sie in wilder Aufregung. „Männer mit wüsten Gesichtern und viel grimmigen Augen. Mir gruselt, wenn ich an sie denk'!"

Der Blinde erschrak. „Hilf, Herr Gott!" rief er. „So ist die schlimme Zeit denn kommen und die Ruh' ist all' hin, die uns bisher noch geblieben. Sie werden den rothen Hahn uns auf's Dach stecken, unsre Männer umbringen, unsre Mädchen ihrem Gelüst opfern, mit rohen Fäusten in unsern Truhen wühlen. Wir werden Lotter seyn! O helf, Herr Christe! — Wie groß möchtest Du ihre Zahl schätzen?"

„Acht bis zehn, so ich recht gesch'n hab'!" ant-

wortete das Mädchen. Der Greis schien sich mehr zu beruhigen. „Sie sprachen von verdächtigen Männern, die sie einfangen wollten, und unsre Buben wollten sie in des Kaisers Rock stecken."

„Sie werden sie zwingen gegen ihren Herrn, gegen ihre eignen Brüder zu fechten!" klagte der Greis. „O wehe, wehe dieser bösen Zeit! Daß ich doch noch jung wäre und meiner Augen Licht nit dahin!"

„Und Vastl?" rief das Mädchen, von dem Gedanken ergriffen. „Sie werden ihn auch mit fortschleppen? Vater, Vater, werden sie? Der Athem ihrer Brust stockte in wahnsinniger Angst.

Dagegen walt' Gott!" seufzte der Greis. Da öffnete sich die Thür und die bärtige Gestalt des kaiserlichen Sergeanten trat über die Schwelle. Der Blinde streckte ihm die Hand entgegen und sprach mit weicher Stimme: „Bist Du's, Vastl — mein Sohn?" Baberl schmiegte sich an den Vater und flüsterte ihm angstvoll zu: „Nit, nit! Es ist ein Soldat!"

Der Sergeant lachte rauh. „Find' ich da eins der Jüngferlein, die vor uns floh'n, wie die Spreu vor'm Wind?" rief er. „Komm her, mein Schätzel! Fürcht' Dich nit vor'm rauhen Bart, er sticht Dich nit, Du sprödes Ding! Sollst ein warm Soldatenherz zum Liebsten haben!"

„Er thut mir Leid's, Vater!" schrie das geängstete Mädchen, sich gegen des Soldaten Liebkosung sträubend. Der Blinde umfing sein Kind mit den Armen und sprach mit einer Stimme, die wie das Rollen des Donners klang: „Laß mein Kind in Frieden, oder ich ruf' den Fluch Gottes auf Dich herab! Mein Aug' ist blind, sonst sollt'st Du wohl nit wagen, über meine Schwelle zu kommen und mein Kind mit frevelhaften Händen zu berühren! Taste mein Kind nit an!"

„Bist blind?" höhnte der Sergeant. „Schad', daß Du's nit seh'n kannst, wie ich mein Schätzel herze!" Da drang ein zweiter Mann in's Zimmer. Baberl stieß einen Freudenlaut aus und Bastl stand im Nu zwischen ihr und ihrem Verfolger. Wag's noch einmal!" rief er. „Und Du bist ein todter Mann!"

Dem Sergeanten schwoll die Zornader mächtig auf der Stirn; seine Gefährten kamen ihm gerade zu rechter Zeit. „Greift den Buben da," rief er, er ist des Kaisers Soldat!" — Bastl war umringt, eh' er sich's versah, und mußte knirschend zusehen, wie die Soldaten tobend alle Räume durchsuchten. Baberl war ohnmächtig zu Boden gesunken, was sie vor der Gewaltthätigkeit des Sergeanten schützte. Der blinde Greis lag auf den Knieen und hielt sein

geliebtes Kind mit den Armen umfangen. Geräuschvoll verließ endlich die Rotte das Haus; Bastl war ohnmächtig zwischen den drohenden Bajonetten, aber in seinem Herzen kochte der Grimm. Mit rollenden Augen schaute er um sich; keine Hand regte sich, ihn zu befrei'n. Er verwünschte die Feigen und selbst seinen Vater traf der Groll. Wie leicht wär' es nicht gewesen, die wenigen Feinde niederzuschlagen! „Warum macht' ich nit selbst den Anfang?" murrte er. „Sie würden mich wohl nit in Stich gelassen haben, wie sie Ernst geseh'n hätten!" Das Dorf aber war wie ausgestorben. —

Mit einigen Rekruten verließen endlich die kaiserlichen Soldaten das Dorf und schlugen die Straße ein, die längs des Sees unter senkrecht aufstrebenden Felswänden über den Kesselberg führt. Auf der Spitze desselben schaut man plötzlich in einen großen Felskessel, dessen hohe Wände mit Nadelholz bekleidet sind und dessen Grund die schwarzen Gewässer des düstern Walchensees füllen. Das Auge, das da hinab blickt, wendet sich wohl mit Grausen ab von der schaurigen Tiefe, aus welcher düstere Nebel steigen. Die Fluth, die dort unten kocht, scheint bodenlos zu seyn, wie ihre dunkle Farbe bezeugt, und die rings aufstarrenden Felswände machen sie noch umheimlicher, entsetzlicher.

Die Soldaten klimmten mit ihrer Beute die steile Bergstraße hinan; mit rohen Scherzen quälten sie die Unglücklichen, die sie aus dem Schooß ihrer Heimath gerissen. „Wird Euch noch baß behagen, das lustige Kriegsleben!“ lachte der Sergeant. „Werdet mir's danken, daß ich Euch hinter'm Ofen vorgelockt, nit mit zarten Worten eben, aber doch mit guter Meinung. Des Kaisers Rock hält warm, ist besser als die blauen bairischen Kittel. Sitzt so recht in der Wolle, wenn Ihr in Feindesland sitzt! Heda, Gesell, schau' nit so grimmig drein! Hätt' Dich können baumeln lassen, weil Du Dich an mir vergreifen wollt'st; weil ich Dich aufsparen wollt' für die blauen Bohnen, die wir ja zuweilen schlucken müssen!“

Bastl, der mit dieser Rede gemeint war, erwiederte nichts, sondern sein Gesicht wurde noch trotziger und wilder. Der Abend dunkelte. Die Sonne sank glühroth hinter die Berge und warf ein falbes Licht über die Bäume und Sträucher. „Sputet Euch,“ befahl der Sergeant. „Möcht' nit bei Nacht so gottverfluchten Weg geh'n. Wie weit ist's noch nach Walchensee, Ihr Bursche?“

„Weiß nit!“ erwiederte Bastl kurz. Der Sergeant sah ihn drohend an. „Hoho, will Dich wohl

geschmeidig machen, verdammter Gauch!" schrie er. „Wie weit nach Walchensee?"

„Vom Herrgott dort oben zwei Stund!" antwortete ein anderer Rekrut, nach einem Kruzifix zeigend, das weiter oben am Wege stand. „So mögen wir uns baß eilen, daß wir in ein warm Nest kommen;" brummte der Sergeant. „He, rührt Euch, Gesellen, nit so träg und steif." Das hölzerne, mit grellen Farben bemalte Christusbild schaute ernst auf die Vorüberschreitenden, die andächtig den Hut lupften; selbst der Sergeant machte ein Kreuz vor sich hin. Kaum aber waren sie vorüber, als es im Gebüsch aufblitzte, ein Knall, der ein hundertfaches Echo weckte — und der Sergeant stürzte mit einem Fluch zu Boden.

Aus dem Gebüsch aber sprang eine Schaar junger Männer und warf sich jauchzend auf den erschrockenen Feind. Blanke Aexte blitzten im Abendroth und fielen von kräftiger Hand geführt, zerschmetternd nieder auf die Feinde, die kaum Zeit hatten, sich ihrer Waffen zu bedienen. Maxl schlug mit dem Kolben seines Stutzen drein, nachdem er bereits seine Pflicht gethan, wie der sich in seinem Blute wälzende Sergeant bezeugte. Der Kampf war kurz, doch grimmig; es war ein Kampf der Verzweiflung; die gepreßten Rekruten vereinigten

sich mit ihren Befreiern, und so mußten die Soldaten trotz tapferster Gegenwehr wohl erliegen. Sie sanken bis auf den letzten Mann.

Bastl schüttelte des Bruders Hand. „Du bist brav, Maxl," sprach er. „Trag' mir's nit nach, wenn ich Dich bisher nit für 'n frischen Buben hielt."

Während dem beschaute Friedel die auf den Tod Verwundeten. Er hatte den bald gefunden, den er suchte, und seine Augen funkelten wild auf den Feind. Der Sergeant lag da mit stierem Blick, aber seine Lippen bewegten sich noch; er war noch nicht todt, wenn schon die Kugel ihm durch die Brust gedrungen. „Hund Du, da hast Entgeld!" rief der Einarmige und spaltete mit der schweren Axt des halbtodten Mannes Haupt. Mit Lust sah er das Blut des Gemordeten auf den Boden strömen. „Ich möcht Dir gram werden, Maxl," sprach er zu dem Jüngling gewendet, „daß Du mir diesen vorweg genommen. Ihn hatt' ich vor Allen mir auserseh'n."

Da kam den Bergpfad herauf ein kräftiger Greis in athemloser Hast; es war der Schmied. Er überschaute den Schauplatz des Todes und seine Wangen wurden bleich. „Wir haben reine Arbeit gemacht," rief ihm Friedel mit wildem Lachen ent-

gegen. „Schau, Alter, die trotzigen Männer, wie sie nun so still sind! Da hast Deine Söhne wieder.“

„So hat Gott gesprochen!“ stöhnte der Greis aus tiefster Brust.“ Es ist gut so,“ fuhr er ruhiger fort. „Ich wollt's auf anderm Weg versuchen; es sollt' nit seyn! — Die todten Männer gebt den Fischen im See zur Speis. Das Blut hier müßt Ihr abwaschen, damit's die That nit vor der Zeit verrathe.“ Die Söhne führte er abseits. „Hört mich an, Buben,“ sprach er mit feierlicher Ruhe, „die Zeit ist kommen, wo Ihr Männer worden seid. Bastl, heut thu' ich, was Du lang gewollt; ich erkenne Dich als Mann. Geh' nach Walchensee und schau, ob's dort Männer giebt, die sich nit fürchten vor den kaiserlichen Grimmbarten. Du, Marl, magst so thun in der Jachnau; es giebt dort brave Baiernherzen g'nug. Seppel geht mit mir zurück nach Kochel.“

„Halt mich nit g'ringer, als die Brüder!“ bat Seppel, in dessen Wesen eine mächtige Veränderung vorgegangen war. „Nun, so mag'st in's Wallgau geh'n!“ erwiederte der Schmied nach einigem Bedenken. Bastl ergriff feurig des Vaters Hand. „Ich dank' Dir!“ rief er leuchtenden Blicks.

Die Jünglinge nahmen die erlegten Feinde auf ihre Schultern, kletterten durch den dunklen Tann,

bis sie an den Rand eines Felsen kamen, der sich jäh über den See erhob. Dort stürzten sie die Leichname hinab und die Fluthen verschlangen brausend ihre Beute. — Die drei Söhne des Schmieds eilten, ihre Sendung zu erfüllen.

5.

Baberl lag auf ihren Knieen und betete, heiß und brünstig, wie es ihr die Liebe eingab. Ihr Erwachen aus jener Ohnmacht war ein schreckliches gewesen; der Geliebte war ihr geraubt, und auch nicht die leiseste Hoffnung blieb ihr, daß sie ihn jemals wiedersehen würde. „Maria, Heilige, beschütz' ihn auf seinen Wegen, errett' ihn aus der Gewalt der Feinde, laß' ihn nicht umkommen in Fährlichkeit und Noth. Deß walt' um des Bluts deines Sohnes Jesu Christi willen. Amen!" Der blinde Vater hatte nur wenig Trost; der Gram belastete seine Brust und drückte sein ehrwürdiges Haupt nieder. „O wär' ich nit blind und ein schwacher Mann," rief er oft vor sich hin, „sie hätten's nimmer thun sollen! Die Elenden! Den letzten Stab entreißen sie der zitternden Hand und achten nit Thränen und Kummer! Aber der Herrgott wird sie heimsuchen mit seinem Zorn, und die, so übel gehandelt, werden vergeh'n, wenn sie auch eine Zeit

triumphiren. Dazu hilf, o Herr, nach deiner ewigen Gerechtigkeit!"

Weinend wälzte sich das Mädchen auf ihrem Lager, der süße Schlummer, der Trost des Unglücklichen floh lang ihre Augen, und als endlich der Schlaf der Ermattung über sie kam, da quälten sie wirre blutige Träume, und mit einem Angstschrei erwachte sie. Sie hatten einen kämpfenden Menschenknäul gesehn. Allerlei Waffen blitzten in den Händen wildjauchzender Männer, Sterbende sanken und färbten mit purpurnem Blute den leuchtenden Schnee. Mitten in dem Haufen befand sich der Geliebte und verbreitete Tod und Verderben um sich. Jeder Athemzug stockte in ihrer Brust. „Schütz' ihn, du heilige Gottesmutter!" preßten ihre Lippen hervor. Da blitzte ein Säbel über seinem Haupte und nichts schützte den Armen vor dem tödtlichen Stahl. Die Träumende schrie laut auf und erwachte. Es war noch Nacht, draußen aber war es so seltsam lebendig; sie hörte Schritte und Stimmen, Lachen und Freude. Neue bittere Gefühle erwachten in ihrem Herzen. Jene konnten lachen und jubeln, sie hatten ja nichts verloren; ihr aber war genommen, was ihrem Herzen das Theuerste war. Sie hörte des Schmieds Namen nennen; dieser kleine Umstand machte sie aufmerksam. Es

mußte zu später Nachtstunde seyn, das ungewohnte Geräusch mußte eine außerordentliche Bedeutung haben. Rasch sprang sie vom Lager, warf ihr Röckchen über, schob das Fensterchen ihrer Kammer zurück und bog sich hinaus. Die Sterne schimmerten klar am Himmel, die kühle Nachtluft durchfröstelte ihre heißen Wangen. Junge Männer waren es, die vorübergingen, Arm in Arm, laut plaudernd und lachend. Den Einen rief sie beim Namen. Er wandte sich, und als er das Mädchen erblickte, rief er scherzend: „Ei bist Du's, Baberl? Soll ich Geißl laufen bei Dir?" — „O mach' doch kein Gspaßl!" erwiederte Baberl. „Sag' mir lieber, was sich zugetragen, daß Ihr so lustig seid, während doch —"

„Weiß schon, weiß," entgegnete der Bursche geheimnißvoll; „aber das ist's eben. Sag's Niemand wieder, Dirndl, Dein Liebster ist frei, frei wie das Gemslein auf der Alm!"

„O heilige Gnadenmutter!" rief Baberl aus. Sie wollte den Burschen noch weiter fragen, aber er war schon seinen fröhlichen Gefährten gefolgt. „Er ist frei, frei!" jauchzte das Mädchen, und vor dem Muttergottesbild, das in der Ecke ihres Kämmerleins stand, kniete sie nieder, faltete die Hände und wollte beten, aber sie wußte kein Gebet, das

die Gefühle ihres Herzens ausdrückte. „Er ist frei!“ rief sie wieder und immer wieder. Dann sprang sie auf und eilte nach dem Kämmerchen des Vaters. Der Greis lag im tiefen, friedlichen Schlummer, seine Hände waren über die Decke gefaltet (so glich er einem jener ehrnen Heldenbilder, die wir auf den Sarkophagen der Fürsten sehen), nur die Lippen zuckten zuweilen, wie im bittern Schmerz. Baberl bedachte sich, ob sie ihn wecken sollte; aber ihre Freude war zu mächtig, als daß sie allein sie hätte tragen können. Ihre Hand rüttelte an seiner Schulter und der Greis richtete sich plötzlich empor und starrte mit den glanzlosen Augen in das Dunkel. „Vater, er ist frei!“ rief das Mädchen, und sank von überströmenden Gefühlen übermannt an des Vaters Brust.

„Hast Du's nit geträumt, so ist Gewalt gescheh'n!“ antwortete der Greis nach einer Pause, in welcher er die seltsame Nachricht zu überlegen schien. „Des Herrn Wille sei gelobt! —“

Als Baberl erwachte, waren ihre ersten Worte: Er ist frei! Aber die ganze nächtliche Begebenheit schwebte nur noch wie ein Traum in ihrer Seele; sie wußte nicht, war es Wahrheit oder Täuschung, sie seufzte in banger Ungewißheit. „Wär' er nit zu mir gekommen,“ sprach sie zu sich selbst, „da er

doch weiß, daß ich um ihn weine, mich zu trösten und meine Thränen zu trocknen? Er hätt' es gethan, wär's wirklich wahr, was ich geträumt."

Der Vater rief sie; sie sollte ihn zum Schmied geleiten. Baberl zitterte vor banger Erwartung; sie fürchtete, den Geliebten nicht zu finden. Der Schmied stand schon vor dem Ambos, als der Blinde, auf die Schulter der Tochter gestützt, in seine Werkstatt trat. Angstvoll schaute Baberl um sich, der Schmied war allein. Aber sie schöpfte neue Hoffnung, als sie in des silberhaarigen Mannes ruhiges Antlitz sah, als seine klaren, blauen Augen auf den Eintretenden ruhten. Der Schmied reichte dem Blinden die Hand und bewillkommte sie mit dem ehrlichen: „Grüß' Gott!" „Schau," fuhr er lächelnd fort, „ich weiß, was mir den frühen Besuch bringt! Ist's nit mein Bastl gemeint?"

Der Blinde nickte mit dem Kopfe. „Kann schon seyn!" sprach er. „Mein Dirndl hat geträumt oder nit geträumt; d'rüber wollt ich mir grad' G'wißheit holen!"

„Hat Baberl geträumt, daß Bastl frei sei, so war's Wahrheit!" entgegnete der Schmied. „Ja, ja, schau' nur auf zum Himmel mit Deinen blauen Aeuglein; es ist nit erlogen, was ich Dir sag', und der Bastl würd's Dir wohl selbst hinterbracht ha-

ben, wär' er nit — hätt' ich ihn nit —. Erschrick nit wieder, lieb Dirndl; 's ist ihm kein Haar gekrümmt, die gnadenreiche Jungfrau hat die Hand über ihn gehalten. Ich wollt' sagen, hätt' ich ihn nit weg geschickt in einer Absicht, worüber ich mit Deinem Vater reden will. Geh', lieb Dirndl, derweilen in's Haus; die Gretel ist da. Sei nit traurig! Der Bastl wird Dir all' Sorge vergelten, so Gott will!"

Baberl war beruhigt; die lichte Freude brannte ihr auf den Wangen und Thränen der Wonne glänzten in ihren Wimpern. „Er ist frei!" rief's jubelnd in ihrem Herzen, und sie ließ die beiden Männer allein. Das Gespräch mußte von großer Bedeutung gewesen seyn, denn als sie des Vaters Stimme rief, fand sie die Männer ernst, sie schüttelten sich die Hände. So hatte sie den Vater noch nie gesehen, sein ehrwürdiges Gesicht hatte einen erhabenen Ausdruck, seine Gestalt erschien ihr höher und mächtiger, ihre Fragen schienen von ihm neuer Besorgniß. Einzelne Aeußerungen, die er an sie richtete, waren nicht geeignet, diese Besorgniß zu zerstreuen, vielmehr fühlte sie sich nur noch mehr geängstigt. „Unsere Zeit ist eine böse Zeit," sprach er. „Starke Herzen sind da von Nöthen, die nit brechen und sollten sie ihr Theuerstes verlieren. Das

Verderben kommt über Nacht. Heut sitzen wir noch fröhlich beisammen und morgen hat uns vielleicht schon der Tod geschieden."

Einige Tage vergingen der Armen so in Freude und Trauer. Baberl lag in den Armen des Schlummers; die keusche Brust hob und senkte sich in schnellen, tiefen Athemzügen, ihre Lippen lächelten, vielleicht träumte sie von dem Geliebten. Plötzlich fuhr sie erwachend auf; sie hatte ihren Namen vernommen, ob in Traum oder Wirklichkeit, das wußte sie nicht. Sie lauschte. Horch, da flüsterte es wieder: Baberl! von einer so süßen, wohlbekannten Stimme. „Heilige Mutter Gottes!" rief sie freudezitternd und sprang an's Fensterchen, das sie eilig zurückschob. Sie schaute in das Antlitz ihres Geliebten, und ein langer Kuß des Wiedersehens feierte die selige Minute. „Darf ich, darf ich?" flüsterte Bastl. Baberl reichte ihm die Hand und mit einem raschen Sprung stand er im Kämmerlein der Jungfrau. Baberl hatte sich züchtig in die Decken ihres Lagers verhüllt. „Da bin ich wieder bei Dir, mein herzlieb Dirndl," sprach Bastl. „Hast wohl recht um mich gesennt, mein Herzblattel?"

„Hab' schon!" antwortete das Mädchen. „Aber schau, nun ist Alles wieder gut, wo Du da bist. Gieb mir's Wort, daß Du nun bei mir bleiben

willst! Gieb's mir, ich bitt' Dich. Ich hab' ja kein' ruhige Stund ohne Dich! O wenn ich Dich wieder verlieren müßt', 's wär g'wißlich mein Tod!"

„Bis ruhig, Baberl!" entgegnete Vastl, etwas verdüstert. „Thät's wohl gern, aber schau, wenn ich nun fort müßt' in den Krieg gegen die heillosen Feind', die unser Baierland verwüsten, würd'st Du dann lieber seh'n, wenn ich müßig hinter'm Ofen säß' und zuschaut', wie die andern Buben dreinschlagen, daß jedes Baierherz vor Lust zittert? Nein, Dirndl, das könnt'st nit; 's wär mir ja 'ne Schand, wenn ich daheim blieb, wenn die Trompet' ruft und die Männer hinaus zieh'n in den Kampf; bist ja auch 'n Baierkind und müßt' Dich wegen meiner schämen, wenn die Bub'n sieghaft rückkommen und mit Fingern auf mich weisen und sprechen: Schaut da den Ofenhocker, der erst 'n groß Maul hatt', und wo der Tanz losging, daheim saß beim Dirndl!"

Baberl weinte; sie konnte den Geliebten nicht widerlegen und fühlte nur den Schmerz ihres Unglücks. Vastl küßte ihr die Thränen von den Augen. „Wein' nit, mein Herzblattel;" schmeichelte er. „Ich kann's Weinen nit seh'n; weißt? 'S wird ja nit gar so schlimm werden! Wenn ich zurückkomme und 's Baierland ist frei, so machen wir lust'ge Hoch-

zeit. Dann hast Ehre von mir; wenn ich aber nit ging, Schand und Spott!"

Das liebende Mädchen blieb lange jedem Trost unzugänglich; sie umschlang nur den Geliebten, als fürchte sie, daß er ihr schon jetzt genommen werde. Aber auch der Schmerz hat seine Grenze; endlich lächelte sie unter Thränen und vergaß die trübe Zukunft über der seligen Gegenwart. Als er sie beruhigter sah, schien eine Centnerlast von seiner Brust zu fallen; er war heiter und erzählte ihr die Geschichte seiner Befreiung; doch verschwieg er absichtlich, wie viel Blut dieselbe gekostet hatte.

Die Liebenden kosten, bis der Morgen zu grauen begann; nach feurigem Kuß und Umarmung stieg Bastl wieder zum Fenster hinaus und Baberl versank in einen sanften Schlummer, der ihr die Bilder der Nacht nochmals vor die Seele führte.

Einen solchen nächtlichen Besuch bei der Geliebten nennt der Gebirgler Gaßl laufen; es ist der Kiltgang der Schweizer. Er gilt den frischen Söhnen des Gebirgs für durchaus harmlos und geschieht nicht selten mit Bewilligung der Eltern. Die frische Natur kennt die Schranken nicht, welche unsere kränkelnde Sitte gezogen hat. Der Engel der Unschuld wacht über der Jungfrau, die mit dem Geliebten einen so engen Raum theilt. —

Der Aufstand der Bauern war durch jenen Sieg der Oestreicher bei Braunau keineswegs gedämpft. Die dem Blutbad entronnen, schaarten sich wieder zusammen, und der Haufe schwoll an wie eine Lawine und überzog wie ein Schwarm Heuschrecken das Land. Sie lagerten sich vor Burghausen und drangen durch ein Pförtlein, welches ihnen ein Handschuhmacher öffnete, in die Stadt, bemächtigten sich der Thore und drohten, die schwache Garnison niederzuschlagen. Die Officiere flüchteten sich im ersten Schrecken auf das Schloß, und ein einziger Feldwebel nahm an der Spitze von etwa hundert Soldaten den Kampf mit den übermächtigen Bauern auf. Die ganze Nacht dauerte das Handgemenge, und es gelang dem tapfern Feldwebel, den Feind auf einem Kirchhofe in die Enge zu treiben. Der Ausgang würde wenigstens zweifelhaft gewesen seyn, hätten nicht etwa achtzig Studenten und die Bürgerschaft sich mit den Bauern vereinigt. Der tapfere Commandant fiel und die Besatzung gerieth in die höchste Verwirrung. Demnach wurde eine Kapitulation geschlossen, Kraft deren die Besatzung die Waffen niederlegen mußte, der Ort in die Hände der Bauern geliefert wurde und die Trümmer der kaiserlichen Mannschaft von den Bauern nach Deuttingen gebracht werden sollten, von wo sie den

Weg über Salzburg in's Ländel nehmen mußten. Hierauf besetzten die Bauern die Stadt mit 1500 Mann. Der übrige Schwarm theilte sich: die Hälfte rückte wieder gegen Braunau, die andere aber lagerte sich auf dem Kapuzinerberg vor Wasserburg, um auch dieses Ortes sich zu bemächtigen; der Obrist von Wand jedoch, der Sieger von Braunau, ging eiligst bei Crezburg über den Inn und kam so den Bauern in den Rücken. Eine andere Truppenabtheilung sollte aus Wasserburg über die Brücke ausfallen. So kam der Feind zwischen zwei Feuer und wurde gänzlich auf's Haupt geschlagen.

Aber auch diese bittere Lehre schreckte sie nicht zurück. „Des Kurfürsten Unterthanen," sagt ein alter Chronist, „blieben ihm, auch bei den unerträglichsten Drangsalen, bis zur Verwunderung getreu, und tentirten mehr, als wohl ein Mensch von ihnen vermuthet hätte." Es gelang ihnen, durch förmliche Belagerung noch verschiedene wichtige Plätze in ihre Hand zu bringen, wie außer Burghausen endlich Schärdingen. Die aus vierhundert Mann bestehende Besatzung dieses Orts sollte bis nach Passau convoyirt werden. Jenseits des Inns aber wurden sie von einem andern Bauernschwarm angehalten, die Convoye selbst erschossen, die Bagage geplündert und die Soldaten mit ihren Weibern und Kindern in's Wasser

geworfen. In kurzer Zeit war das ganze Land zwischen dem Inn und der Isar in den Händen der Bauern. Auch Kehlheim an der Donau ging über und zwar durch die List eines Fleischhauers, der die Bauern durch ein Brauhausthürchen in die Stadt führte und sich selbst Meister davon machte. Er gab sich den Titel eines kurfürstlich bairischen Obristlieutenants und erließ selbst unter dem Namen einer kur = bairischen Landes = Defension Mandate und Patente. Selbst an die kaiserliche Regierung zu München sandte er Deputirte und begehrte einen Waffenstillstand und Evacuation aller bairischen festen Plätze. Ersterer wurde auf zehn Tage gewährt; die Bauern wußten aber gar wohl, daß es der Regierung nur darum zu thun war, Truppen zusammenzuziehen, und darum hielten sie auch die Verabredung nicht streng. Nachher rückte ein Detachement der Garnison von Ingolstadt vor Kehlheim und drang mit Einverständniß der Bürgerschaft in diese Stadt. Ein wüthendes Gemetzel begann, in dem die Bauern gänzlich unterlagen. Den Fleischhauer fand man in einem Bierfaß versteckt; er ward in Verhaft gezogen und der strengsten Gerechtigkeit übergeben.

Wo der Aufstand noch nicht zum Ausbruch gekommen war, schweiften Emissäre umher und suchten den Brand zu schüren. Die Emissäre waren meist

ehemalige bairische Offiziere, abgedankte Beamte, und bedienten sich jedes Mittels, um auf den Patriotismus des braven Landvolks zu wirken. Das Unglück des trotz seiner Verirrungen allgeliebten Kurfürsten, der, während sein Land unter den Geißeln des Kriegs blutete, in den Niederlanden kämpfte, die verstoßene Landesmutter, die ihres Erbes beraubten fürstlichen Kinder rührte die treuen Baiernherzen und bewog sie, sich als Martyrer zu opfern. An Waffen und Munition war kein Mangel; man fand sie in großen Massen versteckt, und so viel deren auch den Oestreichern in die Hände fielen, so wenig schien der verborgene Vorrath erschöpft zu werden. So fand ein kaiserlicher Rittmeister in dem Schlosse zu Abensberg allein 900 Centner Mehl, zwei eiserne Stücke, zwanzig eiserne Doppelhaken, eine große Anzahl Musketen, Karabiner, Partisanen und Patronentaschen. Drei vornehme Geistliche wurden der Mitwissenschaft beschuldigt. „Der Kurfürst," sagt unser Chronist, „hatte mit unaussprechlicher Sorgfalt so vielen Proviant und Munition angeschafft, als nur zu einem langwierigen Kriege erfordert werden mag." —

Des Schmieds Gast war unterdeß von seiner Wunde genesen, und er sprach den Willen aus, seinen Stab weiter zu setzen. Er hatte oft im Geheimen mit seinem Gastfreund verkehrt, und es mußten

wichtige Dinge verhandelt worden seyn, wie des Schmieds Söhne vermutheten. Seit jener Schreckensthat auf dem Kesselberge war eine große Veränderung in dem Wesen der Jünglinge vorgegangen. Bastl war offener, freundlich gegen den Bruder; er freute sich über das Vertrauen, das ihm der Vater seit jenem Tage schenkte, und seine Feuerseele beschäftigte sich mit den Bildern einer kommenden großen Zeit.

Marl's heiteres Gemüth dagegen war einem gewissen Ernst gewichen, der zuweilen seine kecken, blauen Augen umdüsterte. Liesli betrachtete ihn oft mit wehmüthiger Verwunderung, wenn sie dies konnte, ohne von ihm bemerkt zu werden. Die schalkhafte Coquette hatte ihm noch immer nicht gestanden, daß es nur sein Bild war, das sie im jungfräulichen Busen trug; sie neckte ihn noch immer mit dem Bruder, dem sie holder sei, als ihm. Anfangs glaubte sie, diese ihre Schalkheit sei Schuld an seiner Verstimmung und sie wurde milder und nachgiebiger gegen ihn; bald aber merkte sie, daß ein anderes Geheimniß ihn bedrücke; dies nun hätte sie gar zu gern gewußt. Mit dem Vater wagte sie nicht darüber zu sprechen, denn so freundlich er auch gegen sie war, so fühlte sie doch kein rechtes Vertrauen zu ihm. Seine Gedanken schienen in neuerer Zeit sehr in Anspruch genommen zu seyn; er war selten zu Hause und unterließ es in

neuerer Zeit sogar, durch verfängliche Reden ihre Neigung in Beziehung auf die beiden Brüder zu erforschen, was er sonst oft gethan.

Seppel schien mit Sorgfalt Liesli's Nähe zu fliehen; er sprach nicht mehr von ihr, und Marxl hütete sich wohl, diesen Gegenstand zu berühren. Den Bruder suchte er weniger, als sonst, zu meiden; doch war er noch wortkarg, wie sonst, und die Röthe seiner Wangen war nichts, als die Hast der Leidenschaft, mit der er einen neuen Gedanken ergriffen hatte, um den alten, quälenden zu vergessen.

Der Schmied selbst war der ruhig besonnene Mann, wie immer; nur das jugendliche Feuer seiner weißbewimperten Augen schien heller zu leuchten; auf seinem Antlitz spiegelte sich das stolze Selbstbewußtseyn eines Mannes, der seinen Werth und eine auf seinen Schultern ruhende große Pflicht, zugleich mit der Kraft, sie auszuführen, fühlt.

Der Fremde stand reisefertig vor dem Schmied. Dieser faßte seine Hand, blickte ihm fest in's Auge und sprach: „Noch einmal, Mann, könnt Ihr Alles beim Heil Eurer Seele betheuern, was Ihr gesagt habt? Bedenkt, daß wir kein Menschenleben opfern können und dürfen, um eines Luftbilds willen. Wir wollen nit plündern und rauben, sondern wollen ein groß Werk vollführen. Habt Ihr Lüge gesprochen,

so verderbt Ihr so viel brave Herzen. Darum redet aufrichtig und wahr, wie ein Mann soll!"

„Es ist, wie ich gesagt habe!" antwortete der Fremde. „Die Münchner sind müde des fremden Regiments. Stürmen die braven Bauern von Außen, so werden sie die verborgenen Waffen ergreifen, die Besatzung niederwerfen und Euch als Brüder empfangen. Es wird ein Bote an Euch gesandt werden, wenn's Zeit ist. Haltet Euch immer bereit um Weihnacht. Wir wollen das fröhliche Christfest als freie, sieghafte Männer feiern."

„So geleit' Euch Gott und geb' Euch viel Heil auf Eurer Sendung!" erwiederte der Schmied. „Mögt Ihr überall so offene Herzen finden, denn hier. Kommt mir Botschaft, so werd' ich Euch fünfhundert wackere Männer zuführen aus Kochel, Walchensee, dem Walgau und der Jachnau. Meine Buben haben sie Alle bereit gefunden, ihr Herzblut für den Kurfürsten und sein Baierland zu vergießen. 'S ist ihnen zu Herzen gangen, daß die Sprossen des Hauses Wittelsbach in Gefangenschaft schmachten, und wir wollen sie frei und ledig machen und kost's unser Leben. Was haben wir mehr zu verlieren, so der Feind kommt und nimmt unser Hab und Gut? Hab' den Gedanken schon lang' gehegt, aber es schien mir noch nit Zeit. Doch wie es nun kommt, so steh' uns

Gott bei! Ich geb' gern den Rest meiner alten Tage hin und dazu das Theuerste, so ich hab', meine Buben, kann's dem lieben Baierland ein Härlein nützen. Will's Gott, so soll's wohlgelingen und die bairische Himmelsfarb' soll uns wieder leuchten!" Ein Händedruck bezeugte, wie aufrichtig diese Betheuerung gemeint war.

Aus der Werkstatt trat noch Bastl, im rußigen Schurzfell und in der Linken ein noch halbglühendes Eisen, das die Form eines Stachelkolbens annehmen zu sollen schien. Die Rechte reichte er dem Fremden und sprach: „Behüt' Euch Gott! Wollen's die Heiligen, so schau'n wir uns bald wieder. Was Ihr da noch glührothh seht, wird Euch dann baß gefallen! Ich glaub', 's soll nit die schlechteste Waffe seyn!"

Der Fremde lächelte wohlgefällig und verließ, vom Schmied begleitet, das Dorf, setzte über den See und nahm seinen Weg durch das Thal der brausenden Loisach aufwärts.

6.

Der Herbst hatte nun die letzten Blätter von den Bäumen abgestreift und hüllte den erstarrten Körper in ein weißen Laken, bereitete sich sein Lager auf Berg und Thal, um recht behaglich zu schlummern, bis der Frühling mit Klang und Schalmei in

das Land zieht und dem Langschläfer die Decke entreißt. Der Winter ist nichts, als ein Schlaf der schaffensmüden Erde. Sie hat die Saat empfangen und trägt sie im treuen Schooße, bis sie die tausend und abertausend Blumenaugen aufschlägt, geweckt vom warmen Liebeskuß der Sonne, von der brünstigen Umarmung des Lenzes, ihres ewig jungen Bräutigams.

Der Winter ist sonst nicht die Zeit, wo man Ehebündnisse schließt; im grünen Lenz, im goldnen Mai pflegt Hymen seine Kränze zu winden, und ein junges Paar will gern zuvor in freier Luft die Honigmonde durchkosten, eh' es sich das warme Nestchen baut für den rauhen Winter. Und dennoch seh'n wir eben ein Brautpaar vom Altar kommen, dem eben der Leutpriester den Segen der heiligen Kirche gegeben. Im stattlichen Zug wandeln die zahlreichen Gäste nach der Schenke, wo die Hochzeit ausgerichtet werden soll, weil in des Bräutigams Hause es am Raum gebricht. Der Bräutigam in der malerisch schönen Gebirgstracht geht an der Hand der Brautjungfer, Liesli's, und die Braut, mit von seliger Freude gerötheten Wangen, wird von Maxl geführt. Man jauchzt und jubelt, die Musik spielt fröhliche Weise, — eine solche Hochzeit ist nicht ausgerichtet worden seit Mannes Gedenken. Aus dem Wallgau, Wal-

chensee und der Jachnau sind Gäste gekommen, schlanke, kräftige Bursche mit blitzenden, doch gutmüthigen Augen, lachenden Zügen und beweglichen Gliedern, frische Buben, wie der Gebirgler zu sagen pflegt. Nur der Bräutigam ist ernst und schweigsam, und wer ihn beobachtete, könnte sehen, wie er zuweilen einen schmerzlichen Blick auf seiner jungen glücklichen Gattin ruhen läßt.

Friedel stand mit einem Nachbar im Gespräch, während das junge Volk vor ihnen auf und nieder gaukelte. „So schön das Alles ist," sagte der Letztere, „so ist's doch nit so recht, wie sonst! Das macht, es ist nit nach unsrer Sitt! Statt der Blüth' hängt Eis und Schnee an den Bäumen. 'S ist kein gut Zeichen für die jungen Eh'leut?"

„Will's Dir besser sagen: die Lust paßt nit recht zu unsrer Zeit!" antwortete Friedel. „Dem Vastl steht's an der Stirn geschrieben, daß er an Andres denkt, als an die Braut."

„Ob der Schmied wohl Grund g'habt hat, die jungen Leut' über Hals und Kopf vor den Leutpriester zu schicken?" horchte der Nachbar aus. „Ist sonst'n vernünftiger Mann, der nichts ohn' Ursach thut."

„Die hat er auch hier, wenigstens nach seinen Gedanken;" entgegnete Friedel. „Heut zu Tag

weiß Keiner, ob er morgen noch Gottes Sonne sieht, und so hat er denkt, besser 'ne kurze Eh', als 'n langer Brautstand, den vielleicht der Bräutigam nit überlebt." „Ich denk' halt anders. Schau, ich hab' auch ein Dirndl, dem ich morgen die Hochzeit ausrichten könnt'; aber ich will's nit. Besser 'ne verlassene Braut, als 'ne Wittib nach der Flitterwochen."

Der Mann, von dem die Rede war, unterhielt sich eifrig mit seinen Gästen; er schien in einem gewissen Ansehen zu steh'n, denn Alle blickten mit Ehrfurcht auf den silberlockigen Greis. Der patriarchalische Sinn der Gebirgsvölker trägt noch die tiefe Verehrung gegen das Alter in der unverdorbenen Brust, und der Schmied von Kochel stand außerdem noch in der ganzen Umgegend im besten Rufe. Das Gespräch mußte einen wichtigen Gegenstand betreffen, denn es mischten sich mehr und mehr hinein, und es ward leise und eifrig geführt. Die hohe Gestalt eines Jachenauers drückte dem Schmied warm die Hand. „Kannst auf uns zählen," sprach er; „find'st kein besser Baierherz im ganzen Baierland! Hab' Deinem Buben schon gesagt, wieviel wehrhafte Männer unsrer sind. Von der Jachna bis zur Isar hinauf, bis Hochreit und Länggries, sind Alle bereit, zu kommen, wenn Du's Zeichen giebst!"

„So ist's bei uns!" fiel ein Walchenseeer ein, eine kräftige, untersetzte Fischergestalt. „Unsrer Männer sind zwar wenig, aber sie sind dabei mit Leib und Seel'!"

„Keiner schließt sich aus im Wallgau!" rief ein Dritter. „'S wär Schmach und Schand für Jeden, der noch einen Arm rühren kann. Von Krünn und Klais kommen die Männer, das haben's uns geschworen auf's Hochwürdige. Wir sind da, wenn Du's Zeichen giebst!"

„Ich dank' Euch!" sagte der Schmied, mit begeistertem Blick sich umschauend im Kreise der Männer. „Helf uns Gott, es muß gelingen, oder wir wollen nit leben. Besser mit Ehren gestorben, als mit Schande gelebt! Wenn die Alm dort in Flammen steht, so denkt, ist Zeit! Laßt's weiter leuchten durch's Land, und wo Baierherzen sind, die mit schlagen wollen, die mögen zum Stutzen greifen und zur Sense und Abschied nehmen von Weib und Kind, oder von Dirndl und Mutter. Schaut, wie ich da bin, zieh' ich mit und meine Buben bleiben nit daheim, selbst der Hochzeiter verläßt sein Weibel. D'rum hab' ich jetzt die Hochzeit ausgericht', daß ein Enkel mit Ehren meinen Namen nennen kann!" —

Einige Wochen waren seit Bastl's Hochzeit vergangen, die fröhliche Weihnachtszeit nahte heran

und der Schmied hatte von Tag zu Tag umsonst auf Botschaft gewartet, als eines Tages ein fremder Mann in unscheinbarem Gewand im Dorfe erschien und nach dem Hause des Schmieds fragte. Die Leute sahen ihn verwundert an und flüsterten heimlich unter sich. In des Schmieds Seele blitzte es wie eine Ahnung auf, als der fremde Mann ihm gegenüber stand. „Erinnert Ihr Euch eines Mannen, der Euer Gastfreund war?" begann er. „Dieser Mann läßt Euch sagen, die Zeit wäre gekommen, er erwarte Euch und Eure Freunde bei Scheftlarn!"

„Wohl, er soll mich finden!" rief der Schmied mit funkelnden Augen. „Bastl, hörst Du's? Nun gilt's, Abschied zu nehmen von Deinem Weibel! — Sei mir willkommen!" wandte er sich wieder zu dem Fremden. „Tritt in mein Haus und sei mein Gast!"

„Kann mich fürwahr nit lang verweilen!" entgegnete der Andere. „Muß noch hinüber gen Murnau an der Loisach hinauf in's Ammergau. Doch 'nen Imbiß verschmäh' ich nit!" — Er folgte dem jungen Manne, dessen Antlitz sich verdüstert hatte, in die Wohnstube, wo Baberl saß und ihr blinder Vater. Baberl schaute verwundert auf den jungen Gatten und betrachtete mit Scheu den Fremden. Es liegt ein Ahnungsvermögen in der menschlichen Seele, das wir

mit einem edlern Namen, als mit Instinkt bezeichnen möchten, wenn die Sprache einen treffenden Ausdruck dafür hätte. In Baberl's Seele schoß es auf, wie ein trüber Nebel, sie fühlte eine unerklärliche Abneigung gegen den fremden Mann, den sie doch noch nie gesehen, es war ihr, als bringe dieser Mann ihr Böses; und wie Recht hatte nicht das arme Weib?

Bastl schlang seinen Arm um die Gattin, sah sie an mit feuchten, schmerzlichen Augen und sagte weich und zögernd: „Baberl, 's muß geschieden seyn!"

Baberl fuhr auf, wie von einer Schlange berührt; ihre Wangen wurden todtbleich, ihre Lippen zitterten, indem sie rief: „Heilige Gottesmutter! Wahr also, wahr, was ich in meinen schrecklichsten Träumen geahnt! Du willst mich verlassen, Bastl, willst mich nimmer wiederseh'n und doch —" sie flüsterte ihm schamhaft ein Paar Worte in's Ohr. Bastl stand wie versteint, sein Muth war gebrochen; er mußte sich gewaltsam fassen, um seine Manneswürde nicht zu verlieren. „'S muß schon seyn!" sagte er hoch aufseufzend. „Ich hab's Wort gegeben. Komm ich zurück, so sind wir glücklich und frei, fall' ich, nun, so hat es der Herrgott nit anders gewollt!"

Baberl schüttelte trüb das Haupt. „Du wirst nit wieder kommen, wenn Du gehst!" schluchzte sie. „Ich hab' Dich todt geseh'n, blutend unter einem

Haufen von Leichen! Ich bin Wittib nach so kurzem Glück! Bleibe bei mir, Bastl, bleibe bei mir! Auf Dich kommt's ja nit an, sie werden's ohne Dich ausführen, wenn's Gottes Will' ist! O hab' Erbarmen mit mir, mit dem armen Wurm, den ich unter'm Herzen trage. Vater, red' Du ihm zu, dem harten Mann, der nit auf mich hören will!"

„Trag's stark und geduldig!" erwiederte der blinde Greis. „Ohne Gottes Willen wird kein Haar auf seinem Haupt gekrümmt! Soll ich mich des Eidams schämen, wenn er nit hinauszieht, für's Vaterland zu streiten? Hätt' ich mein Augenlicht, ich blieb' fürwahr nit daheim!"

Der junge Mann war erschüttert; die Gattin schluchzte an seiner Brust, und ihm selbst traten die Thränen in die Augen. „Sag's dem," wandte er sich zu dem Fremden, „der Dich gesandt, was Du geschaut hast! Es kostet viel, von Weib und Kind scheiden, aber kein braves Baierherz verläßt das Vaterland in seiner Noth!"

Der Schmied trat ein, mit ihm die Magd, die dem Fremden ein ländlich Mahl auftrug. Mit raschem Blick hatte er überseh'n, was gescheh'n war. Er trat zum Sohn und sprach: „Bastl, ich zwinge Dich nit, mitzuziehn, wenn's Dir das Herz bricht. Wir haben tapfere Männer genug!"

Purpurröthe flammte in des jungen Mannes Antlitz auf. „Nimmermehr verlass' ich Euch!" rief er. „Ich hab's mir selbst geschworen und werd' nit meineidig!"

„Es thut mir Leid, daß ich ein Unglücksbot' geworden bin!" sagte der Fremde. „Die junge Frau wird mich hassen. Laßt Euren Sohn immer seinem Weibe!"

„Es ist mein Sohn!" antwortete der Schmied stolz. „Sein Weib wird den Schmerz verwinden; in ihren Adern rollt ja bairisch Blut! Sagt Eurem Herrn, der Schmied von Kochel würde kommen mit seinen drei Söhnen und so viel wackern Männern, als er versprochen."

Bastl küßte die Gattin auf die Stirne und lehnte die Halbohnmächtige in den gepolsterten Sorgenstuhl. Sein Antlitz schaute ernst, doch gefaßt. „Soll ich die Glocke läuten, Vater?" fragte er.

„Thu' es, mein Bub!" antwortete der Greis. „Such' auch Deinen Kolben zur Hand. Der meine wartet längst auf meine Faust." —

Die Glocke, die in einem hölzernen, thurmähnlichen Gerüst hing und geläutet zu werden pflegte, wenn die Glieder der Gemeinde sich versammeln sollten, erklang jetzt in raschen Schwingungen, und die Männer strömten zusammen auf dem freien Platz, der sowohl

zu öffentlichen Berathungen, als Vergnügungen diente. Die Landleute haben die schöne Sitte unsrer Väter noch beibehalten, unter Gottes freiem Himmel Raths zu pflegen über Wohl und Wehe der Gemeinde. Gespannte Erwartung lag auf allen Mienen, aber die meisten Männer ahnten wohl den Zweck der Versammlung, als jetzt der Schmied unter sie trat, mit feierlichem Ernst und aufgerichteter Gestalt. Einzelne Schneeflocken fielen vom Himmel auf seinen kahlen Scheitel und seine silbernen Locken, die mit dem glänzenden Weiß des Schnees wetteiferten. Der Schmied begann also, mit einer Stimme, die von Wort zu Wort an durchdringender, überzeugender Kraft zunahm:

„Brüder und Freunde! Euch Allen ist der Nothstand unsres lieben Baierlandes nur allzu wohl bekannt! Ihr wißt, wie's die Fremdlinge aussaugen; als hätt' der Herrgott uns eine Ruthe auf den Rücken binden wollen, die uns immer und immer blutige Wunden schlägt! Ihr wißt aus Erfahrung, welche Gewaltthätigkeiten sich die Kaiserlichen gegen uns erlauben, die sie ihre Unterthanen nennen und doch wie Feinde behandeln. Ihr habt meine Gesinnung kennen gelernt, Viele von Euch gaben mir schon ein Versprechen, an das ich sie jetzt mahne. Viele der braven Bauern haben sich schon geopfert für die Sache des Vaterlands; man soll den Oberländern nit nachsagen, daß

sie vorndran im Rath, aber hinten in der That! So soll's nit seyn, so uns Gott helfe und die heilige Jungfrau Maria! Unser gnädiger Kurfürst ist aus seinem Lande vertrieben. Er mag Manches verschuldet haben, so ist er doch unser Fürst und wir wollen ihn nit vertauschen lassen mit dem Kaiser, den wir nit kennen, der uns nit liebt, so wenig, als wir ihn! Und was haben denn die unschuldigen Prinzlein verbrochen, die gehalten werden in schmählicher Gefangenschaft in ihrer eignen Hauptstadt? Und wär's um dies Alles nit, so wollen wir doch wegen unsres Baierlandes thun, was wackern Männern geziemt. Wir wollen's nit dulden, daß man uns mit Füßen tritt wie Hunde; wir wollen den Feind in die Lenden beißen, daß er zu Boden stürzt. Ich habe Kundschaft empfangen! Alle Oberländer von Chiemsee bis gen Füssen rücken zusammen, und ich hab's versprochen, Euch in's Lager zu führen zu Scheftlarn! Die Jachenauer und Wallgauer warten nur auf mein Zeichen, sich mit uns zu vereinigen. Brüder und Freunde, wer von Euch zieht mit mir aus gegen die Feinde unsres Baierlands?"

„Wir Alle, wir Alle!" erscholl es im vollen Chor. „Es lebe Baiern! Es lebe unser gnädiger Kurfürst! Nieder mit Oestreich!"

Des Schmieds Antlitz war von stolzer Begeisterung geröthet. „So erkenn' ich meine braven Männer

von Kochel!" sprach er. „Nehmt den Abschied von Weib und Kind! Morgen mit anbrechendem Tag ziehen wir! Wer zündet auf der Alm ein Feuer an, unsern Nachbarn zum willkommenen Zeichen?"

„Das thu' ich!" drängte sich Friedel hervor. „Kann ich sonst nit, wie ich wollt', so will ich doch thun, was der Arm vermag, den die Malefiz-Feinde übrig ließen!"

Begeistert und in lautem Jubel ging die Menge aus einander; aus den Winkeln wurden die verrosteten Waffen hervorgesucht, Stutzen und Partisane gereinigt und geschliffen, und wo solche nicht vorhanden waren, da nahm man Aexte und Sensen, Schürstange und Grabscheit. Die Ausgelassensten rissen die östreichischen Farben ab von den Grenzpfählen und Barrieren; man sang und jubelte, daß es eine Lust war; mehr ein fröhliches Fest, als ein blutiger Kampf schien im Anzuge zu seyn.

Der Schmied trat befriedigt in seine Wohnung zurück. „Es schlug ein, wie Blitz!" sprach er. Wackere Buben und Männer! Hättest schau'n sollen, Schwäher, wie Alle jauchzten vor Kampfbegier. Warum gingst nit? Hätt' Dich selber jung gemacht!"

„Wer nit mit thut thaten, soll auch nit mit rathen!" antwortete der blinde Greis düster. Der Schmied wies durch das Fenster nach der Alm, wo

eine rothe Flamme in den winterlichen Himmel emporleuchtete, ein erhaben prächtiger Anblick. „Das ist die Fackel, die meine Baiern zur blutigen Hochzeit ruft!“ sprach er. Baberl seufzte tief auf.

Nach einiger Zeit stürzte Marl in die Stube. „Vater,“ rief er, „ist's endlich Zeit? Die Flammen lodern, es ist eine Lust und eine Pracht! Du solltest schau'n, auf allen Höh'n und Bergen, von der Jochen von Partenkirchen bis zum Karwendel! Und der Himmel ist roth, als ging die Sonne auf!“

„Eine Sonne geht auch auf!“ antwortete der Schmied. „Du ziehst doch mit uns?“

„Wie kannst noch fragen?“ rief der Jüngling. „Kein frischer Bub bleibt daheim! Mein Stutzen kann 'mal ander Wild schießen, als Has und Gemslein! Aber schau', ich muß halt noch 'n Abschied nehmen!“

Rasch eilte er in des Nachbars Haus und fand Liesli allein und in Thränen; das Mädchen bemerkte ihn nicht sogleich und schien betroffen, als er seine Anwesenheit kund gab. „Was weinst?“ fragte er mit sanftem Ton. Die Sennerin suchte ihre Thränen zu trocknen. „Was schiert's Dich, warum ich wein'!“ sprach sie. „'S ist mir halt plötzlich auf's Herz gefallen; 's ist nit um Dich, Du Lotterbub!“

Marl war diese Behandlungsweise gewöhnt; aber heute schmerzte sie ihn doppelt. „Kann's mir wohl denken, daß Du nit um mich weinst, wenn ich auch nimmer wiederkehr' und sterbe unter den Säbeln der Feinde. Verlang's auch nit; denn ich weiß ja, daß Du dem Seppel gut bist und um den Dich härmen thust. Aber Lebwohl will ich Dir doch sagen, weil ich halt nit vergessen kann — wollt' sagen, weil mein Vater Dein Godel ist und —"

Er stockte, von der Rührung übermannt; Liesli begann von Neuem zu weinen, sie reichte ihm die Hand und sprach: „Behüt' di Gott!" Marl faßte sie und schaute das Mädchen lang und traurig an. „Behüt' di Gott!" sprach dann auch er und verließ langsam das Zimmer. Als er fort war, erhob Liesli das Köpfchen. „Er ist fort!" klagte sie. „Er hat's wirklich gekonnt? Und ich hab's ihm nit gesagt, daß ich ihn mehr gern hab', als das Leben? O Marl! Marl! — Doch's ist vielleicht besser, ich sag's ihm nit! Er ging sonst noch viel trauriger fort in den Krieg! Kommt er heim, ja dann — dann —!" Hätte das Mädchen gewußt, daß er viel freudiger gezogen wäre mit dem Bewußtseyn, geliebt zu werden, sie hätte endlich abgelassen von ihrem Thun und ihm ihr ganzes liebewarmes Herz erschlossen.

Der Jüngling war traurig, wie nie; er sehnte die Spanne Zeit hinweg, die noch zwischen jetzt und dem Tode lag; im heißen Kampf, hoffte er, werde er seine treue, unerwiederte Liebe vergessen; nun erst begriff er die Trauer des Bruders, die er oft getadelt; und war er nicht zu beneiden, den sie liebte, wie kein Zweifel mehr seyn konnte? Er beneidete ihn nun, der mit so frischem Jugendmuth einherzugehen schien. All' die edlen Vorsätze, die er gefaßt, der Geliebten still zu entsagen, wenn sie den Bruder wähle, zerstoben wie Spreu im Winde. Sein Wille war wohl stark, aber das schwache Menschenherz beugt sich nicht immer jenem Herrscher. Seppel wußte sein Glück, dachte er, und darum vernahm er so fröhlich den Ruf zu den Waffen. Er zog in den Kampf mit dem Bild der Geliebten im Herzen; seine Liebe beschützte ihn und er durfte wieder zurückzukehren hoffen. Alles dies war bei Marl anders; traurig zog er aus, und er mußte die feindliche Kugel willkommen heißen, die das Klopfen seines Herzens stillte. Er ahnte nicht, daß seine Gefühle eben die des Bruders waren, daß nur der Wunsch, zu sterben, in Seppels Brust diese flammende Kampflust entfaltete.

Aus den Bergen strömten unterdeß die Kämpfer herbei, meist hohe, trotzige Gestalten, und doch mit dem unendlichen gutmüthigen Gesichtsausdruck, der den

Baier und besonders den Oberländer auszeichnet. Sie waren nur theilweise mit kriegsmäßigen Waffen versehen; die Meisten trugen Sensen und Ackergeräthschaften, in der kräftigen Faust die gefährlichste Waffe.

Friedel war voll Rührigkeit und Leben. Er beklagte nichts, als daß ihn die Feinde zum Krüppel gemacht hätten, daß er nicht mitschlagen könne für's Baierland. Seine Tochter fand er noch in Thränen. „Warum weinst?" sagte er. „Ich bleibe bei Dir!"

„Um ihn, um ihn!" antwortete Liesli.

„Um wen?"

„O er kommt nimmer, nimmer wieder!" —

7.

Die Königin des Tages hatte den trüben Nebelschleier weggezogen von dem wonnigen, leuchtenden Antlitz, und überschaute die Welt, die, in das Gewand der Unschuld gehüllt, doch so viel Haß und Unfriede hegte. Die Berge mit den funkelnden Krystallkronen glitzerten im Morgenschein, der Schnee, der auf den Aesten der Tannen lastete, blitzte wie Millionen und aber Millionen Sterne; der See ruhte; seine spiegelklare Fläche war von den beschneiten Ufern eingefaßt, wie von einem silbernen Rahmen; der mächtige Wasserſturz, der aus dem Kesselberge vorbricht, wahrscheinlich ein Abfluß des jenseits des Berges liegen-

den Walchensee's, brauste schäumend durch laubloses Gebüsch und riß das weiße Gewand eine Strecke weit von der Brust des Berges. Es war ein feierlicher Morgen; das Glöcklein des Gotteshauses zu Benediktbeuern sandte seine sanften, langhallenden Klänge in die klare Luft.

Die kampffertigen Männer harrten ihres Führers; von ihren Hüten flatterten die Bänder im Winde, Manche hatten noch grüne Tannenreiser drauf gesteckt. Sie waren Alle in ihrer malerischen Nationaltracht; die dunkelfarbige Juppe über dem zugeknöpften Brustlatz; die kurzen, bis über die Kniee reichenden Beinkleider von einem breiten Gurt festgehalten; die Kniee nackt; die stämmigen Waden mit Zwickelstrümpfen bekleidet, an die sich der schwere Bundschuh schloß. Es ist die Tracht, die noch heute die Bewohner der Jachenau und des Wallgaus tragen.

Der Schmied nahm kurzen Abschied von der Schwiegertochter und dem Schwager. Letzterem übergab er ein Papier; es enthielt eine Schenkung seiner sämmtlichen Habe an die junge Gattin des Sohnes, im Fall er und seine Söhne von der blutigen Fahrt nicht zurückkehrten. Er war heiter, nur bei dem schmerzlichen Abschied des Sohnes von der jungen Frau fühlte er, wie sein Auge sich feuchtete. Er wandte sich ab; Bastl riß sich endlich gewaltsam los

und ließ die Ohnmächtige in den Armen ihres blinden Vaters.

Der Schmied wurde mit Jubel von den Männern begrüßt; am Gürtel trug er den schweren Stachelkolben, den er sich selbst aus festem Eisen gefertigt. Hier und da schüttelte er eines Freundes Hand und nahm eine lange verhüllte Stange, die ihm Seppel reichte. Rasch streifte er die Verhüllung ab und die mächtigen Schwingen einer himmelblau und weißen Fahne entfalteten sich über seinem Haupte; ein Freudengeschrei begrüßte die bairischen Nationalfarben. „Brüder!" rief der Schmied mit mächtiger Stimme, „dies heilige Panier wird uns zum Siege führen! Die Feinde haben es abgerissen von den Zinnen der Hauptstadt, wir wollen's wieder darauf pflanzen oder wollen's mit unserm Blut färben, daß sie's nit in ihre Gewalt kriegen zu Schand und Spott!"

Das kampfbegeisterte Jauchzen, das diesen Worten folgte, verstummte vor dem Klang der silbernen Glöcklein, der wie aus himmlischen Sphären herniedertönte, und die Männer alle und die weinenden Frauen und Kinder, die auf die Kniee fielen, machten das Zeichen des Kreuzes vor sich und neigten das Antlitz demüthig zur Erde. Vor der Menge aber stand der Leutpriester von Benediktbeuern im weißen Talar, ein ehrwürdiger gebeugter Greis, in der erho-

benen Hand die heilige Monstranz, neben ihm zwei Chorknaben mit den silbernen Schellen, hinter ihm der Meßdiener mit dem Weihkessel.

Der Priester verrichtete die feierliche Handlung der Messe, und als er durch die Menge schritt, in der Rechten den Weihwedel, da drängte sich Alles herzu, um mit einem Tropfen des geweihten Wassers sich benetzen zu lassen. Dann sanken Alle nieder auf die Kniee und beteten ein Ave. Und der Priester sprach: „So ziehet denn hin im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und streitet für eine gerechte Sache: für Fürst und Vaterland!"

„Für Fürst und Vaterland!" rief begeistert die Menge. Dann ward ein leises Schluchzen vernehmbar; es waren Thränen des Abschieds, die flossen. Marl stand bleich und stumm; sein treuer Stutzen hing ihm über die Schulter, an der Hüfte trug er das kurze, breite Waidmesser; mit einem Mal aber erglänzte sein Auge: es war auf ein Mädchen gerichtet, das mit fliegendem Haar sich durch die Menge drängte, und nun hatt' es ihn umschlungen, heiße Thränen tropften auf seine Brust und Liesli's bleiches, schmerzdurchzittertes Antlitz schaute zu ihm auf. „Vergieb, mein Bub, was ich Dir Weh gethan!" flüsterten ihre zitternden Lippen. „Ich lieb' ja keinen

Menschen mehr, als Dich! Schau, ich wollt' Dir's nit sagen, weil ich ein einfältig Dirndl war, aber's drückt mir's Herz ab und ich muß Dir's sagen, eh' Du gehst, Du herzlieber Bub! O heilige Gottesmutter, nun ziehst Du fort und ich werd' Dich nimmer, nimmer wieder seh'n!" Sie weinte an seiner Brust.

„Doch, doch, mein Herzblattel!" entgegnete er, die Geliebte küssend. „Schau, nun geh' ich mit Freudigkeit und die Feind' werden mir nichts anhaben, weil ich Dich im Herzen trag'. Es war mir wohl recht weh und herb und ich wünscht', gleich zu sterben! Aber das ist nun vorbei und ich werd' wiederkommen und Du wirst mein herzlieb Bräutl seyn. Wein' nit, Dirndl, wein' nit!"

Seppel sah diese Scene mit hochgerötheten Wangen; er drückte die Hand auf die Brust, als wollte er das darunter pochende Herz zum Schweigen bringen, dann reichte er sie dem Mädchen und sprach mit einer Stimme, die so wehmüthig klang, wie ein Grabgesang: „Nichts für ungut, Liesli! Behüt' Dich Gott!"

„Behüt' Dich Gott!" erwiederte das Mädchen bebend. Marl küßte sie noch einmal und machte dann sanft sich los. „Behüt' Dich Gott, auf Wiederseh'n!" sprach auch er und der Zug setzte sich in Bewegung. Mit einem Weheschrei stürzte Liesli zu Boden und

Friedel trug sie auf seinen Armen hinweg. Die verlassenen Mütter, Weiber und Kinder riefen den letzten Scheidegruß nach, und gingen dann weinend nach ihren Wohnungen. Sollten sie die Geliebten jemals wiedersehen? —

Durch das breite Thal der Loisach hinab zog die Schaar und noch viel kampflustige Männer schlossen sich an, und so kamen sie gen Scheftlarn zwischen den Isar und den schönen Wurmsee. Tausende schlagfertige Landleute waren schon versammelt und begrüßten die Ankommenden mit lautem Freudengeschrei. Das Lager war voll Lust und Siegeshoffnung, die bairischen Farben flatterten auf den Fähnlein, und auch viel vornehme Männer in glänzender himmelfarbener Uniform befanden sich unter den schlichten Söhnen des Gebirgs. Ein solcher Mann trat auf den Schmied zu und reichte ihm lächelnd die Hand: „Ihr seid ein Mann, wie ihn das Baierland zu Schutz und Trutz bedarf!" sagte er. „Ihr hieltet treu Euer Wort! Kennt Ihr mich noch, jenen Unbekannten, dem Ihr gastlich Herberge und Schutz gabt?"

„Wohl kenn' ich Euch," erwiederte der Schmied, „trotz des Silbers an Eurem Rock und der goldnen Gnadenzeichen auf Eurer Brust. Damals schautet Ihr anders in der Bauernjuppe; aber wärt Ihr auch

gekommen, wie ich Euch jetzt sehe, ich hätt' Euch nicht willkommener geheißen."

„Ich weiß es, mein wackerer Wirth," antwortete Jener leutselig; „Ihr schaut auf's Herz, nicht auf den Rock. Unter'm groben Bauernkittel schlägt eine tapfere Brust, so gut wie unter'm betreßten Soldatenkleid. Ich werde dem Kurfürsten Euch zu empfehlen wissen und Eure Treue und Euer edler Eifer, ihm zu dienen, sollen nicht unbelohnt bleiben."

„Macht Euch deshalb keine Mühe;" fiel der Schmied etwas verdüstert ein. „Was wir thun, ist unsre Pflicht, wir zieh'n für's liebe Baierland gegen den Feind; der gnädige Kurfürst mag uns drum hold seyn, belohnen soll er uns nit. Und was nennt Ihr mich allein, Herr? Und thu' nit mehr, als jeder andre brave Oberländer!"

„Ihr seid ein seltner Mann!" erwiederte der Andere verstimmt. „Meine Absicht war gut; verkennt sie nicht!"

„Auch mich wollt nie verkennen!" sagte der Schmied. „Ich bin Euch dankbar für die freundliche Gesinnung; aber ich bin ein ächter Baier: ich feilsche nit um die Worte, ich sag's grad' 'raus, wie's in der Brust steht!" —

Ein lebhaftes Getümmel entstand plötzlich im Lager; ein beunruhigendes Gerücht schien die Runde zu

machen, man sah bleiche Wangen, verstörte Mienen und Blicke, die einen zweifelhaften Kampf im Innern verriethen. „Weißt', Vater?" redete Marl den Schmied an. „'S ist ein Bot' aus München kommen, der bringt schlimme Mähr. Schau, dort ist er. Hör' ihn selbst!" — Viele Männer drängten sich um einen Mann, der schreckenbleich in ihrer Mitte stand und in abgerissenen Sätzen seinen Bericht gab. Der Schmied trat hinzu und drängte sich so nah als möglich zu dem Boten. „Wir waren nichts gewärtig," berichtete dieser, „warteten nur auf Euer Zeichen, um über die Feinde herzufallen. Unsere Sammelplätze waren schon bestimmt. Weiß der Himmel, wie die Kaiserlichen Kundschaft bekommen; die Angesehnsten unserer Verbündeten wurden plötzlich verhaftet, man fand die versteckten Waffen und — wir sahen, daß Alles verloren ist. Die Thore wurden besetzt und ich stahl mich mit Müh' heraus, um Euch Meldung zu machen."

„So ist der Obrist von Wend auf seiner Hut?" entgegnete jener geschmückte Mann, der der Anführer der vereinigten Bauern zu seyn schien, der ehemalige kurfürstliche Hauptmann Mayer. „An eine Ueberrumpelung ist demnach nicht zu denken."

„Oberst Wend," erzählte der Berichterstatter weiter, „hat gen Anzing gesandt, wo der General Kriechbaum Quartier hält."

„So dürfen wir keine Zeit verlieren, wollen wir ausführen, was wir beschlossen!“ sagte Mayer, und indem er sich zu den Bauern wandte, fuhr er fort: „Wollt Ihr's darauf wagen, wie nun die Sachen steh'n?“

Es erhoben sich einige Stimmen dagegen, indem sie die Mißlichkeit des Unternehmens anführten, indem nun der Plan vereitelt, auf den sie vorzüglich gebaut. Da trat der Schmied vor und redete mit seiner vollkräftigen Stimme. „Wahr ist's,“ sprach er, „'s ist anders geworden, wie's uns verheißen war, aber wollen wir drum ganz verzagen, weil's einige Tropfen Bluts mehr kosten wird? Die Feinde sind auf ihrer Hut. Wohl, so wollen wir offen gegenüber steh'n, wie Mann zu Mann! Sind wir nit all' bereit, zu sterben? Haben wir uns nit das Wort geben, zu siegen oder zu sterben, und sollen wir nun heimkehren, wie'n Hund vor'm Steinwurf, und uns hinter'n Ofen setzen, ohne nur den Feind gesehen zu haben? Wie würd' man uns schimpfen und spotten und der Bub, der das thät', könnt nimmer seinem Dirndl in's Aug' schau'n! Und meint Ihr, sie würden's hingeh'n lassen, daß wir aufgestanden, ihnen zum Trutz! Nein, das würden's nit! Sie würden uns einzeln fassen und wir könnten dann nichts thun, als gelassen dulden, denn wir wären nit mehr stark! Zählt doch ihr Häuflein,

ob's unsre Zahl erreicht und hat nit Jeder von uns zwei Fäuste, wie sie? Sie haben die Kriegskunst gelernt, aber sie fechten nur für ihren Herrn, wir aber noch für uns selbst und für's Vaterland. Wer von Euch kehrt um in die Heime?"

„Hurrah, für Fürst und Vaterland!" rief es tausendfältig. „Drauf und dran! Nieder mit dem Feind!"

Der Schmied war gerührt von dem Eindruck seiner Rede. Mayer trat auf ihn zu und betrachtete den schlichten Mann mit Erstaunen. „Euch ist gelungen, was ich kaum zu hoffen wagte!" sprach er. „Wie wurdet Ihr solch ein Meister über die Gemüther?"

„Ein gutes Wort findet gute Statt und ich kenne meine Oberländer;" antwortete der Schmied bescheiden. „Das ist das Geheimniß, Herr!" —

Das heilige Weihnachtsfest wurde eingeläutet; über die schneeigen Felder hatten die Glocken, die sonst Frieden und Freude in die Brust der biedern Landleute gebracht hatten, diesmal aber mit bitterm Seufzen begrüßt wurden; denn aus den Hütten war der Frieden gewichen, Väter und Söhne waren in den Krieg gezogen und die Verlassenen weinten und konnten sich nicht freuen am fröhlichen Weihnacht, weil ihre Lieben nicht Theil nehmen konnten, wie sonst.

Auch mancher der streitfertigen Männer dachte mit Wehmuth daran und wünschte sich nur auf wenige Minuten in den Kreis der Seinen; aber das Auge durfte nicht weinen, wenn auch das Herz von Thränen überfloß. Eine laute Siegesbegeisterung erfüllte die Schaaren und der Einzelne, der Mißmuth oder Bangigkeit geäußert hätte, würde Spott und Mißhandlung zu ertragen gehabt haben. Als sie während des Läutens auf den Knieen gelegen, hatte ein greiser Priester, den sie noch nimmer gesehen, erhebende, begeisternde Worte zu ihnen gesprochen. „Der Geburtstag des Herrn," hatte er gesagt, „werde nicht entweiht durch den Kampf um die höchsten irdischen Güter des Menschen. Vielmehr werde, wie der Heiland an diesem Tage der Menschheit zum Glück einst in die Welt gekommen, die Freiheit wieder herniedersteigen zum bedrängten Vaterland. Und wer im rechten Glauben kämpfe, den würden die Engel des Herrn umschweben und der Löwe Juda's werde vor ihm die Bahn brechen mitten durch die Feinde!"

Der Abend sank hernieder und brachte zum letzten Mal milden Schlummer über die Männer. Die drei Söhne des Schmieds aber fanden sich zufällig zusammen und jeder schaute nach den Bergen der Heimath, deren weiße Gipfel in den Himmel ragten. Als sie sich umwandten, sahen sie sich und reichten

sich schweigend die Hände. Frischer Muth, der durch den Kampf sich das Liebste erringen will, leuchtete aus Marl's Augen, aus Bastl's Blicken sprühte jener Trotz, der durch den Kampf seine Mannheit zu beweisen strebt, und in Seppels Antlitz glühte die Resignation, die mit dem Leben abgeschlossen hat und im Tod ihr Ziel und Ende sucht.

Und wie die Brüder so standen mit verschlungenen Händen, da trat der silberlockige Vater hinzu und legte seine Rechte auf die der Söhne. „Gott segne Euch!" sprach er, und in seinen weißen Wimpern glänzten goldne Thränen. „Fromme Lippen beten dort für uns und feiern im Geiste mit uns das Fest des Heilands. Der Herr lasse ihre Hoffnung nicht zu Schanden werden!"

„Werden wir sie wiedersehen?" fragte Bastl.

„Daß weiß nur der, der im Himmel wohnt und der Menschen Schicksal lenkt!" sprach der Greis feierlich, das Haupt entblößend. „Eher sterben, als sie in Schande wiedersehen! Aber wie es auch geschehen mag, sein Name sei gelobt in Ewigkeit!"

„Amen!"

8.

Die Schaar der Bauern, sechsthalbtausend Mann stark, worunter sich fünfhundert mit trefflichen Schießgewehren versehene Schützen befanden, zogen durch

den Forstenrieder Park gegen München heran. Mit Siegesgeschrei stürzten sie sich auf den Thurm, der die Isarbrücke beschützte; die schwache Besatzung desselben ward niedergehauen und die blau-weiße Fahne auf seine Zinnen gepflanzt. Nun begann man die Stadt förmlich zu beschießen; denn auch schweres Geschütz fehlte nicht in den Reihen der Bauern. Das Isarthor krachte in seinen Fugen von dem gewaltigen Andrang der tapfern Landleute, welche die Kugeln nicht achteten, die vernichtend in ihre Glieder schmetterten. Vielleicht wäre der Preis des Tages in ihre Hände gefallen, hätte sich nicht ein anderes Unwetter über ihrem Haupte zusammengezogen.

Schon sollten Sturmleitern angelegt werden, und der Schmied von Kochel drängte sich mit seinen Getreuen allen voran, um die Mauern, die von der frühern starken Befestigung übrig geblieben waren, zu ersteigen, als im Rücken der Bauern ein Trompetengeschmetter ertönte und die Besatzung der Hauptstadt zugleich mit Jubelgeschrei einen Ausfall that. „General Kriechbaum ist kommen!" tönte es von Mund zu Mund und machte die Herzen erstarren. Zwischen zwei Feuer waren nun die Bauern gebracht; während sie die nackte Brust den Bajonetten der Ausfallenden bieten mußten, prasselte hinter ihnen der Kugelregen des Kriechbaum'schen Corps. Der Schmied von Kochel

verzagte nicht; mit seinen Getreuen warf er sich der Garnison entgegen und lichtete ihre Reihen. Kriechbaum aber hatte den Isarthurm genommen und preßte den ungeordneten Haufen der Bauern immer enger zusammen.

In dieser Noth wälzte sich der Haufe längs des Isarufers hin und erreichte mit großem Verlust und unendlicher Mühe das Dorf Sendling. Der Schmied deckte mit den Seinigen den Rücken des Zugs und so manchen tapfern Streiter sah er niederstürzen vor den Geschossen der verfolgenden Feinde.

Die Bauern warfen sich endlich in das Dorf, das von seiner Höhe aus eine volle Aussicht über die nahe Hauptstadt gewährt. Jedes Haus ward zur Festung, die muthvoll angegriffen und verzweifelt vertheidigt wurde. Aus allen Fenstern und Lucken schossen die wackern Bergschützen auf die Feinde und jede Kugel traf sicher ihren Mann. Aber heulend mußten sie den wildjauchzenden Angreifern in die Bajonette und Lanzen stürzen, wenn diese Feuer auf die dürren Strohdächer warfen und die Flamme um sich griff in rasender Wuth. Wollten die Armen nicht den Flammentod sterben, so mußten sie wohl ihren Zufluchtsort verlassen. Und besser war es immer, unter einem Säbelstreich in männlichem Kampf zu fallen, als wehrlos in den Flammen zu rösten.

Die aus den Flammengräbern sich retteten, flüchteten nach dem Kirchhof, wo der Schmied von Kochel bereits ein lebhaftes Feuer mit den Feinden unterhielt, die sich vergeblich bemühten, die tapfer vertheidigte Mauer, welche den Bauern zur Brustwehr diente, zu übersteigen. Die Gräber und die Blumen, die liebende Hände darauf gepflanzt, waren zerstampft, die Kreuze und Leichensteine starrten gespenstig unter der lebendigen, beweglichen Masse empor und der Wiederschein des Brandes goß ein glühendes Licht über die schneeige Landschaft. Schwarzer Rauch wirbelte gen Himmel, der wie in Blut getaucht erschien, das Wehklagen der armen vertriebenen Bewohner dieser in Schutt und Asche sinkenden Hütten, das Wimmern der Sterbenden, der Kampfruf der Lebenden, das Prasseln des Gewehrfeuers klang schrecklich und herzzerschneidend durch einander.

Nun siehe! Jetzt waren die Feinde in den Kirchhof eingedrungen; das mühsam vertheidigte Thor hatte ihrem wüthenden Andrang nachgegeben, und den Ersten quoll die ganze Schaar nach, wie ein unaufhaltsamer, vernichtender Strom. Der Raum wurde zu eng für das Gewühl des Kampfes; ein wirrer Knäul wälzte sich Freund und Feind durch einander. Die Sinkenden lagen im Nu zertreten. Säbel und Streitart leisteten da die besten Dienste; die Rosse der Rei-

ter traten zu Boden, was ihnen nicht wich. „Für Fürst und Vaterland!" brüllten die Bauern in Muth und Verzweiflung. „Hier Oestreich!" riefen die Soldaten.

Der Schmied von Kochel stand wie ein Heros aus dem Alterthum mitten im Kampfgewühl. Er wußte wohl, daß Sieg unmöglich war und wollte nichts, als ruhmvoll sterben. Diese kühne Todeszuversicht verklärte sein edles Greisenantlitz, das manchem Feinde selbst Verehrung abnöthigte. Der kahle Stahl glänzte, die weißen Locken flatterten, die hellen Augen sprühten Flammen. In der Faust schwang er mächtig den gewichtigen Streitkolben, den er sich selbst gefertigt, und wo er niederfiel mit seinen scharfen Zacken, da schützte nicht Stahlhaube noch Panzer, der Mann war dem Tode verfallen.

In seiner Nähe kämpften seine Söhne, würdig eines solchen Vaters. Maxl hatte weder Zeit noch Raum mehr, seinen treuen Stutzen zu laden. Er hatte ihn vorne gefaßt und schlug mit dem Kolben auf die Feinde; aber der Kolben brach ab und der nächste Säbelhieb drang ihm tief in die Stirne. Mit einem schmerzlichen Ausruf sank er zu Boden. Mitten durch den Kampflärm hindurch hatte der Vater den Todesschrei des geliebten Sohnes erkannt; aber wo war da Zeit zur Wehklage? In seinem Auge lag keine Thräne.

Bastl ließ die Wucht seines Armes den Feinden schwer empfinden, aber die Faust, die den Kolben schwang, ward ihm abgehauen; nun klammerte er sich mit der Linken an den Gegner, ihn vom Pferde zu reißen; ein Schuß zerschmetterte seinen Schädel, er sank; aber im Tode noch hielt die Hand ihre Beute fest — der Reiter wurde mit herabgezogen, und das ledige Roß zerstampfte den Lebenden wie den Todten.

Noch flatterte die blauweiße Fahne hoch in Seppels Hand; nach diesem Palladium wendete der Schmied das Auge und schien getröstet, als er sie noch in den Lüften erblickte. Wehe, da sank es; der Schmied bahnte sich einen Weg dahin. Aus Seppels Brust quoll ein Blutstrom, doch die Hand hielt die Fahne fest, die ihr ein Feind vergebens zu entreißen suchte. Mit den Zähnen packte Seppel die zerschossenen Fetzen, riß sie von der Stange ab, überließ diese dem Gegner und preßte die theuern Farben auf die Wunde seiner Brust, daß sie zu Purpur wurde. Sein brechendes Auge fand den Vater. „Liesli!“ flüsterten seine bebenden Lippen und er sank auf die Kniee und verhauchte das Leben.

Nun waren alle Zweige von dem greisen Stamme abgefallen; er allein stand noch zwischen den Leichen seiner Lieben; doch sein Kolben breitete Tod und Verderben um ihn und häufte zahllose Sühnopfer für

die Gefallenen um sie. „Für Fürst und Vaterland!“ klang noch sein Ruf hell über's Schlachtfeld, er achtete nicht die Wunden, aus denen sein edles Blut rieselte, er blickte den Feinden trotzig und kühn in's Auge. Da zischte über ihm ein Säbel; seine weißen Locken färbten sich purpurroth, seine Augen dunkelten in einem Blutstrom und zugleich bohrte sich eine Lanze durch seine tapfere Brust. „Jesus Maria!“ klang es von seinen Lippen, und mit diesem Seufzer schied er von dem Leben, das er lange mit Ehren getragen und durch eine ruhmvolle That beschlossen.

Der Sieg der Oestreicher war vollständig. Das Heer der Bauern war vernichtet. Unzählige waren erschlagen, Viele gefangen und der Rest zerstreute sich und flüchtete in den Schutz der Wälder. Aber der Sieg war nicht wohlfeil errungen; die heldenmüthigen Bauern hatten ihr Leben und ihre Freiheit theuer verkauft. Die Sonne des ersten Weihnachtstages warf die letzten Strahlen über ein blutiges Leichenfeld und rauchende Schutthaufen.

Wohl noch nie war im Dorfe Kochel das Christfest so trüb gefeiert worden, als im Jahr 1705. Mit bunten Spielen und fröhlichem Sinne hatte man es sonst begangen; dies Mal aber schlichen die wenigen

zurückgebliebenen Bewohner in banger Ahnung zur Frühmette und die Danksagung für die beseligende Ankunft des Herrn verwandelte sich in ein heißes Gebet für die zum Streit gezogenen Lieben. Und heißere Thränen wurden nicht geweint, als von Liesli und Baberl, die sich in ihrem Schmerz zusammengefunden und sich als Schwestern betrachteten. Beide hatten einen Geliebten — verloren; denn der Trost des blinden Greises, daß sie wiederkehren würden mit Ruhm gekrönt, schlug in ihrem Herzen keine Wurzel. So verging der erste Christtag in Weinen und Trauern. Voll banger Ahnung lagen sie vor dem Christusbilde und flehten die Hochgebenedeite an um ihren mächtigen Schutz. Auch der Blinde betete, aber sein Gebet war das der Hoffnung; sie stritten für eine gute Sache und der gerechte Gott konnte sie nicht zu Schanden werden lassen.

Friedel stieg unterdeß auf die Berge und schaute in das Land hinein; seine Erwartung betrog ihn nicht. In weiter Ferne, in der Gegend nach München zu, war der Himmel blutroth. Das Herz klopfte ihm vor Lust. Das waren die Bauern, die den Kaiserlichen den rothen Hahn über den Kopf gesteckt hatten. O daß er hätte dabei seyn können! Die Brandröthe verblaßte indeß immer mehr; Friedel harrte und harrte auf ein weiteres Zeichen; zum ersten Mal kam

ihm die Besorgniß, daß es vielleicht anders wäre, als er hoffte. Erst als der Abend hereinbrach und nur graue Wolken am fernen Horizont sich wälzten, stieg er hinab in's Dorf. Aus des Schmieds Hause tönte ihm herzzerschneidendes Wehklagen entgegen. Er trat hinein und wurde Zeuge einer Scene, die selbst einen Stein zum Erbarmen gerührt haben würde.

Der blinde Greis, bleich und zitternd, hatte sich über die Tochter gebeugt, die auf den Knieen lag, die Hände rang und Bastls Namen rief mit dem tiefsten Weh ihres Herzens. Ihre Thränen flossen unaufhaltsam über die fieberhaft gerötheten Wangen, ihre Brust wogte im heftigsten Schmerze. Nicht weit von ihr stand Liesli; das Haar hing wild und wirr um ihre Stirne, um ihren Nacken und Busen, von dem ihre Hand in tobender Leidenschaft das Mieder gerissen. Ihre Hände hatten sich in einander gekrallt, ihre Augen starrten unbeweglich vor sich hin. Und Urheber dieser Scene war ein Mann mit abgerissenen Kleidern und verbundener Stirne. Die Unglücksbotschaft, die er gebracht, las Friedel aus seinen Zügen.

Als Liesli ihres Vaters ansichtig wurde, lebte es auf in ihren Augen; sie loderten in ihren Höhlen, daß sie schreckbar dem Vater in die Seele leuchteten. „Er ist todt!" rief das Mädchen im Ausdruck des Wahnsinns. „Mein Bub ist todt und ich will Hochzeit mit

ihm machen!" Sie lachte und sprang aus der Thüre, Friedel ihr nach mit dem Schmerzensrufe: „Mein Kind, mein Kind!" Und wie ein Reh flog sie dahin über die glänzende Schneefläche, ihr braunes Haar flatterte im Winde und Friedel holte sie nicht ein; in höchster Angst verfolgte er sie bis an den See und sank leblos nieder, als die dunklen Wellen über sie zusammenschlugen. —

Das Andenken der wackern Bauern wurde von dem dankbaren Vaterlande hochgeehrt. Als der Kurfürst nach geschlossenem Frieden in sein Land zurückkehrte, ließ er ihnen auf dem Kirchhof zu München ein Denkmal setzen mit der Inschrift: „Den tapfern Oberländern, die am Christtag 1705 für Fürst und Vaterland den Tod fanden." — Auf dem Kirchhof zu Sendling findet man noch heute den Grabhügel der Bauern, und die Wand des Kirchleins trägt ein Frescobild von Lindenschmitts Hand, das den Todeskampf des Schmieds von Kochel darstellt. Der Greis schwingt noch kräftig den Kolben, während über den Wolken die heilige Jungfrau die Gefallenen empfängt und ihnen den Lorbeerkranz reicht. —

Der Morgen der Republik.

1.

Der Festsalon im Palaste des Vicekönigs von Peru schwamm in feenhaftem Glanze. Das Gold des unermeßlich reichen, aber von der Habsucht der Spanier ausgebeuteten Landes hatte den königlichen Palast zu einem Zauberschlosse geschaffen. Fußboden und Säulen bestanden aus feinem glänzenden Marmor; die Wände waren mit herrlichen goldgewirkten Tapeten bekleidet; der Plafond prangte in den kostbarsten Mosaikbildern; die hohen Spiegel von venetianischem Glase waren mit Rahmen von gediegenem Golde eingefaßt und Arabesken, aus dem edlen Metall kunstvoll getrieben, verzierten die hohen Gazefenster, hielten die schwerseidnen Gardinen. Alle Theile der Welt hatten Stoffe geliefert, um den Statthalter Sr. katholischen Majestät mit würdiger Pracht zu umgeben. Gewinde der farbenreichsten, duftendsten Blumen umschwangen die hohen Säulen; die Pflanzenwelt hatte ihre üppigsten, prunkendsten Kinder geopfert, um das stolze Gemach in ein Paradies zu verwandeln. Aus Rosen-

bosquet's sprangen die Silberstrahlen kunstvoller Fontänen empor und fielen plätschernd nieder in ihr Bassin, nachdem sie die blumendurchwürzte Luft mit sanfter Kühlung durchströmt. Der Glanz von hundert und aber hundert Kerzen durchwogte das weite Prunkgemach, im wunderbaren Gegensatz zu der tiefdunklen Nacht, die draußen über Meer und Land ruhte.

Gruppen von Männern und Frauen füllten die zauberhaften Räume, Jene meist dunkle, ernste Gestalten, Andere im Glanze hoher militärischer Würden, die Frauen gluthäugige Schönen mit heißen verlangenden Blicken, üppig wogenden Busen, die schwellenden wollustathmenden Glieder in leichte, fast durchsichtige Stoffe gehüllt, scherzend und kosend mit den jungen Elegants, die diese sittenleichten Grazien umflatterten, wie der Colibri die Blume des Südens. Und dennoch lastete eine ängstlich drückende Stille auf der Versammlung; man unterhielt sich nur leise flüsternd, wie es die strenge Etikette wollte. Wie schwer trug manche Brust an der Last von Gold, Perlen und Edelgestein, das an den Gnadenketten der Herrn, an dem Geschmeide der Frauen verschwendet war. Und wie wunderlich dagegen schienen jene ärmlichen Gestalten, die kaum beachtet, aber nicht minder hochmüthig unter den bevorzugten Kindern des Glücks einherschritten, jene Hidalgo's, deren

Börse gewöhnlich weniger Realen zählt, als ihr erlauchtes Haus Ahnen!

Theilnahmlos an dem Wogen und Flüstern der glänzenden Versammlung lehnte ein junger Mann in einer Fensterbrüstung und schaute hinaus in die wolkenlose, tiefblaue Nacht, wie in das seligtrunkene Auge der Geliebten. Dort lag die schöne, große, reiche Hauptstadt Peru's, ein neues Sodoma, versunken in Träume der Wollust, umfangen, brünstig umschlungen von der Nacht, wie eine gefallene Tochter, welche die Mutter dennoch liebend und vergebend an die treue Brust drückt. Nun wandte sich der Jüngling und das Kerzenlicht warf seinen vollen Glanz auf das jugendkräftige Antlitz; regelmäßige, edle Züge, ein flammendes Auge, um die Lippen ein kräftig sprossender Bart, dunkle Locken — konnten ihn wohl zu einem Liebling der Frauen machen und wiesen auf indianischen Ursprung hin. Der Jüngling schaute ernst und kühn in das ihm verhaßte Treiben; herausfordernd war sein Blick, wenn er dem geringschätzenden Lächeln eines Spaniers begegnete. Da schritt ein Mann in einfacher, gewählter Tracht zu ihm heran, begrüßte ihn freundlich und begann ein Gespräch anzuknüpfen. Es war Padre Jose, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, aus dem Blute einer alten spanischen Adelsfamilie stammend. —

„Wer ist der Mann dort, Don Henriquez de Mendoza y Clerisado?“ fragte einer jener ärmlichen Hidalgo's seinen Nachbar. „Ich sah ihn nie. Kam er aus dem Mutterlande herüber. Kennen Sie ihn, Sennor, oder sein Geschlecht?“

„Ich kenn' ihn wohl;“ antwortete der Angeredete finster; „es ist Ramiro de Fuerte, der Sohn jenes Commandanten von Callar, der in die hochverrätherischen Pläne des Pater Mugnecas verwickelt war und in der Verbannung starb. Er ist ein Mestize!“

„Santa madre del pilan!“ rief der Erstere. „Der Sohn einer Indianerin, und an diesem Orte, unter Männern, deren Ahnen gegen die Mauern von Granada kämpften! Schimpf und Schande über uns, so wir das dulden wollen! Wie? Achtet der Vicekönig die Ehre spanischen Blutes so gering? Wir sind erniedrigt, so der Mestize nicht für seine Frechheit gezüchtigt wird, und das soll geschehn, so wahr ich Pedro Manuel Alfons de Cistabella heiße. Mein Geschlecht blühte schon, als der Frankenkönig Carlos, den sie den Hammer nannten, über die Pyrenäen schritt. Ich bin der Letzte meines glorreichen Hauses und werde seine Ehre schützen bis zum letzten Athemzuge. Unser Aller Ehre ist verletzt, der glänzende Schild unsres Namens

hat einen Flecken erhalten, den nur die tiefste Demüthigung des Eindringlings tilgen kann."

„Ereifern Sie sich nicht, Sennor;" antwortete Don Henriquenz ruhig. „Leider können wir nichts thun, als den Mestizen unsre tiefste Verachtung fühlen lassen. Die goldnen Zeiten unsrer Väter sind nicht mehr! Die Welt steht auf dem Kopfe, Don Pedro Manuel Alfons de Cistabella. Der alte Fernando de Fuerte war von altem gutem Adel und er hat den Sohn der Indianerin anerkannt als den Erben seiner Güter und seines Namens. Die Unschuld des Verbannten soll sich später erwiesen haben und der Name seines Geschlechts ist wieder aufgenommen in die Register des Adels. Dem sei, wie ihm wolle, wir müssen die Gegenwart des Mestizen wohl ertragen; muß es ja der Vicekönig selbst dulden, der den Sennor Ramiro aus mehr als einem Grunde haßt."

Eine plötzliche Bewegung unter der Versammlung schnitt das Gespräch rasch ab. Die Thüre öffnete sich und ein reichgeschmückter Herold trat herein, den Vicekönig anmeldend, indem er all' dessen Namen und Titel mit diplomatischer Genauigkeit aufzählte. Da rauschte von unsichtbarem Orchester herab eine jubelnde Festmusik, jeder Mund verstummte, die Sennores bildeten ein Spalier mit ächt spa-

nischer Grandezza sich verbeugend vor dem Eintretenden, dem Vicekönig von Peru, der an der Seite der Gemahlin huldvoll grüßend durch ihre Mitte schritt. In dem Wesen des Vicekönigs lag etwas Majestätisches, Ehrfurchtgebietendes, aber nicht das, welches der Sohn an dem Vater liebt; dazu blickten seine Augen zu stechend, das zerstörte der Zug von Stolz um seinen Mund. Don Pezuela war einfach, aber reich gekleidet; er verschmähte bunten Prunk, liebte es aber, seine Reichthümer der Welt zu zeigen. — Die Gemahlin an seiner Seite war ein hohes, herrliches Frauenbild, leuchtend im Jugendglanze der Schönheit, ernst erhaben und doch voll unendlicher Milde, der Blick aus ihren dunklen Augen beseligend, wie der Blick eines Engels. Ein dunkles, perlenbesätes Gewand umwallte die herrlichen Formen, ein strahlendes Diadem wand sich um ihre Locken und wie Blüthenschnee schwebte der Schleier hernieder um die leuchtenden Schultern. Josefina schien wirklich eine Heilige im Glanze unvergänglicher Schönheit, vom Himmel herabgestiegen, um zu beglücken, so selig verklärt waren ihre Züge, so innig mild ihr ganzes Wesen. Die strenge Etikette unterdrückte kaum einen Laut des staunenden Entzückens über die wunderliebliche Erscheinung, der sich jeder Männerbrust entrang und selbst die Frauen

mußten bewundern und anbeten. Josefina war schön wie Aurora, als sie zum Schläfer Endymion herniederstieg.

Ramiro de Fuerte war wie bezaubert von der Sonne, die ihm in dieser Nacht der kalten Convenienz erwärmend aufgegangen; sein ganzes Seyn schien mit einem Male ein andres geworden; eine mächtige Federkraft schien all' seine Gefühle emporgeschnellt zu haben; ein heiß flammendes Leben pulsirte durch all' seine Adern, seine Wangen färbten sich in dunklem Roth, seinen Augen entloderte die Gluth der Seele. Ramiro ging, um sich dem Vicekönig, der sich wechselsweise mit den Sennores unterhielt, vorzustellen. Der Vicekönig sah ihn finster an und seine Worte durchflog ein kalter Hohn.

„Seien Sie gegrüßt in Peru," sprach er. „Sie haben Reisen gemacht, haben große Dinge gesehen; sind in Chili gewesen und in Columbia, wie man mir gesagt, haben das Wachsthum der neumodischen Wunderpflanze, Republik genannt, genau studirt. Mich verlangt, von den Großthaten der sogenannten Patrioten zu hören, die zum Hohne Sr. katholischen Majestät die fluchwürdigen Fahnen des Aufruhrs erhoben. Sie müssen davon genaue Kunde haben, Sennor; haben Sie nicht?

„Sennor!“ schaute Ramiro zürnend und betroffen von dem feindlichen Ton, der in der Rede des Vicekönigs lag, empor. Dunkle Zornesröthe überflog sein männlich schönes Gesicht.

„Sie sollen mir das Alles erzählen zu gelegener Zeit!“ sagte Pezuela, ohne das Aufbrausen des Jünglings zu beachten und gab ihm das Zeichen der Entlassung.

Im tiefsten Herzen verletzt, trat Ramiro einen Schritt zurück, den Vicekönig mit verachtendem stolzen Blicke messend; nun aber sah er in Josefinens seelenvolles Auge und die Beleidigung, die ihm geworden, war vergessen, die Zaubergewalt der Geliebten umfing ihn ganz und gar; er trat der hohen Frau näher, ergriff ihre leise widerstrebende Hand, und drückte sie an die heißen Lippen. Diese so sehr gegen die strenge Etikette verstoßende Handlung brachte eine allgemeine Aufregung hervor. Mit verwunderungsvoller Entrüstung sahen sich die Sennores an und warfen dann wieder drohende Blicke nach dem tollkühnen Jüngling; die Frauen flüsterten unter einander mit giftigen Worten, die Tugend Josefinens verdächtigend. Im Antlitz des Vicekönigs loderte der Zorn auf, er griff nach dem Degen an seiner Seite; aber einen Moment bedurfte es, um den Sturm zu bewältigen. Nur sein Auge sprühte tödt-

lichen Haß; ein Todesurtheil war darin zu lesen. Josefine war zur Purpurrose geworden, ihre Hand zitterte, sie senkte die schönen Augen verlegen und verwirrt zu Boden. Stolz wandte der Vicekönig seinem Feinde den Rücken.

„Unerhört!“ sagte einer der stolzen Herren im eifrigen Gespräch zu seinem Nachbar. „Ist denn Spaniens Geist ganz gewichen aus der jungen Welt, die wir zur Ehre Sr. katholischen Majestät den Heiden abgerungen und glorreich bisher behauptet? Erzählen Sie, Don Loncio, erzählen Sie! Die Rebellen trugen den Sieg davon?“

„Sag's Ihnen, Marquis,“ entgegnete der Andere. „War ein Sieg, wie unsre ruhmreichen Truppen ihn nimmer schöner erfochten. Hatten den San Martin zum Director ihrer Republik ernannt; der spielte aber den Großmüthigen und übertrug die Würde seinem saubern Freunde, dem Engländer O' Higgins.“

„Habs' immer geglaubt, daß diese Britten und Yankee's Verderben über unsre Staaten bringen!“ seufzte der Marquis. „Schwindelköpfe, nichts weiter, die aber den schwachen Pöbel zum Trotz und Ungehorsam verführen. Haben ein gutes Beispiel gegeben im Norden und wollen nun seh'n, wie ihr Waizen im Süden blüht. Soll ihnen aber nicht

gelingen, zu ernten, so wahr noch tapfere Männer leben, die es gut meinen mit König und Staat!"

„Das Gift ist leider uns schon in's Blut gedrungen;" sprach Don Loncio eifrig dagegen. „Wenn es nicht wäre, würde man jenen frechen Mestizen unter uns dulden? Der Sohn eines Empörers und noch dazu ein Farbiger! O ich haß' ihn tödtlich! Auch diese Hidalgo's sind mir zuwider mit ihren hundert Ahnen und doch ohne einen Funken adeligen Geistes. Jener Don Manuel schreibt seinen Adel aus den Zeiten der Mauren her und es ist erwiesen, daß er um Lohn Sclavendienste verrichtete. Weiß nicht, welch' schmutziges Gewerbe er in Peru treibt. Diese Hidalgo's meinen's nicht ehrlich mit König und Staat, sind die Ersten auf der Seite der Rebellen, wenn ihre Sache gewonnen scheint. Warum? Meinen zu Ansehen und Schätzen zu kommen unter der Pöbelherrschaft. Möchten gern die Kastanien essen, die der heillose Pöbel aus der glühenden Asche geholt."

„Glaub's nicht, Sennor;" erwiederte der Marquis. „Sind immer von adligem Blute und stolz darauf wie Keiner. Werden sich nicht beugen wollen vor dem Pöbel; sind an uns gebunden durch ihren Hochmuth; löschen ihren Namen aus, wenn sie's gegen uns halten."

„Sagen Sie, Sennor, ist es nicht abscheulich, einen farbigen Menschen zu lieben?“ unterbrach eine der naheſtehenden Damen das Gespräch der beiden Männer, indem sie sich an Don Loncio wandte. „Leonora will mir glauben machen, die Liebe kenne keinen Unterschied weder des Standes noch der Farbe. Sind das nicht ganz verwerfliche Grundsätze?“

„Allerdings;“ antwortete Loncio; „und die schöne Prophetin der Liebe würde bald genug erfahren müssen, wie falsch diese Menschen sind, so falsch wie ihre Haut.“

„Aber er hat heiße Augen und einen Mund zum Küssen!“ sprach Leonora eifrig dagegen. „O ich möchte den jungen Löwen schon in Rosenketten legen!“ —

Padre Jose stand unterdeß in tiefem Gespräch mit einem reichgeschmückten Herrn. „Mein Wort zum Pfand, ich gewinne den Tollkopf unsrer Sache!“ sagte er im Tone höchster Gewißheit. „Er ist heißblütig und unternehmend, zwei Eigenschaften, die schwer genug wiegen, um seine Theilnahme wünschen zu lassen. Was bleibt ihm auch übrig noch? Als Farbiger, wenn auch vor der Welt von gutem Adel, ist er unsern stolzen Sennores verhaßt und Don Pezuela — sahen Sie nicht, wie er den Tollkühnen mit seinem Flammenblick durchbohrte? Ich

hab' ihn durchschaut und glaube nicht an einen Irrthum. Jener Handkuß hat einen Brand geschürt, den alle Wogen des stillen Oceans nicht zu löschen vermögen. Per Dios! Der Tollkopf ist der Unsrige!"

„Und sind Sie versichert," antwortete der Andere bedenklich, „daß er unsre wohlüberlegten Plane durch Unbesonnenheit nicht über den Haufen wirft? Oder daß er wohl gar, wenn das Werk gelungen, ihm ein andres Ziel anweist, als wir ihm vorgesteckt? Man flüsterte sich zu, daß er im vertrauten Umgang mit jenem Rebellengeneral San Martin gelebt."

„Don Martinez!" entgegnete de Padre mit ruhiger Ueberlegenheit. „Ein kluger Meister weiß, ob er das Werkzeug, nachdem sein Bau vollendet, noch benutzen kann, oder ob er es wegwerfen muß. Don Ramiro de Fuerte ist ein Werkzeug in unsrer Hand." —

Ramiro selbst ahnte nicht, daß er schon lange der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit gewesen, so sehr war er noch immer versunken im Anschau'n der hohen Frau, die mit unendlicher Anmuth sich bewegte; er beneidete die Glücklichen um jedes Wort, das die Herrliche zu ihnen sprach; er drängte sich in Josefinens Nähe, um einen Blick ihres Auges, einen Laut ihres Mundes zu haschen, wie die Blume

das Haupt nach dem beseligenden Lichte drängt; aber sie schien ihm geflissentlich auszuweichen, seine Nähe zu fürchten.

Unter'm rauschenden Sturme der Musik zog sich endlich der Vicekönig in seine Gemächer zurück; die Sennores waren beseligt von der Huld des Fürsten und verließen nach und nach die glanzvollen Räume. Als Josefina verschwunden, fühlte sich Ramiro wieder fremd und verlassen und er eilte, der peinlichen Umgebung zu entfliehen.

Die dunkle, südlich milde Nacht nahm ihn auf; schon hatte er die Schwellen des königlichen Palastes hinter sich und der Hufschlag seines Rosses hallte vernehmlich durch die breiten Straßen der prächtigen Vorstädte Lima's, als er Schritte hinter sich vernahm. Seine Hand griff nach dem Dolche, denn räuberische Anfälle gehörten in der großen, volkreichen Stadt nicht zu den Seltenheiten; die verdächtigen Schritte aber verhallten und aus Ramiro's Seele schwand jede Besorgniß, um so mehr, als sein Geist mit ganz andern Bildern beschäftigt war. Jetzt ritt er durch die dichten, duftenden Alleen von Citronen- und Orangenbäumen, die die Stadt in einen saftig grünen Kranz schlossen. Ein Schuß unterbrach die tiefe Stille der Nacht, zugleich fühlte er einen stechenden Schmerz in der Schulter und

das Blut warm über Bruſt und Rücken rinnen. Auf's Unangenehmſte aus ſeinen Träumereien geriſſen, wandte er ſich und gewahrte zwei Männer mit einander ringend; jetzt hatte der Eine obgeſiegt, der Andere entwand ſich ſeinem Gegner und entfloh in das Gebüſch. Ramiro ſtand mit entblößtem Degen, ungewiß, ob er ſeinem Feinde oder einem Freunde gegenüberſtehe. „Fürchten Sie nichts, Sennor;“ ſagte der Sieger, aus deſſen Stimme Jener den Padre Joſe erkannte. „Sie hatten's auf Ihr Leben abgeſeh'n, welches zu retten mir das Glück zu Theil geworden iſt. Ich ahnte wohl, daß man Arges gegen Sie im Sinne hatte und folgte Ihnen, unerkannt von Ihnen und Ihrem Verfolger. Meine Hand hinderte ihn noch zu rechter Zeit am Zielen und ſo hoff' ich, daß der Schuß wirkungslos genug geweſen. Warum aber auch ſo ſorglos in dunkler Nacht? Haben Sie vergeſſen, daß ſie in Lima ſind und daß Sie der Freunde weniger zählen, denn der Feinde?“

„Eine bittere Wahrheit, wie ich allmählich erkennen lerne!“ entgegnete Ramiro düſter. „Ihnen aber dank' ich, Sennor Joſe, weniger dieſes armen Lebens willen, das Sie gerettet, als darum, daß Sie mir gezeigt, daß noch Menſchen leben, die mir freundlich ſind.“

„Seien Sie auch nicht ungerecht, junger Mann!“ sprach Jose mit leisem Vorwurf. „Wohl leben Ihnen noch Freunde, edel und mächtig, die nicht richten nach der Farbe des Antlitzes, sondern nach dem Geist, der aus Ihrem Auge glüht. Sie lieben Sie, Sennor, ja, sie achten Sie hoch!“

„Scherzen Sie nicht, Padre;“ erwiederte Ramiro, trüb lächelnd; „was hab' ich gethan, mich ihrer Achtung werth zu machen? Arm und ruhmlos steh' ich hier, eine Waise in der großen Stadt, in dem Lande, das mich gebar und das mich nun kalt und mitleidslos von seinem Busen stößt. Wohl hat mein Name einen Klang, einen hellen Klang, der aber trüb geworden ist durch die Prüfung des Schicksals. Ich habe nichts gethan, mir den Haß zu verdienen, mit dem mich die stolzen Sennores verfolgen; womit aber hab' ich Ihre Achtung mir errungen? Ich liebe mein Vaterland und bin bereit, für sein Heil zu bluten und zu sterben; das ist mein ganzes Verdienst.“

Genug, um alle Edlen zu gewinnen!“ rief Jose feurig. „Glauben Sie mir, die Zeit birgt große Dinge in ihrem Schooße; drohende Wolken ziehen zusammen, die verderbenschleudernd sich entladen werden. Da thut es Noth, daß die edlen, kräftigen, die wahren Freunde des Vaterlandes sich

suchen und finden, daß der junge Aar seine Kraft erprobt, um einst den Ruhm seines Volks zur Sonne emporzutragen. Und haben Sie die ritterlichen Sporen nicht gewonnen unter den Fahnen eines großen Feldherrn?"

„Herr!" fuhr Ramiro betroffen auf.

„Ich tadle nicht, daß Sie für eine Sache gefochten, die Ihnen unter den waltenden Verhältnissen schwerlich Kränze des Ruhms ernten würden;" sprach Jose ruhig weiter. — „Allein ich vergaß, zu fragen, ob des Banditen Kugel getroffen," lenkte er ein. „Ich bin nicht unerfahren in der edlen Heilkunst."

„Ich hoffe, es ist nichts, als eine Wunde, die die Natur am besten heilen wird," entgegnete Ramiro. „Nehmen Sie nochmals meinen Dank. Vorsicht wird mich weiser machen."

„Hören Sie mich, Sennor!" hielt Jose den Jüngling auf. „Haben Sie nicht eine Mutter, die Sie liebt? Warum wollen Sie die Seele der Zärtlichen mit Sorge füllen? Jeder Tropfen Bluts, den Sie vergossen, wird ihr eine Thräne kosten; sie wird Schmerz mit Ihnen empfinden und ihre Nächte wird die Ruhe fliehen, bis Sie genesen. Vertrauen Sie sich mir; ich hab' Ihnen gute Pflege zugedacht

und meiner Hand soll es bald gelingen, die Wunde zu schließen."

Ramiro schüttelte das Haupt. „Und die Angst der Guten bedenken Sie nicht," sprach er, „wenn ich nicht zurückkomme zur versprochenen Zeit? Diesen Schmerz wird sie ertragen, denn sie ist ja die Tochter eines Helden und sie würde mich pflegen mit liebender Hand."

„Habe bedacht, mein junger Freund, und werde auch dafür sorgen," antwortete der Jesuit. „Einige Zeilen von Ihnen, die ich selbst überbringen will, werden sie beruhigen. Soll sie in ihren Träumen ewig und immer das Haupt des geliebten Sohnes von Mörderhänden bedroht sehen? O ihr Kummer würde ohne Ende seyn."

„Sie haben Recht, Padre," sprach Ramiro nach kurzem Besinnen. „Wohlan, ich folg' Ihnen, vertrauensvoll, als dem Retter meines Lebens." —

2.

Ramiro erwachte aus tiefem, unruhigem Schlummer; das Wundfieber hielt ihn noch gefangen und wirre Phantasieen stiegen in seiner Seele auf und nieder. Er öffnete die Augen und sah sich befremdet um in den ihm wohlbekannten Räumen. Die Sonne flammte hoch am Himmel und warf ihre

Strahlen durch die rothseidnen Gardinen in das freundliche Gemach. Ein schwarzes Gesicht beugte sich über ihn, freundlich grinsend und ihn anlachend mit den häßlichen dicken Lippen. „Massa lange geschlafen," sprach die Negerin in verdorbenem Spanisch. „Arme Inez hat lange wachen müssen und hat große Angst gehabt um Massa. Hat's aber gerne gethan, bei der heiligen Jungfrau, hat's gerne gethan. Inez liebt Palmyra und liebt darum auch Massa."

„Wo bin ich?" fragte der Jüngling verwundert; denn aus seinem Gedächtniß war jener ganze Vorfall mit seinen Folgen verschwunden. Die Schwarze lächelte geheimnißvoll und legte den Finger auf den Mund. „Nichts sagen, Massa!" warnte sie. „Der gute Vater Jose hat verboten, zu sprechen. Wird Massa schaden Sprechen, hat er gesagt, wird aber bald kommen, Dich besuchen."

Ramiro schloß die Augen wieder und allmälig schwand der Schleier, der seinen Geist umflorte; seine Verwundung, seine Rettung durch den Pater Jose und seine Ankunft in dem fremden Hause kehrten in sein Bewußtseyn zurück. Wer aber war jene Palmyra, deren die Afrikanerin so geheimnißvoll gedacht, und in welcher Beziehung stand sie zu dem Jesuiten? Er sann vergeblich auf die Lö-

sung dieses Räthsels. „Inez!“ rief eine glockenhelle Stimme und die Negerin hemmte den Fluß ihrer Rede und folgte gehorsam dem Ruf. Der Ton jener Stimme drang dem Jüngling wohlthuend und schmeichelnd an's Herz; er erhob sich bald von seinem Lager und sah das flatternde, luftige Gewand einer schönen, schlanken Mädchengestalt, die in einem Nebengemach verschwand. Ramiro glaubte zu träumen und hielt die wunderherrliche Erscheinung, die ihm vorübergezogen war wie ein Traum, für ein Gebilde seiner Phantasie. Sein Herz fühlte sich beunruhigt, er sehnte sich nach der Wiederkunft des holden Geschöpfes und schloß die Augen, um das süße Mädchenbild festzuhalten in seiner Seele. Wie ein himmlischer Strahl drang es ihm plötzlich durch die geschlossenen Augen in die Brust; es war jene magische Wirkung, die das Menschenauge auf den Schlummernden ausübt. Ramiro sah auf und vor ihm stand das Bild seines Traums in der vollen Glorie seiner Schönheit, lächelnd mit dem feingeschnittenen Rosenmund, mit den schalkhaften Augen, die schwarzen Locken niederwallend auf die blendenden Schultern. Nicht schüchtern floh sie, als der Jüngling sie anstaunte mit flammendem Blick und überließ ihm willig die Hand, die er ergriffen, um sich von

der Wirklichkeit der zauberhaften Erscheinung zu überzeugen. „Wie nennst Du Dich, schönes Mädchen?“ fragte er schmeichelnd.

„Ich heiße Palmyra,“ antwortete sie und schaute ihn an mit den großen dunklen Augen.

„Hast Du nur einen Namen wie die Engel?“ fuhr Ramiro fort. „Was frag' ich auch nach Namen bei Dir, deren Schönheit Namen nicht nennen! Ich will Dir den Namen des Morgenroths geben, denn Du bist mir ein strahlendes Morgenroth nach einer Nacht viel düsterer Träume.“

Palmyra lächelte verwundert. „Sind Sie fremd in Lima, Herr?“ fragte sie, halb zweifelnd.

„So fremd, daß ich nur ein Antlitz kenne, das mit Dir um den Preis der Schönheit und Anmuth ringen dürfte!“

„Und jenes Antlitz lieben Sie und werden ihm treulos, indem Sie dem meinigen schmeicheln!“ entgegnete das Mädchen fast traurig. „Meineidige Männer, die ihr jede Blume pflücken wollt, so ihr an eurem Wege findet! Wissen Sie auch, daß der Mann, den ich so recht von Herzen lieben sollte, nur mein Bild in seiner Brust tragen dürfte?“

„Und füllt Dein Bild die ganze Seele nicht?“ unterbrach Ramiro feurig. „Jenes Antlitz gehört einem Engel an, der meine Jugend mir mit Rosen

der Freude kränzte. Seh'n Sie die Sonne dort am unendlichen Himmel! So ist das Weib, das ich verehre, zu hoch und herrlich für irdische Wünsche."

Und dennoch wandelt sie unter den Lebenden?" fragte Palmyra, ungläubig das schöne Lockenhaupt schüttelnd.

„Glaubst Du nicht an eine Liebe, die nicht trachtet nach des Leibes Umfangen, die selig ist im Anschau'n, selig in sich selbst, ewig, unsterblich, wie der Himmel? Sie ist ein Hauch Gottes, klar und ungetrübt durch die Sünde."

„Können Menschen also lieben?" fragte Palmyra befangen. „Ich seh' eine Blume und sie entzückt mich durch Farbenpracht und Duft: da reiß' ich sie von ihrer Wurzel und berausche mich in ihrem Reiz, bis sie das Leben ausgehaucht unter meinen Küssen. Das ist das warme, glühende Leben der Liebe; jene bleiche Sehnsucht aber ist ihr Traum."

„Und windet der Traum denn nicht buntere Kränze, als das Leben? Laß mir den Traum, der mich umfängt mit seinem holden Reiz und nimm das Leben, das mit den Rosen Dir auch der Dornen viel in die Locken drückt!"

„Soll ich die Rosen verschmähen, die lusterglühenden, weil ich die verwundenden Dornen fürchte?"

„Haſt Du ſchon geliebt?“ fragte Ramiro.

Palmyra erröthete, verwirrt durch die plötzliche Frage. „Und wenn ich Dir „„„Nein!““ antworte?“ flüſterte ſie.

„Du haſt nicht geliebt und dennoch willſt Du den keuſchen Schleier des Geheimniſſes der Liebe enthüllen?“ rief der Jüngling. „Süßes, wunderbares Weſen, aus welchem Stoff hat Natur Dein Herz geformt? Es muß ein Brunnen ſeyn unendlicher, unverſiegbarer Liebe, und wäre das Siegel nicht gelöſt und Ahnung nur wär' es, was Deine Lippen verkünden?“

„Herr, Padre Joſe hat Ihnen Ruhe geboten,“ brach Palmyra verwirrt das Geſpräch ab.

„Willſt Du mir nicht die Räthſel löſen, die einer Zauberin gleich Dich umgeben?“ fuhr Ramiro fort.

„Padre Joſe wird es, wenn er es für gut findet,“ antwortete das Mädchen ausweichend. „Die heilige Jungfrau ſei mit Dir und laſſe Dich bald geneſen!“ Palmyra ging; ihre kleine Lilienhand berührte leiſe, wie ſegnend, ſeine Stirne. Die Negerin trat wieder an ſein Lager und wehte mit einem Pfauenſchweif ſeinem Antlitz Kühlung zu. Umſonſt ſtrebte er, das ſchöne Mädchen zu vergeſſen. „Sage mir, wer iſt Palmyra?“ fragte er die um

ihn beschäftigte Schwarze. „Palmyra liebt Massa!“ flüsterte Inez listig. So überraschend und lockend ihm auch diese Eröffnung war, so fühlte er sich dennoch nicht befriedigt und wünschte mit Sehnsucht den Arzt herbei. Padre Jose erschien bald und erkundigte sich theilnehmend nach dem Befinden des Kranken, verband ihm seine Wunde neu und sagte ihm, daß er die Mutter über den Grund seines Ausbleibens beruhigt. Ramiro dankte ihm mit warmen Worten. „Nun aber sagen Sie mir, Senor, wo ich mich befinde;“ fuhr er drängend fort. „Wer ist die Jungfrau, die in diesen Räumen waltet? Sie hat mich an Sie gewiesen mit meiner Frage. Von Ihnen soll ich Lösung des schönen Räthsels erhalten.“

„Sie haben Palmyra gesehen?“ fragte der Jesuit. „Warum aber wollen Sie den Zauber des Geheimnisses mit ungestümer Hand zerstören? Lieben Sie Palmyra, so ist der Name ein leerer Schall, der kein Sonnenstäubchen wiegt in der Wage der Liebe. Ist's doch nicht der Name, den sie lieben, sondern ihr holdes Selbst, dem Sie einen Namen leihen dürfen, wie das Herz es Ihnen gebietet. Es war ihr Auge, ihr Blick, ihr Mund, ihre Rede, ihre seidne Lockenfluth, ihre Gestalt, die Ihr Herz entflammten, und müssen Sie einen Namen haben,

um dies Alles in ein holdes Bild zu fassen? Müssen Sie den kennen, der dies Alles aus dem Schooße der Natur hervorgerufen? Genügt's Ihnen nicht, zu wissen, daß sie dem Himmel, einem Himmel der Liebe entsprossen ist? Dann erfinden Sie ein Märchen ihres Ursprungs. Glauben Sie, sie sei den Fluthen des Meeres entstiegen, wie jene Göttin der Liebe, von der die Dichter träumen."

„Wohl könnt' ich das," sagte Ramiro, „und doch streb' ich nach dem armen Wort, das all' den Zauber vielleicht vernichtet. Erkennt die Natur des Menschen in mir an. Er sehnt sich nach der Lösung seines Lebensräthsels und möchte dann zurückzaubern die Schleier, mit denen die weise Vorsehung sein Geschick umgeben."

„Palmyra ist die Tochter eines Mannes, der mein Freund war," entgegnete Jose; „er ruht unter dem kühlen Rasen und hat die Tochter sterbend meinem Schutz empfohlen. Das sei Ihnen genug; vielleicht kommt die Zeit, wo der letzte Rest des Geheimnisses sich lösen wird. Ich zürne nicht um Ihrer Liebe willen; weiß ich doch ein warmes Jünglingsherz zu schätzen, und ehe das Alter diese Locken bleichte, gab es eine Zeit, wo die Liebe mich auf Rosen bettete. In dieser Brust hat es geflammt, wie die Gluth eines Vulkans, aber die heilige Kir-

che, der ich mich weihte, beschwichtigte den Sturm. Fassen Sie Vertrauen zu mir, mein junger Freund. Suchen Sie das Glück in Palmyra's Armen? Sie werden bereit seyn, Sie zu umfangen; denn Palmyra liebt Sie mit aller Gluth der Leidenschaft. Lebt aber ein anderes Bild in Ihrer Seele, so begraben Sie die Hoffnung nicht; Palmyra's Herz mag dann brechen, ihres Lebens Blüthe sinken."

„Was meinen Sie?" fragte Ramiro betroffen.

„Sah ich nicht Ihr Auge flammen, als Josefine an des Gatten Seite in die Mitte der stolzen Sennores trat?" antwortete Jose vertraulich. „Sah ich nicht ihre Hand zittern, als Sie unbesonnen genug sie an die Lippen drückten; sah ich ihr Antlitz nicht in Purpur glühen, als dieser Kuß ihr durch die Haud in's Herz brannte? Hab' ich nicht geseh'n, wie Don Pezuela's Blick Ihnen Verderben schwur?"

„Ja, ich liebe Josefina!" erwiederte der Jüngling. „Aber unsre Liebe ist eine heilige, die reinste Gottesflamme, brennend auf dem Altar der Anbetung. Sie trachtet nicht nach irdischem Besitz und darum ist sie ewig, unvergänglich."

„Schwärmer!" sprach Jose lächelnd. „Wollen Sie mir ganz vertrauen, so erzählen Sie, wo und

wann die schöne Königin Ihren Lebensweg durchkreuzte."

„Es war die Rosenzeit meiner Jugend!" seufzte Ramiro. „Meines Vaters Name prangte noch glanzvoll auf der goldnen Tafel der Helden und seine Klarheit war noch ungetrübt von dem Hauche böser Menschen. Ich zählte siebzehn Jahre kaum, die ich durchlebt in unbeschränkter Jugendzeit. Don Juan de Mendoza war meines Vaters Freund, sein Gespiele von frühester Kindheit an. Der hatte eine Tochter, schön und hold, wie die Maienrose, wenn sie kaum der Morgen wach geküßt mit seinem Thau. Fünfzehn Frühlinge hatte sie geseh'n und hieß Josefine. Wie ungestüm klopfte mein Herz, als meine Augen sie zum ersten Mal erblickten, wie heiß fühlt' ich das Blut mir nach den Wangen steigen, ein ganzer unbekannter Frühling schien vor mir aufzublüh'n, ich faltete meine Hände, wie vor einer Heiligen. O ich ahnte nicht, daß der Väter Wunsch einen Bund unsrer Herzen wollte; aber mein eignes Verlangen trieb mich in Josefinens Nähe. Sie hatte Gewalt über mein Seyn und Leben; sie hielt mich gefangen mit ihren Augen. So vergingen Tage und Wochen; wir sahen uns oft und öfter und wandelten nicht selten einsam durch die duftenden Orangenhaine, die zwischen den Besitzungen unsrer

Väter lagen; bald plauderten wir in holder Unschuld, bald schwärmte sie im Anschau'n der herrlichen Natur und klatschte vor Entzücken in die kleinen Hände und ihr reicher Geist erschloß mir einen tiefen Schacht unheiliger Poesie voll funkelnden Edelgesteins und bunten phantastischen Lebens. Was ich einst dunkel geahnt, das ward mir nun offenbar in seiner göttlichen Klarheit; vor mir lag ein lieblich reizendes Bild und der Schleier, der es bisher meinem Blick verborgen, schwand vor dem Hauch ihres Mundes. — Hand in Hand standen wir einst versunken in die herrlichste Naturpracht. Die Wellen eines kleinen Sees spielten und kräuselten sich und Schwäne durchschnitten die Fluth; blühende Fruchtbäume umschlangen die Ufer mit einem saftigen Kranze und Blumen mit brennenden Farben spiegelten sich in dem lichtblauen Gewässer. Ueber diesem friedseligen Landschaftsbilde wölbte sich der Himmel in seiner tiefen Klarheit und die Umrisse der Anden ragten, in violette Tinten gedaucht, in den Horizont empor. Josefina lehnte das schöne Lockenhaupt an meine Schulter, selbstvergessen, in süßer Träumerei befangen. Ich sah ihr innig in die herrlichen Augen und hauchte schüchtern einen Kuß, den ersten, ihr auf die Lilienstirne. Purpur übergoß ihr Antlitz, sie wehrte mich zürnend ab und ich stand

ihr gegenüber, die Hände faltend, um Vergebung flehend. „Vergieb mir, Josefina!“ flüsterte ich und mit einer Thräne in dem großen Auge sprach sie weich und mit zartem Vorwurf: „Ramiro, was hast Du gethan!“ Und wie um die Rosen ihrer Wangen zu verbergen, sank sie mir an die Brust und ich fühlte ihr Herz klopfen an dem meinen und das Entzücken wollte mir die Adern sprengen. Dann schlug sie die unschuldsvollen Augen zu mir auf, faßte meine beiden Hände und sprach bittend: „Ramiro, zürne mir nicht!“ — Eher dem Himmel zürnen, sprach ich, der Dich so hold und schön geschaffen! So möcht' ich Dich ewig umfassen und halten und möchte die Seele Dir aus den Augen küssen und sie Dir wieder einhauchen durch den Mund und so mit Dir Eins seyn ewig und immer! — „Was ist das?“ fragte sie mit der Unbefangenheit der Unschuld. — Das muß Liebe seyn, die die Dichter besingen in ihren Liedern. — „Ja, das muß Liebe seyn!“ rief Josefina freudig. „Und sieh, Ramiro, so ist mir's auch gewesen immerdar, so lang ich Dich kenne, seit ich Dich geseh'n und dann — „Liebst Du mich?“ — Von Herzen! — „Mit meiner Seele!“ Wir feierten den seligsten Traum der Liebe. — „Und warum haben wir's uns nicht längst gesagt?“ — Warum? — „Weil sich meine

Liebe nicht in Worte faſſen ließ." — Weil Du mir zu erhaben dünkteſt für irdiſche Liebe. — „Böſer!" — Geliebte, Braut! — „Deine Braut? — Herr, das war die ſelige Stunde, die meines Herzens ſchlummernde Roſe entfaltete. „Ach, ſie war bald abgeblüht und ſank entblättert unter der Hand der Menſchen. Um dieſe Zeit war es, daß das Unglückſelige ſich mit meinem Vater begab. Don Mendoza zog ſich ſtolz und zürnend zurück; ich durfte Joſefina nicht mehr ſeh'n und weite Länder trennten uns bald. Der träumeriſche Knabe wurde im Sturme des Lebens, ich war zu Thaten gereift und ertrug die Nachricht von Joſefinens Vermählung wie ein Mann; aber jene zarte, innige Liebe blühte fort in meinem Herzen, ein ſüßes Alpenveilchen auf ſteiler Klippe."

„Und Sie haben entſagt?" fragte Joſe.

„Ich gehorchte der Nothwendigkeit!" antwortete Ramiro. „Verlor Joſefina in meinem Herzen doch nichts an ihrem Glanze und unſichtbar umſchwebte mich ihr Genius, ein ſchützender Engel in Gefahr und Noth. Nun hab' ich ſie wieder geſeh'n von Angeſicht und mein Ziel iſt erreicht."

„Sie ſind genügſam, mein junger Freund;" entgegnete der Pater nicht ohne Spott. „Wird aber Joſefina nicht mehr von Ihnen erwarten? In

einsamen Stunden wohl, im Dunkel der Nacht, steht sie am Fenster und lauscht hinaus, ob sie Ihren leisen Schritt nicht entdecke, ob sie Ihre Stimme nicht höre, die ihren Namen flüstert und um einen Kuß von ihrem Munde bittet. Wenn es dann nur der Wind ist, der durch die Blätter säuselt und sie vergebens harrt auf Ihr Kommen, wird sie dann nicht zürnen über den blöden Jüngling —"

„Halten Sie ein!" unterbrach ihn Ramiro heftig. „Schmähen Sie jenen Engel nicht, damit ich Sie nicht hassen muß! Weiß ich doch, Du Reine, daß keine sündige Begier in Deinem Busen keimt, daß Deine Seele ein Krystall ist, den der leiseste Hauch trüben kann, der aber immer wieder strahlt in seiner heiligsten Klarheit!"

„Ich meint' es gut mit Ihnen!" brach Jose ab. „Indeß, wie Sie wollen — Noch einen Tag der Ruhe und Ihre Wunde ist geschlossen. Wenn Sie genesen, stell' ich Sie jenen Männern vor, die das Edelste wollen, geschieht es auch noch verborgen vor den Augen der Welt. Ich hoffe, mich nicht in Ihnen getäuscht zu haben."

Der Jesuit verließ den Jüngling, der sich erschöpft und unruhig auf sein Lager zurückkehrte. „Trotze nur, du junge Eiche!" sprach Jose zu sich selbst. „An Palmyra's Liebreiz soll das Schifflein

Deiner Treue scheitern; ich müßte ja ihr glühendes Aug', ihr schmeichelndes Wort nicht kennen und dieses Mannes Herz müßte aus härterem Metall, denn aus Stahl, gebildet seyn!" —

3.

Seit der Entdeckung Amerika's gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis zu der Unabhängigkeitserklärung von dreizehn englisch-nordamerikanischen Provinzen stand der ganze große und reiche Welttheil mit all' seinen Inseln unter europäischer Oberherrschaft. Unermeßliche Blutströme waren vergossen worden, ehe die junge Welt den stolzen, starren Nacken unter das ihr aufgezwungene Joch beugen lernte. Entmenschte Habsucht hatte ihr Füllhorn voll Ungerechtigkeit, Verbrechen und Grausamkeit über das arme Land ausgeschüttet und ihm seinen seligen Wälderfrieden geraubt, seine Unschuld geschändet, es zu einer feilen Metze gemacht, preisgegeben jedem Abenteurer, jedem Gebranntmarkten, den das Mutterland mit Abscheu ausgestoßen. Nirgends mehr wurde der Mensch, der Gott der Erde, mehr entwürdigt, nirgends mehr mit allem Heiligen Spott getrieben, als hier, auf dem Tummelplatze des Ehrgeizes, der Herrschsucht. Aber das Schicksal rächte sich auf furchtbare Weise; was die Herren

Europas mit Blut gewonnen, daß mußten sie blutend lassen; die unterdrückte Menschheit erhob zur Rache das Haupt und legte es nicht eher zur Ruhe, bis es gelungen war, den Nacken frei zu machen von der entwürdigten Last. Nordamerika unter seinem Helden Washington machte sich zuerst frei von der Herrschaft Englands und gründete in sich einen Staatenbund, der in seiner politischen Freiheit als Muster gelten könnte für die ganze gebildete Welt. Jener ganze übrige Erdtheil sah danach hin, wie nach einem Stern der Hoffnung, der Sehnsucht, bis die Revolution in Frankreich den Damm der Tyrannei durchbrach und sich nach allen Enden der Welt ergoß, die Gemüther entflammend, Menschenrecht und Menschengleichheit predigend. Da ward die Sehnsucht zum bewußten Thatendrang und die Hoffnung winkte zur Entfaltung einer schönen Wirklichkeit. Die Neger St. Domingos pflanzten zuerst das Panier der Freiheit und Gleichheit auf; sie hatten die Schmach vieler Menschenalter, eines ganzen großen Volkes zu rächen und sie thaten es mit der entsetzlichen Wuth eines Sclaven, der die Kette gebrochen. Selbst Napoleons eiserner Wille vermochte nicht den überbrausenden Strom zu bändigen und Frankreich sah sich gezwungen, das Recht der Gleichheit aller farbigen Menschen, einen selbstständ-

digen Staat anzuerkennen. Das spanische und portugiesische Südamerika folgte dem glorreichen Beispiele; zuerst Buenos Ayres, dann Mexiko, das seit seiner Entdeckung so unendlich geduldet, Caraccas, Venezuela und Neu-Granada. Bolivar, der Mann der kühnen That, bemächtigte sich hier der Zügel der Begebenheiten und handelte energisch und in großartigem Geiste gegen die Bestrebungen Spaniens, sich die reiche Provinz wiederzugewinnen, und gegen die Machinationen der spanischen Geschäftsträger; er ward Generalcapitain der vereinten Truppen von Venezuela und Neu-Granada und schlug die Royalisten in mehreren großen Siegen auf's Haupt, wodurch dem jungen Staat, der unter dem Namen Columbia jene beiden Republiken umfaßte, die Unabhängigkeit gesichert wurde. Bolivar, dem die Dankbarkeit seiner Mitbürger den Beinamen des Befreiers verliehen, dehnte seinen großherzigen Befreiungsplane auch auf die noch unter spanischer Herrschaft seufzenden Nachbarstaaten aus und war gerne bereit, seinen Geist und seinen Arm ihrer Sache zu leihen. Chile hatte bereits im Jahre 1810 die Fahne der Freiheit aufgepflanzt; Meinungsverschiedenheit und Parteienkampf hinderten aber das fröhliche Wachsthum des sprossenden Baumes. Die alten Verhältnisse waren bald wieder hergestellt und

erst 1817 gelang es dem General San Martin nach einem großen Siege, eine neue Staatsverfassung zu begründen. Ein Vertrag zwischen Columbia und Chile wollte auch das benachbarte Peru der himmelsmächtig aufstrebenden Freiheit gewinnen. Peru's holdsegnende Berge und Ströme hatten seit der Entdeckung der neuen Welt die Habsucht der fremden Erobrer gereizt und darum war es von je ein blutrauchender Herd der Grausamkeit gewesen. Das wildkräftige Urvolk wurde durch die fluchwürdige Treulosigkeit der Pizarro's unter das Joch gebeugt, seine edelste Blüthe gemordet, zur Sklaverei erniedrigt und der Ueberrest in das rauhe Gebirge zurückgetrieben. Die Spanier durchgruben nicht nur die Brust der Gebirge, um sich ihrer Schätze zu bemächtigen, sondern sie folterten auch die armen Eingebornen bis zum Tode, den Ort zu verrathen, wo nach der Sage die unermeßlichen Reichthümer jener gemordeten Inka's verborgen liegen sollten. So war das gemißhandelte Land erschlafft an Leib und Seele unter der Fessel entsetzlicher Tyrannei; sein Reichthum war erschöpft, seine tropische Pracht zerstört, Sittenlosigkeit entnervte die edelsten Jünglinge und Männer. Ein kleiner Theil der Ureinwohner hatte sich in die unzugänglichsten Wälder geflüchtet und lebte dort ein patriarchalisches Stillleben. Wagte

ein kühner Häuptling, die Nacht seiner Urwälder zu verlassen und seine Unterdrücker die Hand der Vergeltung fühlen zu lassen, so wiesen ihn die spanischen Grenzwachen alsbald nachdrücklichst zurück und ein kühn ausgeführter Handstreich mußte fast immer mit Blut bezahlt werden. Die übrigen Eingebornen, wie ihre Leidensgenossen, die Neger, waren meist Sklaven; die sogenannten freien Indianer fühlten den Druck der Machthaber fast stärker noch, als ihre unfreien Brüder. Waren auch die Mischlinge endlich scheinbar frei und unabhängig und erfreuten sich zum Theil der Achtung der Weißen und galten als politisch todt; mochten auch all diese Theile der Gesellschaft unter der Ruthe seufzen und knirschen, so galten doch nur zwei Parteien für politisch bedeutsam: die Abkömmlinge jener Europäer, die einst das Land sich erobert, nun ganz zu Amerikanern geworden, und die eingewanderten Spanier, deren Heimath noch drüben über'm Weltmeere lag. Der Stolz und die vermeinten Rechtsansprüche der Erstern und die Anmaßung der Letztern waren die sich gegen einander bewegenden Hebel, zum Glücke des Landes sich gegenseitig in einem gewissen Gleichgewichte haltend. — Alle Sittenlosigkeit des großen Reichs aber schien sich in seiner Hauptstadt Lima zusammengedrängt zu haben. Weibliche Zucht war zur Seltenheit geworden

und weibliche Würde und Anmuth ward durch die Schamlosigkeit der Tausende von Freudenmädchen entweiht, die an der Seite ihrer Maricone's öffentlich umherwandelten. Diese Maricone's, meist Farbige, liebten es, sich halb als Weiber zu kleiden, und die Verderbniß war so weit gedrungen, daß Frauen aus den höchsten Ständen zierlich gekleidete Männer mit dem Worte: mio maricone! als mit einem Schmeichelnamen anredeten. Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß lange Zeit jeder Sinn für eine höhere Idee zu schlummern schien. — Ein Geistlicher, der Pater Muguecas, suchte zuerst eine Umwälzung zu erregen und schleuderte flammende Blitze in die Nacht der entnervten geistesmatten Verderbniß. Der kleine Haufe aber, der sich aus den Bessern des Volks um ihn geschaart, ward halb zerstreut, der kühne Pater selbst gefangen und hingerichtet. Seitdem lagerte eine trübe Stille über dem Land. Die Royalisten jubelten über den vermeintlichen Sieg ihres Princips; die Republikaner glaubten die Zeit noch nicht reif zur Verwirklichung ihrer Idee und die Aengstlichern unter ihnen scheuten die eiserne Strenge des Vicekönigs, der mit scharfem Blick alle Bewegungen beobachtete. Da zuckte blitzartig die Nachricht durch die Ruhe der Erschlaffung, General San Martin, der Libertador Chile's, wolle mit einem Heere

an Peru's Küste landen und seine Unabhängigkeit erkämpfen. Nun begannen die Patrioten sich wieder zusammenzufinden und auf eine bessere Zukunft zu hoffen und der Vicekönig war schlau genug, diese innere besorgnißerregende Bewegung nicht sehen zu wollen, konnte er sich nur im Geheimen der Handlung bemächtigen. Darum ließ er die Verdächtigen ungekränkt und begnügte sich, sie mit scharfem Auge zu beobachten, um sie, sobald sie handelnd auftreten würden, in Fesseln zu schlagen. Er hatte Hülfe von Spanien begehrt, um desto energischer und durch äußere Macht gesichert, auftreten zu können.

Indessen mischte sich noch ein anderes Element in die reine Flamme heiliger Vaterlandsbegeisterung der Patrioten und vermählte sich so eng mit deren Interessen, daß es einer durchdringenden Läuterung bedurft hätte, um das Wahre vom Falschen zu scheiden. Es existirte nämlich eine Partei, die zwar eine Losreißung vom Mutterlande wollte, jedoch nur, um eine selbstständige Monarchie zu gründen und sich selbst an ihre Spitze zu stellen. Diesen Männern war eine Hülfe von Außen nicht unwillkommen; war nur erst der Bruch geschehen, so hofften sie, mit leichter Mühe die Fremdlinge aus den Grenzen zu treiben und die einheimischen Patrioten niederzuhalten. Zu dieser Partei hatte sich der Jesuit Padre Jose gesellt und war

durch seine Verschlagenheit und Umsicht bald zu einem gewissen Ansehen unter den Revolutionsmännern gelangt. Auch er hielt an dem Wahne fest, der einmal entfesselte Strom der Umwälzung lasse sich lenken und leiten nach Gefallen und in ein Bette schmiegen, wie es Selbstsucht und Engherzigkeit zu bereiten gedachten. Er hegte von einem Umsturz der Dinge, wie er sich ihn wünschte und dachte, die blühendsten Hoffnungen für seinen Orden, dessen Ansehen in Spanien eben einen empfindlichen Stoß erlitten hatte. Also blind war er für die Richtungen und den Geist der Zeit, daß er wähnen konnte, der ringsum aufsprossende Baum der Republik werde einen monarchischen Staat von verhältnißmäßig so geringem Umfange unter seinem Schatten dulden! —

Aus diesen vermischten Elementen bestand auch die Versammlung, in welche Jose seinen Schützling unmittelbar nach dessen Genesung geführt hatte. Hohe, kühne Gestalten mit geistblitzenden Augen befanden sich darunter, nationalisirte Amerikaner, meist das republicanische Princip vertretend und mit argwöhnischen Augen die Uebrigen beobachtend, die zum Theil, in der glänzenden königlichen Uniform, sich als hohe Beamte der Armee auswiesen. Die Versammlung war stürmisch und die verschiedenen Ansichten und Meinungen wurden mit aller Heftigkeit südlicher Lei-

denschaft angegriffen und vertheidigt. Der Pater trat vermittelnd dazwischen, mahnte, nicht um Formen zu streiten und die gute Sache so in sich selbst zu vernichten. Ein Ziel sei ihnen ja vorerst gegeben: Unabhängigkeit von Spanien, Vertreibung der fremden Abenteurer; sei dies Ziel errungen, dann werde sich's zeigen, ob eine Krone, ob ein Bürgerkranz das siegende Haupt Peru's am schönsten schmücken werde; die beste Staatsform werde siegen. Man hatte die Nachricht empfangen, daß General San Martin wegen besorgter Landung der spanischen Hülfstruppen an Peru's Küste die Expedition aufzuschieben gedenke und es fragte sich nun, wie man sich während dieser Zeit verhalten wolle. Einige riethen zur Geduld, Andere gedachten, mit mehr Kühnheit als Klugheit auf eigne Hand das Werk der Befreiung zu beginnen. Das Volk, so träumten sie in fester Zuversicht, werde nicht säumen, sich unter den Fahnen der jungen Freiheit zu vereinigen. Dies führte zu einem andern Punkte, der die heftigsten Debatten veranlaßte: auf die Freiheit der Sklaven und die bürgerliche Gleichheit aller Bewohner Peru's. Der aristokratische Stolz, der die unglücklichen Sklaven nur als Geschöpfe einer dem Thiere nahestehenden Menschenklasse zu betrachten gewohnt war, empörte sich bei dem Gedanken, eben diese Sklaven nun Brüder zu nennen, mit ihnen gleich

zu stehen in allen bürgerlichen Rechten. Man nannte das Volk noch nicht reif und führte Beweise an, wo die Zügellosigkeit des entfesselten Pöbels die Blüthe der größten Thaten in ihrem Keime zerstört.

Ramiro fühlte sich zurückgestoßen von dem Wesen und Treiben der Verschworenen; sein jugendlicher Geist verabscheute alle Unentschiedenheit, nur in der Republik erkannte er die höchste, reinste Idee der besten Staatsform, und in diesem Sinne sprach er sich offen, entschieden, begeistert aus: „Ist da die Freiheit, wo noch auf einem Nacken das Joch der Knechtschaft lastet?" rief er. „Keine Gewalt gilt mehr als des Gesetzes Kraft, denn das Gesetz allein ist unser Herr! Wer die Freiheit liebt, verachtet jenes thörichte Vorurtheil vom Unterschiede des Blutes, der Farbe, denn die Freiheit umschlingt uns Alle mit einem Bande der Liebe. Ich liebe die Freiheit und darum möcht' ich gerne Jeden an die Brust drücken und ihn mit dem Bruderkuß weihen zu unserm großen Bunde. Wer das Herz des Volkes verachtet, ist nimmer würdig, für die Freiheit zu streiten. Wohl siedet es und schäumt's, aber es ist ein großes Herz, ein Edelstein, der, von Meisterhand geschliffen, die schönste Zierde seyn wird unsres Kranzes!"

Jose suchte die Heftigkeit des Jünglings zu beschwichtigen und mahnte mit warmem Worte zur Ei-

nigkeit. „Wir streben ja Alle nach nichts Anderem, als nach dem Glück unseres Vaterlandes," sprach er, „und Keiner, ich spreche es mit vollem Vertrauen aus, Keiner ist unter uns, dessen Handeln ein anderer unlauterer Zweck leitet, dessen Gesinnung nicht edel ist und groß, der nicht sein Blut geben würde uns zum Heil! Warum wollen wir uns um das Mittel streiten, die wir Alle einen Zweck verfolgen? Warum wollen wir nicht ein Körper, eine Seele bleiben, die uns Alle gleiche Gefahr umschwebt, die wir Alle entschlossen sind zu einer großen That, abzuwerfen das Joch der fremden Unterdrücker, ein Volk zu werden, frei, unabhängig, voll eigner Kraft? — Ramiro de Fuerte, ich betrachte Sie als meinen Sohn, als den Pflegling meines Herzens! Ich glaube, ich habe dies Recht an Sie erworben, und preise mich glücklich, daß ich's habe, hoff' ich ja doch, Ehr' und Freude an Ihnen zu erleben. Ich weiß, daß Ihr Sinn makellos und unverfälscht ist, daß Sie mit feuriger Seele das Beste wollen, weil Sie Ihr Vaterland lieben und sich kräftig genug fühlen, das Beste zu erstreben! Ich weiß, daß Sie mit flammendem Herzen Blut und Leben einem Bunde opfern, der mit Ihnen einen Pfad zum großen Ziele verfolgt; aber ich weiß auch, daß Ihnen die Ruhe fehlt, abzuwägen das Wahre von dem Falschen, die Theile zu sondern,

haben Sie nur das Ganze als gut erkannt. Wohlan, unser Aller Streben, fremde Tyrannei abzuschütteln, ist auch Ihr Weg; verfolgen Sie ihn mit dem Feuer des Jugendmuthes! Am Ende steht das Ziel klar und leuchtend, zwar noch von Nebeln umhüllt; aber die Nebel werden sich lösen, je näher wir ihm kommen und wir werden anbeten seine reine Glorie!" —

Die Versammlung trennte sich, ohne ein Resultat gewonnen zu haben, Jeder feindseliger Gedanken voll gegen die andere Partei. Ramiro folgte der Einladung eines der Republikaner und verließ in seiner Gesellschaft, trotz der mißbilligenden Blicke Jose's, den Ort der Zusammenkunft. Don Perez war Republikaner mit Leib und Seele; des Südens heißes Blut rollte in seinen Adern und der geringste Anlaß konnte seinen Zorn oder seine maßlose Begeisterung erwecken. Er war es, der dem Jesuiten und seinem Anhang zumeist die Spitze geboten und sich dadurch die Bewunderung der Seinen und den Haß der Gegner zugezogen hatte. Ramiro's freimüthig-entschiedene Gesinnung war mächtig genug, das Vorurtheil der Hautfarbe, von dem sich auch der Edelste nicht ganz frei zu machen vermochte, zu vernichten und ein inniges Band der Zuneigung zwischen beiden Männern zu knüpfen.

„Was sagen Sie zu diesen unsern Patrioten, Sennor?“ fragte Don Perez. „Die Thoren setzten das Leben ein, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln und schmiegen sich am Ende unter eine nicht minder schwere, selbst geflochtene Fessel. Ich habe sie durchschaut, diese Patrioten, prahlend mit Vaterlandsliebe und Begeisterung für das Große, Wahre! Eigennutz ist ihre Liebe, ihre Begeisterung, der Ehrgeiz und die Habsucht ihre Götzen, denen sie ihre Ehre zum Opfer bringen.“

„Wehe der guten Sache, wenn Sie Recht haben!“ seufzte Ramiro.

„Ja, wehe ihr, wenn die Stimme dieser Männer des Volkes Stimme wäre!“ entgegnete Don Perez. „Aber noch können wir, die wir ihr Wollen und Denken verachten, ihnen Trotz bieten; denn noch ist unsre Macht nicht schwächer, als die ihrige und das ganze Volk wird zu unserer Fahne schwören, flattert sie siegreich in den Lüften!“

„Wird aber diese unselige Spaltung nicht jede kühne That in ihrer Geburt tödten?“ fragte Ramiro. „Wird Eifersucht und Parteienkampf nicht dem gemeinsamen Feind den Sieg in die Hände spielen?“

„Mit Zuversicht glaube ich Nein darauf antworten zu dürfen!“ antwortete Don Perez. „Ihnen gebietet die Klugheit, wie uns, so lange gemeinsam

zu handeln, bis Spaniens Oberherrschaft am Boden liegt. Ist dies geschehen, so mag der Geist des Jahrhunderts für uns, mit uns in die Schranken treten! Laß sehen, ob sie seinem mächtigen Schritt zu trotzen vermögen. Padre Jose, der listige Jesuit, weiß gar wohl, daß wir der eigentliche Lebenspuls ihrer Unternehmung sind; darum sucht er zu vermitteln, wo die feindlichen Elemente sich bestreiten. Aber er glaubt, uns wegwerfen oder vernichten zu können, wenn das Werk gethan, und darin hat der schlaue Meister sich verrechnet. Glauben Sie mir, er meint es nicht redlich mit Ihnen und seine Neigung gegen Sie ist eine erheuchelte."

„Ich bin ihm Dank schuldig und Undank wär' es, wollt' ich an seinem bessern Selbst zweifeln," erwiederte Ramiro verstimmt.

„Mögen Sie niemals Ihr Vertrauen zu bereuen haben!" sagte Perez. „Vorsicht ist noch kein Mißtrauen und diese haben Sie nöthig, so wahr ich auf ein gutes Ende unsrer Unternehmung hoffe! Nicht persönlicher Haß gegen den Pater ist es," fuhr er, wärmer werdend, fort, „der mich in ihm einen Verräther an der guten Sache, an Ihrem Herzen erblicken läßt! Ich habe die Menschen kennen gelernt durch lange, bittre Erfahrungen und mein Blick ist scharf geworden, wie der Blick des Adlers. Das Princip, dem die

Gesellschaft Jesu huldigt, kann nie bestehen mit wahrer Freiheit, denn es scheut das Licht und muß es ewig scheuen, wenn es nicht zerstieben soll, wie Nebel vor der aufgehenden Sonne!" —

Jose ward von seiner Partei mit den bittersten Vorwürfen überhäuft. „Welchen Schwärmer haben Sie da wieder in unser Geheimniß eingeweiht zum Schaden unsrer Sache!" sprach Don Martinez zu ihm. „Hatten wir nicht genug zu kämpfen schon gegen all' diese heißköpfigen Republikaner und als hätten Sie es geflissentlich auf unsre Niederlage abgesehen, mußten Sie noch diesen jungen Tollkopf gegen uns in die Schranken stellen! Könnten wir sie doch Alle mit einem Schlage vernichten, die die Frucht ernten werden, die wir ausgesät, die wir pflegen mit unserm Herzblut!"

„Schelten Sie meine Klugheit nicht!" antwortete der Jesuit mit schlauem Lächeln, „die weiter sieht, als Ihr zu träumen wagt. Ramiro ist ein wildes Roß, das uns zum Ziele führt. Unsichtbar liegt die Schlinge um seinen Hals und wird sich zusammenschnüren, wenn es einen Seitensprung zu thun versucht. Er ist mein Zögling von der Stunde an, als ich ihn aus den Händen jenes gedungenen Mörders rettete, und ich bin stolz darauf. Dieser junge Degen wird mir Freude machen. Kennen Sie Palmyras

Augen nicht? O diese Augen werden seiner Freiheitsbegeisterung die Schwingen binden. In ihren Armen wird er die geträumte Republik vergessen, der starre Trotz des Jakobiners wird zerschmelzen in der Gluth der Sonne. Ein schönes Weib kann all' diese Helden der Freiheit zu Knaben machen. Die Republik gedeiht nicht auf einem Boden, den Venus Cypria sich zum Reiche auserkoren."

Auf diese Weise beschwichtigte Jose die Besorgniß der Genossen; doch nahm er sich vor, das Netz um den Zögling fester zu knüpfen und so viel als möglich seinen Umgang mit den Republikanern, die er eben so sehr haßte, als im Geheimen fürchtete, zu verhindern. —

4.

Das Landhaus, in dem Ramiro seine Genesung erwartete, lag unweit der Hauptstadt an einer reizenden Bucht, deren Fluth den prachtvollen Park küßte, aus dem das weiße, elegante Gebäude wie aus einem vollen, duftenden Blumenstrauß emporlauschte. Schattige Laubgänge führten durch den üppig schwellenden Orangenhain, dessen goldne Früchte wie Sterne aus dem Blätterdunkel leuchteten. Der Boden war von strotzendem Grün, wie von einem kostbaren Teppich bedeckt und bunte Südblumen woben die schönste Sti-

ckerei in den Schmelz der Matten. Die Aloe und die Traube wanden sich um die schlanken Stämme und bildeten schwebende Festons, auf denen goldschimmernde Vögel singend sich wiegten. Vor dem Gebäude selbst schoß ein Springbrunnen seinen Silberstrahl in die Höhe, der endlich in Millionen Perlen zersprang, wie Funken glühend im Lichte der aufgehenden Sonne. Hohe Bananen standen als treue Wächter zu beiden Seiten des Portals und reichten sich brüderlich die Hände, schlangen ihre grünenden Zweige in einander und bildeten so den anmuthigsten Laubbaldachin über der Säulenreihe des Balkons. Das Innere des freundlichen Hauses war mit der reizendsten Eleganz ausgeschmückt; verschwenderische Pracht mit lieblicher Anmuth gepaart, der Zauber des Orients über die süße Ruheseligkeit des Südens ausgegossen.

In diesen Räumen lebte und waltete Palmyra, deren Erscheinung auf unsern Freund einen so wunderbaren Eindruck machte. Palmyra war vor kurzer Zeit gekommen, man wußte nicht woher, und der Ruf ihrer Schönheit hatte wie ein Blitz in die Herzen der Männerwelt geschlagen. Man drängte sich in die Nähe der Zauberin, die mit schlauer Kunst all' ihre Anbeter in das Netz ihres Liebreizes zu verschlingen wußte. Bald war es kein Geheimniß mehr, daß das schöne Mädchen keinen ihrer Verehrer unerhört lasse; Reich-

thümer regnete es in ihren Schooß, die seligsten Stunden sinnlicher Liebe wurden mit Gold erkauft. Palmyra ward Herrin des schönen Landhauses und hielt hier einen Liebeshof, der die Gemeinheit roher Sinnlichkeit mit bunten Blumen überstreute. Sie schien ein Zaubermittel zu besitzen, ewige Jugend sich bewahren zu können; denn ihre Reize entfalteten sich in immer neuer Schönheit und keine jener abschreckenden Folgen der Ausschweifung trübte das jugendlich klare Antlitz der neuen Lais. Die hochgestellten Männer der Gesellschaft verträumten in ihren Armen die kostbare Zeit, die dem Staate gehörte. Der Name Palmyra's war allbekannt und rief ein Lächeln des Entzückens faunischer Lust auf das Antlitz der Männer, einen Zug verächtlichen Stolzes, oft auch schlecht verhehlten Neides auf das der Frauen.

Ein traulich stilles Gemach umfing heute die Zauberin. Schwere seidne Gardinen bewirkten eine süße Dämmerung in dem pracht- und geschmackvoll ausgezierten Raume, Blumenduft würzte die Luft und wie eine Königin in dem Feenschlosse saß Palmyra, in die seidnen Polster des Divans geschmiegt, im höchsten Reize ihrer Schönheit, umflossen von einem Gewand von Gaze, die dunklen perlendurchflochtnen Locken üppig niederwallend auf Schultern und Brust. Aus dem schönen Auge sprach erwartungsvolle Ungeduld;

die kleine, weiße Hand streichelte einen buntschimmernden Papagei, der sich vor ihr in seinem Ringe schaukelte; dann schlug sie in heftiger Aufregung nach dem Vogel, daß das verschüchterte Thier scheu entfloh, und sprang auf, lauschend, ob kein nahender Fußtritt zu hören sei. „Alles ruhig, wie der Tod;" sprach sie seufzend und fuhr dann nachdenklich fort: „Was es nur ist, das mein Herz so fest an sein Auge knüpft? Er scheint arm zu seyn und seine Hand bot mir noch nichts von all' den Kleinodien, mit denen die stolzen Sennores so freigebig mich überschütten. Und schüchtern bald wie ein Kind, bald stürmisch wie ein Rasender ist er in meiner Nähe. Und dennoch könnt' ich all' die mächtigen Herrn um ihn vergessen! Ob das die Liebe ist, die ich stets für einen Traum gehalten? O sein Auge hat Zaubergewalt und wenn er mich anblickt, so flammend und heiß, und leise seine Hand meine Stirne berührt, dann möcht' ich niedersinken vor ihm und bereuen mein ganzes, ganzes Leben! Ich möchte Vergebung von ihm flehen und doch ist mir, als müsse er mich dann von sich stoßen, verächtlich, mich verfluchend. Und ein höhnender Teufel grinzt mir aus all' den Reichthümern entgegen, mit denen Verschwendung mich umgeben, und mahnt mich an eine schwere Schuld. Mir ist, als müßt' ich vergehen vor Scham, wenn er all' diese Reichthümer mir

zu Füßen legte, und die Blume, mit der er meine Locken schmückt, dünkt mir kostbarer als alle Perlen der Welt. In eine ferne Einsamkeit könnt' ich mit ihm ziehen, arm und doch unendlich reich an seiner Brust. Dann gedenk' ich der Tage meiner Kindheit, wo ich mich freute mit den Blumen, wenn sie am Morgen thränenfeucht lächelnd der Sonne in's klare Antlitz schauten und ich fühle, daß ich so recht elend bin!" Sie barg weinend das Gesicht in die Kissen der Ottomane; dann sprang das heftige Mädchen wieder auf, strich sich die Locken aus dem von der Aufregung gerötheten Antlitz, nahm ein kleines Muttergottesbild aus dem Busen, küßte es und betete: „Höre mich, Maria, du reine Himmelskönigin! Ich gelobe, abzuwaschen meine Schuld in der lautern Liebe, die dies Herz zu ihm trägt, den ein guter Engel in mein Haus gesendet. Bitte für mich, Maria, Heilige!" Nahende Schritte weckten sie aus ihrer Aufregung; sie verbarg das Madonnenbild und suchte sich zu fassen. Ihre schwarze Dienerin trat durch die leise geöffnete Thüre des Gemachs. „Massa Loucio Dich will sehen und ruhen zu Deinen Füßen," sprach die Negerin mit schlauem, widerlichem Lächeln. „Viel Geschenke bringt, kostbare Geschenke, Massa."

Palmyra ward aus all' ihren Himmeln gerissen; die schnöde Wirklichkeit griff mit kalter Hand an ihr

liebewarmes Herz und das beschämende Gefühl ihrer Schuld drängte sich mit stärkerer Gewalt vor ihre Seele. „Ich will ihn nicht sehen, ich kann ihn nicht sehen, fort!“ — Die Schwarze zögerte. „Hast Du Massa vergessen, Herrin?“ sprach sie listig. „O nein! Massa ist reich! Seine Hände mit Gold gefüllt, wie die Ströme meiner Heimath; Massa schmückt Dich wie eine Königin!“

„Fort, fort!“ rief Palmyra erzürnt. „Ich befehle Dir! — Weiße den Sennor zurück; ich kann ihn nicht sprechen, ich bin krank“ — „O Gott, rette mich aus der Hand dieser Menschen!“ fuhr sie, mit sich selbst sprechend, fort. „Ich hasse ihn, ich hasse sie Alle, die um schnödes Gold die Liebe zu erkaufen meinen!“

Kopfschüttelnd hatte Inez die Gebieterin verlassen, um den Sennor abzuweisen; aber der ungestüme Liebhaber achtete nicht ihrer Worte, stieß die Schwarze heftig zurück und drang mit Gewalt in das Gemach, das heute zum ersten Mal seinem Gold verschlossen bleiben sollte. „Ist es wahr, Palmyra,“ rief er, „was die schwarze Bestie sagte, daß Du mich nicht sprechen wolltest?“

„Wahr, Sennor!“ antwortete Palmyra anfangs befangen, aber mit zunehmender Sicherheit und Würde.

„Sie sollten mein Wort achten, Sennor, und wenn dieses nicht, doch meine Bitte.“

„Und der Grund?“ fragte Loncio mit flammendem Blick. „Ha, empfingst Du mich doch stets mit offenen Armen, wenn ich Deine Küsse mit Gold bezahlte und auch heute bring' ich Dir Gold und Perlen, Du Unersättliche!“

Ein flammendes Roth übergoß des Mädchens Antlitz. „Behalten Sie, Herr; ich bin krank, krank zum Sterben!“

Don Loncio lachte. „Krank und blühst doch wie eine volle Rose? Weißt Du auch, daß es sich schlecht für Dich schickt, die thörichten Gewohnheiten unsrer hohen Damen nachzuahmen? Ein Wesen Deiner Art ist für den Augenblick geschaffen. Laß die albernen Launen fahren, Kind, sie kleiden Dich nicht schön! Ich möchte ein Stündchen bei Dir verplaudern; aber nicht schmollen darfst Du, sondern mußt lächeln, lächeln und küssen.“

Palmyra entzog sich der Umarmung des Ungestümen. „Ich war eine Thörin bisher,“ sprach sie, „ja, ich war noch mehr, als ich frevelte gegen mein Herz, gegen mein besseres Selbst. Nun achten Sie dies erwachte Selbst, Sennor, und erinnern Sie mich nicht an Dinge, die ich mit dem Schleier ewiger Vergessenheit bedecken möchte!“

„Also eine büßende Magdalena!“ lachte Loncio. „Pfui, pfui! was nicht aus einem Mädchenherzen Alles zu machen ist! Die Rolle steht Dir nicht übel, Palmyra, und dennoch lieb' ich die Sünderin mehr, als die Büßerin! Und wer, wenn es zu fragen erlaubt ist, wer hat diesen Gnadendurchbruch bewirkt?“

„Ein Wesen, das besser ist als Sie, Sennor;“ sprach das Mädchen würdevoll, „das mich den Werth des Mannes gelehrt.“

„Ha, ich verstehe!“ rief Loncio erbost. „Eine sentimetale Liebe! Und der Thor ist blöde genug, auf diesem Altar seine keusche Liebesflamme zu entzünden? Glück zu, meine Diana! Beglücken Sie Ihren Endymion, dem ich bei Gelegenheit das Genick zu brechen gesonnen bin! Bitten Sie Ihren Schutzpatron, daß Sie in den Armen Ihres Schäfers die vollen Börsen Ihrer frühern Anbeter nicht vermissen.“

„Ihre Beleidigung kränkt mich nur, weil ich sie verdient!“ erwiederte Palmyra. „Gehen Sie, Sennor! Gebe Gott, daß unsre Pfade sich auf ewig trennen!“

Loncio ging, grimmig lachend. Palmyra warf sich auf die Kniee, dem Himmel dankend, der ihr Kraft gegeben, sich von dieser Fessel zu lösen. Die eintretende Schwarze erstaunte über die Stellung, in der sie die Gebieterin fand. Lautlos, durchaus nicht be-

greifend, was sich zugetragen, verließ sie das Gemach, trat aber bald darauf wieder ein, um einen neuen Besuch zu melden. Kaum war der Name des Ankömmlings den Lippen der Dienerin entflohen, als sich das ganze Wesen Palmyra's wunderbar veränderte; ihre Augen strahlten Freude und Seligkeitsahnung, ihre Wangen glichen aufblühenden Rosen; heftig befahl sie, den Gast hereinzuführen und suchte sich zu seinem Empfang zu fassen. Dieser Gast war Ramiro. —

Ramiro war, seitdem er, von seiner Wunde genesen, die Villa verlassen, mehrmals zurückgekehrt und hatte im traulichen Gespräch mit seiner freundlichen Pflegerin fröhliche Stunden der Erheiterung verlebt. War Palmyra's Schönheit schon bei ihrem ersten Erscheinen nicht ohne Eindruck auf des Jünglings Herz gewesen, so schlang sich durch den häufigen Umgang das magische Band der Liebe fester und fester und so sehr es auch Ramiro selbst zu verleugnen und das Bild seiner ersten Liebe festzuhalten strebte, bald war sein Herz und Sinn in dem Liebesnetz der holden Zauberin verstrickt. Ramiro hatte keine Ahnung von diesen Verhältnissen, in denen Palmyra bisher gelebt; sie galt ihm für eine reiche Erbin, die unabhängig und selbstständig genug war, um allein in der Welt dastehen zu können. Seine Liebe war nicht die schwärmerische Verehrung, die er zu Josefinen gehegt; aber

doch war es eine klare Gottesflamme, entfernt von allen Begierden gemeiner Sinnlichkeit und Palmyra selbst fühlte sich geläutert, erhoben durch diese edle Neigung.

Sie eilte dem Freund entgegen und umschlang ihn mit leidenschaftlicher Gluth. „Wie hab' ich mich gesehnt nach Dir, mein Freund, mein Geliebter!" rief sie. „Und Du hast mich so lange harren lassen! Sieh, ich lebe nur, wenn ich Dir in die Augen schauen kann, wenn ich Dir die Locken streichle, wenn ich Deine Hand legen kann auf mein klopfendes Herz! Fühl' es, mein Trauter, und beruhige das kleine, ungezogene Ding."

„Hat meine Hand solche Zauberkraft?" fragte Ramiro lächelnd.

„Du hast es ihm angethan," entgegnete Palmyra, „und nun hat es nicht Ruhe und Rast, bis Deine Nähe den Zauber löst; bist Du aber wieder fern, so hilft kein Amulet, um sein Klopfen zu stillen. Ohne Dich ist das Leben kalt und todt, darum träume ich auch nur von Deinen lichten Augen, Deinem süßen Wort, von Deiner Liebe; denn Du bist mein Gedanke für und für!"

„Sünderin!" rief Ramiro in schmerzhafter Entrüstung. „Wie magst Du all' Dein Denken richten auf einen Sterblichen?"

„Warum hat Gott den Sterblichen so schön, so lieb und gut geschaffen!“ entgegnete Palmyra. „Undankbarer! und darum willst Du mir zürnen? Aber nein, Du willst nur scherzen mit meiner Sehnsucht, meiner Liebe, weil Du weißt, daß ich Dich nimmer lassen kann. Dafür aber sollst Du gestraft werden, Du lieber, trotziger Lockenkopf!“

Palmyra faßte des Jünglings Haupt mit beiden Händen und drückte die Lippen in heißen, heftigen Küssen auf seinen Mund; dann lehnte sie es an ihre Brust und strich ihm die Locken aus der hohen Stirne.

„Liebst Du mich denn auch wahr und wahrhaftig?“ fragte sie schmeichelnd. „Ich weiß, daß Du Ja sagen wirst, ja, ich weiß auch, daß Du mich liebst und dennoch hör' ich die immer neue Betheuerung gern von Deinem Mund! Liebst Du mich aber innig und heiß, wie ich Dich, o warum mußt Du dann immer von mir scheiden? Ich bin eifersüchtig auf den Sonnenstrahl, der Dich küßt, auf das Lüftchen, das in Deinen Locken wühlt, auf jedes Auge, das freundlich auf Dir ruht; und darum möcht' ich mit Dir ziehen auf eine ferne, einsame Insel, in das Geheimniß der Wälder, wo nur der Himmel unsre Seligkeit belauscht und das schüchterne Thier des Waldes. Dort wollten wir einen Tempel der Liebe bauen und an seinen Stufen beten Hand in Hand, Aug' in Aug'!“

„Euch Frauen ist die Liebe das Element, des Lebens und Eures Daseins Zweck;" antwortete Ramiro. „Ihr werdet geboren, um zu beglücken, und habt Euer Ziel erfüllt, wenn Ihr die Stirn des Traurigen geglättet, wenn Ihr dem Unglücklichen durch Schmeichelworte den Kummer aus der Seele scheucht, wenn Ihr Euch ein Reich der Liebe gründet in der Menschen Brust. Ein helfender und liebender Engel seyn, ist Euer höchster Triumph. Anders aber der Mann: er ist ein Geist der Zerstörung; noch ein anderes Element, erhabener, vielleicht als die Liebe, waltet in ihm. Es ist die Freiheit, die Liebe zum Vaterland, die Thatenlust. Ihr fühlt Euch glücklich in Blumenketten der Liebe; der Mann aber haßt jede Fessel und beugt nur freiwillig sein Haupt vor jener heiligen Macht! Und darum möcht' ich nicht einsam mit Dir wohnen, vom Markte des Lebens fern. Dies Herz sehnt sich nach der That; es will die Schmerzen des Lebens kosten wie seine Lust. Ich liebe mein Vaterland, mehr noch als mich selbst und möcht' ihm meinen Arm weihen, mein Blut seinem Glück opfern."

„Ich habe kein Vaterland!" flüsterte Palmyra.

„Armes Kind!" seufzte Ramiro. „Und doch hat jeder Vogel seine Heimath und die Blume liebt die Scholle, die sie gebar. Ich war lange Jahre in fremden Landen und die Menschen thaten Alles, das

Bild meiner Heimath in meiner Brust zu trüben; aber es erstrahlte in neuem Glanze, als ich ihre Berge wiedersah. Und dieses Land soll Deine Heimath werden, Palmyra, Geliebte!"

„Du bist ein großer Mensch und ich bin nicht werth Deines Herzens!" Thränen perlten in den Augen des schönen Weibes. Ramiro küßte die klaren Tropfen hinweg, sah ihr tief in die dunklen Augensterne und sprach mit lächelnder Bewunderung: „Süßes, wunderbares Kind!"

5.

„Ich lade die Folgen all' auf das Haupt der Machthaber, die mit ihrer Hülfe zögern, bis es zu spät ist!" sprach der Vicekönig, heftig in seinem Gemach auf und ab gehend. „Täglich schau' ich hinaus in den Ocean, ob mein Auge kein nahendes Segel erspähe und die Flaggen Sr. katholischen Majestät; aber nur Wolken und wilde Seevögel jagen über den Horizont und täglich erblaßt das schimmernde Kleid meiner Hoffnung mehr und mehr! Peru wäre der Krone Spaniens gerettet, wenn Spanien nicht selbst in unseligem Zaudern seinen Vortheil von sich stieße, wenn die ersehnte Flotte an unsern Küsten landete. Was wird uns übrig bleiben, wollen wir die Sache des Mutterlandes nicht verrathen? Ein Heldentod un-

ter unsern Mauern, den kein Lorbeerkranz uns lohnt. England sitzt uns auf den Fersen und nur das Gerücht nahender Hülfe hielt die Rebellen von Chile und Columbia ab, den Strom der Empörung über unsre Grenzen zu leiten. Sie werden nicht zögern, wenn sie einsehen lernen, daß ihre Furcht eine eitle war."

„Und wir wollen sie empfangen als Männer und als Spanier!" rief der Gesellschafter des Königs, der Marquis Don Juan de Valdenua. Pezuela legte vertraulich die Hand auf seine Schulter und sprach ruhig, im Tone bitterer Ueberzeugung: „Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht zittere, wo die Ehre den Kampf gebietet. Zählen sie aber die Männer in Peru, die treu und mächtig genug sind, um einen Kampf zu bestehen, dessen Ende ein zweifelhaftes ist! O ich kenne sie Alle, diese sogenannten Patrioten, weiß, was ihre Schwüre für das Heil und die Wohlfahrt des Vaterlandes bedeuten, ich kenne dieses Volk von Peru vom geringsten Sklaven bis zum Edelmann. Eigennutz und Ehrgeiz sind die Triebfedern ihrer Handlungen; was ihnen Vortheil bringt, was die Welt bewundert, dafür kämpfen sie und wechseln unbedenklich die Farbe, wenn der angebetete Götze gesunken ist. Das ist eine traurige, bittere Wahrheit, lieber Marquis! Meinen Augen ist nicht verborgen, wie sie bedeutungsvoll sich zuwinken und mit Ungeduld den

Zeiger der Zeit beobachten, ob nicht bald die Stunde komme, wo sie ungestraft ihren Leidenschaften die Schranken öffnen können."

„Und warum üben Sie nicht Ihre Macht aus und umschlingen die Verdächtigen mit Ihren Netzen?" fragte der Marquis. „Schneiden Sie die faulen Sprossen aus und der Baum wird genesen. Das Blut der Verräther wird beruhigendes Oel seyn auf den Wegen der Empörung. Das Volk ist ein Sklave, der demüthig zu unsern Füßen kriecht, wenn wir ihn fühlen lassen die Schwere unsrer Faust."

„Der uns aber vernichtet, wenn die Natur des Raubthiers in ihm erwacht!" antwortete der Vicekönig. „Auch der gehetzte Hirsch erhebt das Geweih gegen seinen Peiniger, wenn kein Ausweg der Rettung ihm übrig bleibt. Die ganze Brut der Verräther müßte ein einziges Haupt haben, wenn ich sie vernichten wollte; sie ist aber die der Hyder: aus ihrem Blut erwächst ein neues Geschlecht. Wo soll ich den Feind suchen, der am meisten zu fürchten ist? Den stolzen Amerikaner, der den Fremdling haßt und die Abhängigkeit von einem Staat, dessen Verwandschaft er vergessen, den Abenteurer, der sich zu bereichern gekommen ist, aber das verheißene Eldorado nicht gefunden und nun, ein verzweifelter Pirat, im allgemeinen Sturme sein Theil erbeuten möchte; den listigen

Jesuiten, der für seinen heilbringenden Orden, Gott weiß, welche Pläne nährt und heimlich den Funken des Aufruhrs schürt, um bei seinem Aufflammen sich die Hände zu wärmen; den Pöbel, der in seiner Armuth mit Neid und bitterem Haß den Blick auf unsern Reichthum geheftet und die Gelegenheit herbeisehnt, die Rollen zu wechseln, gleichviel, unter welcher Fahne er es thue, die wilden Indianer, die noch nicht vergessen haben, daß sie einst Herren dieses Landes waren, die das Blut nicht vergessen haben, das ihre Väter unter den Händen der weißen Männer vergossen oder die Sklaven endlich, die, entfesselt, Hyänen gleichen und den Tigern ihrer Heimath? — So umflort sich von allen Seiten unser Horizont mit drohenden Wolken und ein gewaltiger Sturm würde sie alle entladen, daß die Erde erzitterte in Flammenstrahlen. Sehen Sie, Marquis, darum spreche ich süße Worte zu ihnen, wenn auch mein Herz Fluch und Verderben auf sie schleudern möchte; darum streichle ich schmeichelnd die lauernde Tigerkratze und im Verborgnen such' ich die Tatzen ihr zu fesseln; vielleicht gelingt es mir, sie endlich zu umschlingen ganz und gar, daß sie ohnmächtig zu meinen Füßen winselt."

„Ich bewundere Ihre Weisheit, Ihren Muth, auf einem Felsen Ihren Horst zu bauen, den stündlich die Fluth verschlingen kann."

„Vielleicht schaukeln dann die Wellen meinen Horst wie ein Schifflein an's sichere Ufer;" entgegnete Pezuela leicht. „Dennoch trag' ich Verlangen, dem treulosen Elemente meinen Nachen zu vertrauen und ich hoffe, nicht auf Sand gebaut zu haben, wenn nur Spanien meine Hoffnung nicht betrügt."

Ein schwarzer Diener brachte einen kunstvoll gefalteten Brief, den ein Unbekannter überbracht habe. Pezuela zerriß das Schreiben fast vor Ungeduld, indem er es öffnen wollte, und überflog dann mit hastigen Blicken den Inhalt. Aber seine Stirne faltete sich mehr und mehr und endlich zerknitterte er das Papier in der grimmig geballten Faust. „Zische nur, zische nur, giftige Schlange!" rief er drohend. „Beim großen Gott, ich will Deinen Stachel ausreißen und Deine Bosheit zu Schanden machen! Gerade Dich hab' ich mir zum Opfer auserkoren. Gelobt sei Gott, daß ich noch die Macht besitze, zu strafen, zu rächen! — Sehen Sie, Marquis," fuhr er zu diesem gewendet fort, „sehen Sie, wie Recht ich hatte, dieser scheinbaren Ruhe nicht zu trauen, die wie ein Gewitter auf unserm Lande lastet! Die Schlange lauscht unter den Rosen des Friedens und wird das Haupt erheben, verderbensprühend, wenn ich es nicht abschlage mit kühnem Streiche! In diesem Briefe meldet man mir von einer Verschwörung, an deren Spitze der

Sohn jenes Fuerte stehen soll, dessen Schicksal so eng mit dem des Rebellen Mugueces verknüpft war. Wunderbar, daß gerade er es ist, dem sich die hochmüthigen Sennores in ihrem Rath und Handeln unterworfen haben sollen. Sie verachten ihn als einen Sprößling aus indianischem Blute und dennoch, dennoch! Falsche Brut, die selbst die Ehre nicht achtet, ihrem Ehrgeiz zu Liebe! O ich will Dich fassen, daß kein Heiliger des Himmels Dich aus meiner Umschlingung retten soll! Und mit tausend Augen will ich die Verräther bewachen und weh' ihnen, so ich sie in ihrem Thun und Denken nicht lauter erkenne. A Dios, Marquis, Sie sollen von mir hören! Vor Allem aber ein Siegel Ihrem Munde!"

Der Marquis legte versichernd die Hand auf's Herz und verabschiedete sich dann mit ehrfurchtsvoller Verbeugung. Eine Glocke rief den vertrauten schwarzen Diener herbei, dem der Vicekönig die Worte: „Sennor Morillo soll kommen!" zuherrschte. Der Sklave entfernte sich demüthig, die Arme auf der Brust gekreuzt. Don Pezuela ging heftig im Zimmer auf und ab. „Dieser Knabe vergiftet mein Leben!" rief er grimmig. „Nicht genug, daß er meines Weibes Herz sich stahl, streckt er auch die unreine Hand nach meiner Krone aus. Das dank' ich Dir, Bolivar, Du würdiger Meister eines gelehrigen Schülers!"

Diese Rede des Vicekönigs hatte noch einen Zeugen gehabt, der mit Entsetzen jene Worte vernommen. Bleich und starr, gleich einem hohen Marmorbilde, stand Josefina auf der Schwelle einer Seitenthür, die Hand ausgestreckt, als wolle sie ein nahes furchtbares Ereigniß abwehren; die schönen Augen hatten nur einen Blick, den Blick namenloser Angst. Es war ein großer Moment voll banger Ruhe, wie sie so dastand in unendlicher Hoheit, in vollem Glanze von den Gefühlen des Augenblicks geheiligter Schönheit, und nicht athmete, bis endlich die Fessel ihrer Brust sich löste und ein tiefer Seufzer ihren Lippen sich entrang. Bei diesem Tone wandte sich der Vicekönig, fuhr aber in höchster Ueberraschung zurück, als er der Gemahlin in das marmorne Antlitz sah. „Wer rief Sie, Sennora?" zürnte er, die Stirne in düstere Falten legend.

„Mein Herz!" antwortete Josefine, kaum hörbar. „Es flüsterte mir eine dunkle Ahnung zu und kam als ein Engel des Friedens, zu versöhnen."

„Sie haben gehört?" fragte Pezuela unmuthig, wie zuvor.

„Ich habe gehört, daß ein Unschuldiger, verderben soll! O mein Gemahl, ich flehe Dich an, stoße die Gerechtigkeit nicht von Dir und wenn sie auch ihr Schuldig spricht, so sei doch mild wie der Früh-

ling, der das Gras mit Rosen deckt, ob es auch seine schönsten Kinder ihm geraubt; sei mild und gütig, wie es der Erbarmer im Himmel ist! Rolle nicht zornig Dein Auge, laß den Zorn Dein Herz nicht beherrschen. Sieh, ich möchte Dein Engel seyn, der den Frieden Dir in die Seele haucht, der Deinem Herzen Erbarmen lehrt, der die schwere Last Deines Scepters mit Blumen umwindet, daß er sanfter ruhe auf dem Haupte Deines Volks. Fürchtest Du Dein Volk? O nur gegen die grausame Gewalt erhebt es rächend die Hände, aber es ist gehorsam, wie ein Kind, wenn Du seine Rechte schützest, wenn Du ihm ein treuer Vater bist!"

„Sie verdienen meinen Unwillen, Sennora, durch Ihr eigenmächtiges Eindringen in meine Gemächer;" sprach Don Pezuela rauh. „Ihnen liegt kein Urtheil ob über mein Thun und Handeln und bei meinem Zorn befehl' ich Ihnen, über eine Angelegenheit zu schweigen, die Ihrem Denken und Begriffen ferne liegt. Geh'n Sie, Sennora; ich fürchte nicht, daß Sie hinführo Aehnliches sich erlauben werden."

Josefine hob bittend die Hände zu dem Gemahl empor. „O lassen Sie die Schranke sinken, die die kalte, fühllose Etikette zwischen uns aufgebaut!" sprach sie sanft und eindringlich. „Sie ist ein Eishauch, unter dessen Banne die schönsten Blumen des Herzens

ersterben. Ich hasse und verabscheute die Sitte, von Barbaren erfunden, von Thoren gepflegt. Als der Priester meine Hand in die Ihrige legte, da sah ich, wenn auch trauernd, doch hoffnungsvoll einem schönen Lebensfrühling entgegen, denn ich ahnte nicht, daß ein so weiter Weg zu Ihrem Herzen führe. Ich gab den bunten Traum meiner Jugend hin und folgte dem fremden Manne, weil er seinen Engel mich nannte, die sanfte Zähmerin seines wilden Sinnes, weil ich segensreich zu walten hoffte, zum Heil Ihres Volkes. Soll dieser schöne Glaube auf ewig von mir scheiden? Bietest Du mir statt all' dieser Rosen nur verwundende Dornen?"

„Ich kenne jenen Traum!" entgegnete der Vicekönig unmuthig, „derselbe Bube war der Held dieses Traumes, der heute den mordenden Dolch nach meinem Herzen kehrt. Ich will, daß Du seiner nicht mehr gedenkst!"

„Das also ist der Stachel, der Dich zum Verderben des Unschuldigen spornt!" rief Josefina. „Wahr ist's, ich hab' ihn einst geliebt mit aller Unschuld einer reinen Kinderseele; aber wahr ist's auch, beim blauen Himmel dort droben! daß ich sein nur noch gedenke, wie eines theuren Verstorbenen, wie eines armen Geopferten. Doch Dein ist es unwürdig, kränkenden Verdacht gegen die Gattin in der Brust zu

hegen, die nie mit einem Wort, mit einem Gedanken die Treue gegen Dich verletzte, deren Ehre auch die Deinige ist. Ich vergebe Dir gerne, was Du gegen mich gefrevelt, was Du aber gegen die Unschuld frevelst, wird Dir nur vergeben werden, wenn Du sühnst, was Du verbrochen."

Mit der Würde einer gebornen Königin verließ Josefine das Gemach, nachdem sie die Hand des Gemahls wie zum Zeichen der Vergebung gefaßt und an die Brust gedrückt hatte. Pezuela sah ihr mit einem Blicke nach, in dem sich Zweifel zugleich und Bewunderung malte. Der eintretende Officier weckte ihn aus seinem Sinnen. Pezuela ging ihm entgegen, schaute ihm fest in das Antlitz und sprach mit gebietender und doch freundlicher Stimme: „Sennor, ich habe Sie zu einem wichtigen Dienste ausersehen; meine Freundschaft und Dankbarkeit und zugleich die des Vaterlandes sind zu gewinnen. Im Namen des Königs verhaften Sie die Männer, die Sie hier verzeichnet finden. Vorsicht und Klugheit! Die Sache muß, wo möglich, noch Geheimniß bleiben. Auf Wiedersehen!"

6.

Der Lauf unsrer Erzählung führt uns in das bescheidene Landhaus, das Ramiro mit seiner Mutter bewohnte. Es war fast der einzige Ueberrest aus den

Tagen eines größern Glanzes, aber die anspruchlosen Menschen waren zufrieden in dem kleinen Besitzthum; waren sie doch glücklich in ihrer Armuth. Ramiro's Mutter war eine hohe Frau, mit fast königlichem Ausdruck des Gesichts, das einst schön gewesen; noch waren ihre Züge die edelsten, ihre Formen die vollendetsten. Die dunkle Farbe, die flammenden Augen und die langen glänzenden Flechten des schwarzen Haars bezeugten ihren Ursprung von jenen Söhnen der Wildniß, die von dem alten Heldengeschlecht der Eingebornen übrig geblieben. Im Zusammenleben mit den Christen hatte sie deren Gott verehren gelernt, ihre Sitten angenommen und ihre Lebensklugheit sich angeeignet. Don Fernando de Fuerte, der sie zu seiner Geliebten und endlich zu seiner Gemahlin erhoben, hatte ihre feierliche Taufe bewirkt und sie Isabella genannt; bei ihrem Volke hieß sie Blume der Nacht. — Noch ein Dritter befand sich in dem bescheidenen Gemache, in welches wir den Leser führen. Es war ein Mann von kräftigem Körperbau, voll strotzenden Lebens, das die ungewohnte europäische Körperumhüllung zu sprengen drohte. Es war der Bruder Isabella's, ein Häuptling der freien Indianer, der aus seinen Wäldern gekommen war, um die geliebte Schwester noch einmal zu sehen, vielleicht auch, um die Schwächen der weißen Männer abzusehen.

Der Indianer stand dem Neffen gegenüber und legte treuherzig die Hand auf dessen Schulter. „Ja, noch rollt das Blut der Inkas, meiner Väter, in Deinen Adern!“ sprach er. „Wenn auch Deine Farbe bleicher ist, als die Farbe der rothen Männer, so bist Du doch würdig, Dich einen Sprößling meines großen Volkes zu nennen. Dein Vater war der einzige Weiße, den Anacaya lieben lernte, denn er war gut und mild und war nicht grausam, wie die andern Männer seines Volks. Er trat nicht mit Füßen, wie einen Hund den rothen Mann, den der große Geist im Zorn zu seinen Sklaven werden ließ, sondern er liebte ihn wie einen Bruder und verschmähte all' die stolzen Töchter der Weißen und wählte sich eine Tochter der Inkas zu seinem Weibe. Dafür liebte ihn auch der rothe Mann und die Blume der Nacht ward das Juwel seines Herzens. Darum aber haßten ihn die Männer seines Volkes und hielten Gericht über ihn und wetzten das Schwert zu seinem Verderben.“

„Ja, er war mild wie der Frühling und schön wie der Morgen!“ seufzte Isabella. „Und mein Herz liebte ihn schon, als ich ihn zum ersten Mal sah und er mich schnöder Knechtschaft entriß. Und wenn ich Dich ansehe, mein Sohn, so glaub' ich, in sein Auge zu schauen, wie es mächtig mir in die Seele blitzte und ich möchte dann jubeln und weinen,

denn ich gedenke dann an seinen letzten, brechenden Blick, dem alle Liebe eines edlen, reichen Herzens entströmte."

„Sie sind Alle falsch, diese weißen Männer, die gekommen sind über das Meer, um ihren Fuß auf unsern Nacken zu setzen;" fuhr Anacaya grimmig fort. „Verflucht seien sie, die uns zu Tode peitschen, die uns mit Feuer und Schwert treiben von dem Erbe der Väter, verflucht seien sie und nimmer soll der blutige Tamahawk begraben werden und nimmer soll der rothe Mann die Friedenspfeife mit dem weißen Manne rauchen, ehe das Blut jener Tausende vergolten, die die bleichen Fremdlinge ihrem Götzen opferten, von jenem treulosen Pizarro an bis heute, ehe der weiße Mann den rothen Mann als Bruder erkennt und ihm wiedergiebt das Erbe seiner Väter. Das schwöre ich bei dem großen Geiste, der in der Sonne glüht und dessen Haus der Himmel ist, ich, der Sohn des großen Inka Nasatao! Sie sind grausam, wie die Hyäne und dürsten nach Blut und Gold. Ich habe geduldet unter ihrer Geißel und die Narben ihrer Ketten brennen noch an meinen Händen! Sie hatten listig uns umgarnt mit ihren Netzen und während der Mond am blauen Himmel wachte und der große Geist Schlaf auf unsre Augen senkte, überfielen sie

unsre Wigwam's und schleuderten den Brand auf unsre Dächer, daß sie aufloderten in rothen Flammen und die Flammen stachelten uns aus dem Schlummer und wir erwachten, um in ein Meer des Verderbens zu schau'n. Unsere Kinder jammerten, verschlungen von dem glühenden Strudel, die Frauen wehklagten und rangen sich die Hände wund um die sterbenden Kleinen; wir aber hatten unsre Aexte ergriffen und stürzten uns auf den weißen Mann, wie der Löwe auf den Feind; aber aus weiter Ferne sendeten sie uns den Tod, wie böse Zauberer, und warfen Schlingen aus, die unsre Glieder fesselten. So lag ich umschlungen von den furchtbaren Banden und rang umsonst und brüllte, wie der Tiger, den die Schlange umstrickt. Und als mich die rothen Männer fallen sahen, da riefen sie: Der Panther ist todt! und stürzten sich wehklagend und fliehend in die Nacht der Wälder, in die Schluchten des Gebirgs. Mich aber banden die weißen Männer auf ihre Rosse und den letzten Blick warf ich auf das schöne Thal meiner Heimath, auf die rauchenden Trümmer, aus denen noch zuweilen kleine Flammen emporschlugen, wie Seelen zum großen Geiste zurückkehrend. Dann marterten sie mich, daß der Schmerz mir tief in's Leben schnitt, und ich sollte ihnen von den Schätzen sagen, die unsre Väter verborgen; aber ob ich's

auch gewußt hätte, so hätte ich's doch nimmer verrathen und meine Lippen blieben stumm, bis meine Peiniger endlich müde wurden der Qual. Da schmiedeten sie Ketten an meine Hände und Füße, brannten mir das Zeichen der Knechtschaft auf die Schulter und stießen mich hinab in den Schooß der Berge, wo ich das rothe Gold hämmern mußte aus dem Gestein. O, daß es glühend durch ihre Adern rollte und sie müßten sterben in tausendfacher Pein! Wie biß ich in meine Ketten und weinte Thränen der Wuth, des Schmerzes, der Verzweiflung! Der blaue Himmel umfing mich nicht mehr mit seinen großen flammenden Sternen, wenn ich ermattet auf mein hartes Lager sank, der große Geist sprach nicht mehr zu mir in seinem glühenden Sonnenlichte, die Pracht meiner Wälder leuchtete nur wie ein Traum mir in der Erinnerung, kein Laut des Lebens, als das bange Seufzen der Genossen, die harten Flüche des weißen Mannes, das Schwirren der Geißel und das Stöhnen des Gesteins, dem wir sein goldnes Mark entreißen mußten! Meine Augen entwöhnten sich des Lichts, ich vergaß fast der süßen Laute meines Volkes und die Sprache der Peiniger prägte sich mir zum Fluche tief in das Gedächtniß. Höre mich, großer Geist dort über der Sonne, und vernichte sie mit deinen Blitzen, darum, daß sie mich zu leben

zwangen, wo ich hätte sterben mögen, um dein Licht wiederzuschau'n!"

Der Indianer streckte die Arme hoch empor; sein dunkles Auge flammte wie in wahnsinniger Begeisterung; die ganze Wuth und der unendliche Schmerz einer Jahre lang getragenen Marter malte sich in seinen Zügen. Ramiro wagte kaum zu athmen, ergriffen von der furchtbaren Schilderung des Oheims; Isabella verhüllte sich das Haupt, alle Qual mit fühlend, die der Bruder erduldet.

„So ertrug ich eine Ewigkeit die Marter," fuhr Anacaya ruhiger fort, „und ich fühlte das Alter durch meine Adern schleichen, wie ein Gift, und ich hatte vergessen fast die schöne Welt; da brauste es einst um mich her, schrecklicher als der Donner des Himmels, als spalte sich der Schooß der Erde und verschlinge die Berge und das Meer und ein Wehegeschrei zitterte an mein Ohr und Sklaven und weiße Männer drängten sich heran und rissen mich mit sich fort. Und wir klommen empor auf einer steilen Leiter und Einer suchte den Andern in die Tiefe zu stürzen, um selbst der Erste zu seyn, der das Tageslicht begrüßte. Ich aber hielt mich fest und kletterte empor, schnell wie der Adler in die Lüfte steigt, und da strahlte sie mir plötzlich entgegen, die heilige Sonne, daß ich die

Augen schließen mußte in Anbetung und Thränen der Lust, die mir über die Wangen rollten. Und den blauen Himmel sah ich wieder und um mich blühte die Welt und neue Jugend erfüllte meine Brust. Um mich lagerten die Geretteten und dankten, wie ich, dem großen Geiste; die Peiniger vergaßen ihre Peitschen, Frauen und Kinder rangen die Hände und stießen die Stirne sich blutig in Verzweiflung, wenn sie den Gatten, den Vater nicht fanden. Der Berg hatte seinen Schooß geschlossen und hatte sie begraben unter seinem Gold. Mich erbarmte fast das Elend der jammernden Menschen. Die Nacht sank hernieder, aber das Wehklagen der Armen verstummte nicht; als endlich die Ermattung jenes Auge schloß, da trug mich mein Fuß von dem Orte des Verderbens in die Wälder, die keine Menschenstimme noch gehört. Die funkelnden Sterne waren meine Führer und als die Sonne dreimal erloschen war, da schienen die Vögel meinen Namen zu rufen und die Bäume nickten mir zu mit den greisen Häuptern. Das war meine Heimath und ich fiel auf mein Angesicht und dankte dem großen Geist, der sie mir wiedergegeben. Rothe Männer traten herzu und umringten den Fremdling, wilde trotzige Krieger mit zahllosen Scalpen am Gürtel. Ich streckte die Hand nach ihnen aus, die noch einen

Theil der Fesseln trug, und sie erkannten mich, fielen jubelnd auf die Kniee und küßten mir Füße und Hände. „Der Inka, der Inka!“ riefen sie, „der kühne Adler ist wiedergekommen aus den Klauen der weißen Männer! Gelobt sei der große Geist!“ Da weint' ich in unermeßlicher Lust und schleuderte die Axt, die ich ergriffen, in die fernste Eiche. Und die Krieger jubelten, daß die Kraft meines Armes nicht entwichen. Als ich aber nach Weib und Schwester fragte, da schüttelten sie traurig das Haupt und meine Brust war öde, wie die Spitzen der Sierra's. Die Zeit aber schloß allmählig die Wunden, ich erfuhr, daß der gütige weiße Mann Dich das Juwel seines Herzens nannte und zog wieder wie sonst zum Kampfe gegen die fremden Räuber. Mögen sie Alle vergehen, wie der Sand im Winde!“

Isabella schlang schmeichelnd die Arme um den Bruder und küßte die Narben, die die Fessel an seinen Händen zurückgelassen. „Ja, ja, Du hast Recht, mein Bruder! Nur Einer war gut und menschlich und ihn haben sie ausgestoßen aus ihrer Mitte!“

Du hast ein Recht, die weißen Männer anzuklagen,“ sagte Ramiro; „denn sie haben Deinen Leib mit Füßen getreten. Aber nicht Alle treffe Dein Fluch, denn nicht Alle dürsten nach dem Blut des rothen Bruders. Es sind Männer unter ihnen, die

die Freiheit lieben, die den rothen Mann als Bruder umarmen werden und mit ihm theilen das Erbe der Väter. Es wird ein großer Kampf entbrennen darum, ob die Freiheit siegen soll oder die Tyrannei. Dann wird kein Sklave mehr in Peru's Grenzen leben, sondern alle Menschen werden Brüder seyn, gleich an Recht, gleich an Freiheit!"

„So muß es seyn!" rief Anacaya wildjauchzend. „Die Söhne des bösen Geistes müssen sich selbst zerfleischen im blutigen Kampfe; dann wird der rothe Mann kommen und sie Alle in das Meer stürzen und allein herrschen auf dem Erbe seiner Väter!"

„Der rothe Mann wird mächtiger seyn, wenn er vereint mit jenen weißen Brüdern herrscht, die ihn lieben;" antwortete Ramiro. „Er wird ein großes Volk werden und wird lernen die Künste der Weißen und wird an Weisheit überragen alle Stämme der rothen Haut, wie die Palme alle Bäume des Waldes. Tapfere Krieger kommen über das Meer und streiten für die Freiheit, bis die Knechtschaft verschwunden ist und der rothe Mann selbst den blutigen Tomahawk vergräbt. Wird dann mein Oheim fehlen mit seinen Kriegern bei dem großen Kampf gegen die Unterdrücker?"

„Der kühne Adler wird kommen mit seinen Falken und sein Schwert in das Blut der Verfluchten tauchen!“ rief der Indianer begeistert. „Ich will sie in Flammen begraben, wie sie die Meinen einst stürzten in die Gluth und nicht Erbarmen trugen mit ihrem Jammern!“

Ein Geräusch draußen unterbrach das Gespräch der drei Verwandten; eine Dienerin führte ein Negermädchen herein, das mit kindischer Neugierde die listigen Augen in dem kleinen Kreise umherschweifen ließ. „Massa Ramiro dies!“ sprach die Negerin und hielt ein feingefaltetes Briefchen empor, das ihr Ramiro schnell entriß. Ueberraschung malte sich in seinen Zügen, als er die wenigen Zeilen, die der Brief enthielt, gelesen hatte; er wollte sich nach dem Ueberbringer wenden, der aber war schon verschwunden. „Der Vicekönig hat meine Gefangenschaft befohlen;“ sprach er finster. „Diese Zeilen fordern mich zu eiliger Flucht auf; ich sei verloren, wenn ich dem Winke nicht eilig gehorche. Ein J. ist unterzeichnet. Von wem könnte dies Liebeszeichen anders seyn, als von ihr? Vielleicht haften schon die Verfolger auf meinen Fersen und ein schleuniger Tod wäre dann mein Loos. Was soll ich thun?“

„Mit mir ziehen in meine Wälder!“ antwortete der Indianer. „Dort sollen sie Dich nicht fin-

den, oder ein jedes Haar Deines Hauptes soll ihnen ein Leben kosten. Siehst Du, wie falsch sie sind, die Weißen? Und Du sagst, die Freiheit werde kommen?"

„Ja, sie wird kommen und wenn auch die Tyrannen sie mit ehernen Banden hüten!" rief Ramiro begeistert. „Können sie das Meer verschließen, auf dem die Befreier nahen werden? Ich ziehe mit Dir, mein Oheim, bis der Morgen der Vergeltung kommt, dann ziehen wir vereint in den großen Kampf. Lebe wohl, Mutter; bald sehen wir uns wieder, freudiger, glücklicher. Der Ruf der Freiheit wird in unsre Wälder dringen und wir werden nicht säumen, ihm zu folgen!"

Ramiro drückte die bestürzte Matrone, die den Sohn weinend umfing, an seine Brust und in der nächsten Minute saßen die beiden Männer schon auf ihren Rossen und jagten davon. Der Himmel dunkelte bereits und die gewaltige Hauptstadt schwamm in einem bläulichen Duft. Der Jüngling winkte ein Lebewohl nach der Gegend, wo das Haus der Geliebten lag, und ritt dann schweigend neben dem Begleiter her.

Es war Alles so plötzlich gekommen, daß Isabella gar nicht Zeit fand, Einwendungen gegen den raschen Entschluß des Sohnes zu machen. Als er

nun fort war, verhüllte sie trauernd das Haupt und rief dem Liebling heiße Segenswünsche nach. Und die Gefahr bestätigte sich bald; nach kurzer Zeit umringte ein Trupp Bewaffneter das Haus und forderte im Namen des Königs den Gefangenen. Isabella hatte aber schon Fassungskraft genug wieder gewonnen, um durch ein geschickt erfundenes Märchen die Abwesenheit des Sohnes zu entschuldigen und die Verfolger auf eine falsche Spur zu lenken. Sie öffnete jedes Gemach, um die Soldaten desto länger zurückzuhalten und grollend mußten diese endlich unter Zurücklassung einer Wache abziehen. Im einsamen Gemache dann warf sich Isabella auf die Kniee und flehte zur Himmelskönigin, jede Trübsal auf ihr Haupt zu lenken, wenn nur der Sohn gerettet sei. So stark und heilig ist die Mutterliebe! —

7.

Peru, einst das Eldorado der Spanier, umfaßte an vier und sechzig tausend Quadratmeilen und bildete ein weites, zwischen den Andes und dem Weltmeere hingestrecktes Thal, das aber fast alle Eigenthümlichkeiten und Abstufungen einer Tropennatur in sich vereinigt. In den Valles oder Küstenstrecken ist der Boden sandig, aber fruchtbar,

auf den höher liegenden Sierra's steinig und wild-romantisch; die Gipfel der höchsten Berge sind mit ewigem Schnee bedeckt. Zahllose Hochebenen breiten sich hier in unermeßlicher Ausdehnung aus, von üppigen Wäldern zum Theil bedeckt, durchschnitten von wasserreichen, schauerlich schönen Thälern, die meist noch keines Menschen Fuß betrat. Weite Thalebenen bieten das wunderbare Schauspiel eines unendlichen grüngoldglänzenden Gräsermeers, das das leiseste Lüftchen kräuselnd bewegt und malerische Baumgruppen ragen hie und da gleich blühenden Inseln aus der Fluth empor. Silberne goldhaltige Flüsse durchschneiden in allen Richtungen das Land und an ihren Mündungen nach den Küsten zu liegen meist große, volkreiche Städte, starke Festungen bewachen die Häfen und Grenzübergänge. In den blühendsten Thälern und Ebenen liegen reiche Pflanzungen malerisch hingelagert in Mitten lustig grünender Felder. Und bis in die Sierra's, bis an die Grenzen der undurchforschten Urwälder wagt sich die Kühnheit des europäischen Menschengeistes. Die ehemaligen, nun größtentheils verfallenen Goldbergwerke hatten Ansiedelungen zurückgelassen, die eine starke Postenkette gegen jene Indianer bildeten, welche, von der Cultur noch unbezwungen in patriarchalischer Gemeinschaft im Schooße der Wälder,

zwischen dem zerklüfteten Gebirg lebten und nicht selten durch kühne Einfälle jene Kette zu zerbrechen suchten.

Quer durch dieses große Thal von Peru nahmen die beiden Reiter den Weg ihrer Flucht. Vorsichtig und doch mit wunderbarer Schnelligkeit ging es unaufhaltsam von dannen, schweigend, Jeder mit seinen eignen Gedanken beschäftigt. Nur wenn das scharfe Ohr des Indianers ein verdächtiges Geräusch zu vernehmen glaubte, theilte er seine Vermuthung dem Gefährten in kurzen, leisen Worten mit. Dieser aber überließ sich ganz der Führung seines Verwandten, der mit einem bewunderungswürdigen Instinkt die Wohnungen der Menschen zu vermeiden wußte. Die treuen Rosse, unermüdlich an Ausdauer, schienen die Klugheit des Indianers zu theilen und gaben durch ein scheues Schnauben die Nähe eines feindlichen Elements zu erkennen. Die wundervollste Tropennacht lagerte wie ein diamantener Schleier über dem Zauberlande; die Sterne funkelten in ihrer reinsten Klarheit und der Mond überhauchte die Gefilde mit einem bläulich duftigen Lichte, in dem große Leuchtkäfer, wie eine goldne Stickerei, schwirrten. Wie Geister wuchsen die Riesenbäume, die schlanke Palme, die fruchtreiche Banane und der hohe Brotbaum aus dem Boden hervor, der in sei-

ner reichen Vegetation elastisch sich zu beugen schien unter den Hufen der Rosse. Dort schien ein krystallnes Zauberschloß emporzusteigen, wie Silber funkelnd, verziert mit tausend und abertausend abenteuerlichen Ornamenten und Arabesken, umkreist von luftigen Elfengestalten, durchwoben von Millionen Goldfunken, es war die hohe majestätische Lebenseiche, ein greiser König der Bäume, dessen glänzender Silberbart von allen Zweigen üppig niederrauscht zur Erde und ein großes Labyrinth bildet, in dessen Geheimniß sich ein mannichfaltiges, wunderbares Naturleben verbirgt. Dieser Baum ist eins der größten Naturwunder der wunderreichen Tropenwelt und staunend und anbetend steht der Mensch vor seiner Herrlichkeit und Majestät.

Romiro's Brust war offen für all' die Wunder dieser Zaubernacht; er war trunken im Anstaunen der aufgehenden Sonne, die in königlicher Pracht, getaucht in eine quellende Purpurfluth, flammend aus dem Westen endlich emporrauschte. Und alsbald schien die Natur rings zu erwachen; schlaftrunken schüttelten die Bäume ihr tausendjähriges, aber noch jugendliches Haupt; die Nacht hatte Ambra in ihre Locken gegossen, daß sie dufteten und nun durchschlang sie der Morgen mit seinen schönsten Perlen. Aus blühenden Büschen flogen buntschim-

mernde Vögel auf, wachgeküßt vom frischen Morgenwind, hineinjubelnd in den sonnigen Aether, und jede Blume auf dem grünen Rasenteppich erhob jungfräulich verschämt die hellen Augen und schien zu erschrecken vor der fremden Erscheinung; von weitem schon zuckte die zarte Pflanze der Mimose schmerzlich zusammen, wenn die Reiter ihr nahten. So prächtig, wie jene Sonne, glühte auch der Gedanke der Freiheit in Ramiro's Seele auf und mehr als je glaubte er an das hehre Sternbild, das ihm der Geist der Zukunft, der so gewaltig in seinem Busen klopfte, verkündigt. —

Eine unermeßliche Fläche dehnte sich jetzt vor den Wandrern aus; ein schimmerndes Meer schien es zu seyn, so wogte und fluthete es, smaragdglänzend, aber von Milliarden funkelnder Demanten besät, überhaucht von einem silberbläulichen Duft, wie vom feinsten Gazeschleier. „Die Pampas!" sprach Anacaya, auf jene grünschillernde Fläche deutend. „Das wird einen heißen Ritt kosten. Der weiße Mann ist fern von hier, nur die Schlange ringelt sich durch das hohe Gras und der Jaguar vielleicht wählte es zu seinem Versteck. Darum wollen wir Rast halten."

Die Reiter stiegen von ihren Rossen und ließen die ermüdeten Thiere auf dem weichen Sammtboden

grasen; sie selbst streckten sich unter den Schatten einer Banane, die ihnen ihre süße Frucht zur Erquickung bot. „Glaubst Du noch, daß die Macht jener Fremdlinge vernichtet seyn wird?" fragte der Indianer plötzlich seinen jungen Gefährten; „daß der rothe Mann einziehen wird in das Erbe seiner Väter und der weiße Mann wird ihn Bruder nennen?"

„Ich glaube daran, wie an den Himmel dort oben!" antwortete Ramiro mit Wärme. „Hast Du nicht geseh'n, wie die Nacht mit der Sonne rang und ihr Blut floß in weiten Strömen über den Himmel; so ringt die Knechtschaft gegen die Freiheit, aber die Freiheit wird siegen über das Blut der Feindin. Siehst Du den Adler dort hoch oben im Aether kreisen? Der Geier sieht ihn nicht, denn die Sonne blendet sein blödes Auge. Aber der Adler wird niederstürzen wie ein Blitz und den Geier erwürgen."

„O dann wollt' ich auch meinen Haß vergessen gegen das bleiche Gesicht," rief der Sohn der Inka, „und wollte den Weißen Bruder nennen und wollte nicht mehr gedenken meiner Schmerzen, meines Jammers! O mein Volk war groß und mächtig und nun ist es klein geworden und von Unglück gebeugt. Kennst Du die schneeigen Bergspitzen, die dort in den Himmel ragen? Das sind die Riesenwächter

unsrer Heimath, dort entspringt der große Strom, der rothes Gold in seinen Fluthen führt, dort lag die prächtige Marmorstadt der Inkas mit ihren Tempeln und Palästen, die nun Trümmer sind, aber als Trümmer noch die Bewunderung der weißen Männer!" — Es war der hohe Rauor und der Pic Nueva-Patosi, deren Schneegipfel fern im Morgenlicht glänzten; in ihrer Nähe fand man die Ueberreste der durch ein Erdbeben zerstörten Stadt der Inkas und die wenigen, aber kostbaren Ueberreste gaben Kunde von ihrer Großartigkeit und Herrlichkeit. —

Nach einer Stunde der Ruhe bestiegen die Flüchtlinge wieder ihre Rosse; der Indianer hatte das beengende europäische Gewand abgestreift und die kräftigen Formen seiner Glieder zeigten sich in unverhüllter, männlicher Schönheit; ein bunter Schurz ward von einem breiten Gürtel, in dem Messer und Pistolen steckten, gehalten; ein buntes Netz bedeckte den Kopf; metallne Ringe schmückten Arme und Beine, auf die überdies noch mancherlei abenteuerliche Figuren tätowirt waren. So saß er zu Roß, stolz und hoch aufgerichtet, wie ein König dieser urkräftigen Natur, ein Priester seines zauberhaften Wäldergeheimnisses, ein Krieger des wilden Gebirgs. Die gestärkten Thiere sprangen lustig der Pampa

zu und stürzten sich in das wogende Gräsermeer, das sonst über ihnen zusammenschlug und Roß und Reiter mit seinen blitzenden Perlen bedeckte. Wilde Thiere flohen aufgescheucht von ihrem Lager und ließen ihr heulendes Geschrei ertönen; ein ganzes Leben schien unter dieser üppigen Vegetation zu schlummern. Es war ein mühevoller Ritt; dazu brannte die Sonne immer heißer, daß sich das hohe Gras fast beugte unter der Gluth ihrer Strahlen; jene Baumgruppen, die, Inseln gleich, die Einförmigkeit des Pflanzenmeers unterbrachen, boten ihnen von Zeit zu Zeit Schutz und Erquickung. Diese Gruppen bestehen nur aus einer einzigen Baumart, deren Keim ein wandernder Vogel wohl an diese Stätte getragen; die einzelnen Stämme sind durch üppige Schlingpflanzen zu einem dichten Gewebe verbunden, in das sich die Wandrer erst durch den Säbel Bahn brechen mußten; dann höhnte die häßliche Stimme des Affen von den höchsten Zweigen herab ihr Bemühen, oder die Schlange ließ ihre funkelnden Augen durch das Gebüsch leuchten und stürzte sich dann zurück, erschreckt durch die Uebermacht der Menschenkraft.

Die Pampa's waren endlich durchritten und das steinige Geklüft der Sierra's nahm die Wanderer mit seinen mannigfaltigen, abenteuerlichen For-

men auf. Flötzkalk bildete Höhlengewinde und Klippen, aus deren Ritzen die Schlingpflanze emporwucherte und das graue Gestein mit ihren grünenden und blühenden Ranken umschlang. Gähnende Untiefen hemmten oft den Schritt der Rosse und drunten rauschte es und brauste, wie tobende Bergströme; Riesenbäume, die unter der vernichtenden Hand der Zeit gefallen oder die wilde Tornado aus ihren Wurzeln gerissen, bildeten zuweilen natürliche Brücken, über die das Roß sicher, wenn auch zitternd, ging. Der Weg durch diese Felsenlabyrinthe war mühevoller noch, als der Weg durch die Pampa's; jetzt wand er sich steil eine Felswand hinan, dann fiel er plötzlich wieder abschüssig hinunter und führte durch ein Felsenthor, welches so niedrig war, daß der Reiter sich auf die Croupe seines Pferdes hinunterbeugen mußte; nun ging es durch eins jener engen Thäler, die die Sierra's durchschneiden; auf beiden Seiten hohe Felswände, deren Auswüchse als seltsame Arabesken sich emporwinden und dem wilden Gesträuch zwischen sich Raum gestatten, das ein dunkles Laubdach über dem Thale bildet, ein Schutz dem Wandrer vor dem heißen Strahl der Mittagssonne. Noch zeigte sich hie und da eine Spur menschlicher Nähe, zuweilen sah man, wenn nicht die engen Thalwände den Blick hemmten, Rauch

aufsteigen, was auf Ansiedlungen deutete. Bald aber hörte jede Spur menschlichen Daseyns auf; die Gegend ward immer wilder, immer einsamer und der dichte Urwald umrauschte endlich die Flüchtlinge mit seinem geheimnißvollen Dunkel, seiner urschöpferlichen Poesie, seinem tiefmelancholischen Zauber. Und welch' hoher Reiz ruht in diesem unenthüllten Naturgeheimniß, an dessen Lösung die Menschenhand nur mit heiliger Scheu sich wagt? Wie Gott ihn geschaffen und wie Jahrtausende ihn gepflegt, so streckt der Urwald stolz das jungfräuliche Haupt in den blauen Himmel und der Hauch keuscher Andacht umweht die herrlichen, üppigen Glieder. Die mächtigen Bäume stehen stark, wie Könige des Waldes, Haupt an Haupt gelehnt, und üppiges Schlinggewächs mit bunten brennenden Blüthen und Früchten schlingt sich bis zu ihrem Nacken empor, ein prächtiges Ehrengeschmeid, wie es herrlicher kein menschlicher König je getragen. Dort ist eine der majestätischen Eichen gefallen; die Zeit hat ihre tiefsten Wurzeln genagt, das stolze Haupt senkte sich, aber eine Welt von Blüthen und Pflanzen in seinem Falle zertrümmernd. Verwesung nagt an der gesunkenen Herrlichkeit, doch die ewig schaffende Natur säumt nicht, das Werk der Zerstörung mit ihrer Blüthenpracht zu bedecken; bald sproßt und rankt

es sich um den gewaltigen Stamm, wurzelt fest in der gespaltenen Rinde und ein grünes blüthendurchwobenes Blätterkleid umhüllt ihn. Das Thier des Waldes, die glänzende Schlange findet den Weg durch dies Blumen- und Blätterlabyrinth, der schimmernde Paradiesvogel, die weiße Turteltaube, der zierliche Kolibri wiegt sich auf den schlanken Zweigen und der Adler horstet hoch oben auf den Gipfeln der Eichen; aber sein Auge liebt das Licht, und er schwingt sich hinauf in den ewig blauen Aether, bis er dem Auge entschwindet in den Strahlen der Sonne. Der rothe Mann baut seine niedre Hütte, als ein freier Fürst, unter die Schatten dieser Einsamkeit; er ist stark und groß, wie diese Bäume, stark genug, um mit dem Raubthiere den Kampf des Besitzes zu wagen.

Anacaya prüfte genau die Richtung, die einzuschlagen war, um an's Ziel, zu den Wohnsitzen seines Stammes zu gelangen; Axt und Schwert dienten dazu, durch das dichte Gestrüpp sich einen Weg zu bahnen; die Reiter mußten absitzen und die Rosse hinter sich herführen, denn die tief herniederhängenden Aeste und mehr noch die gleich Blumengewinden zwischen den Stämmen schwebenden Schlingpflanzen ließen keine andre Art des Fortkommens zu. Nach langer mühevoller Wanderung gelangten sie an eine lichtere Stelle, wo Feuerstätten das Daseyn menschlicher Wesen ver-

riethen. Von hier liefen verschiedene Pfade aus, Eindrücke in das hohe Gras, die ein Unkundiger kaum für etwas Anderes als die Fährten wilder Thiere gehalten haben würde. Der Indianer stieß einen Freudenruf aus, warf sich nieder und küßte die Fußtapfen. Die Sonne war im Scheiden und warf purpurne Strahlen durch das Blätterdunkel; der Himmel war tiefblau in jenes Veilchencolorit getaucht, das schon unsere Abende, obgleich in geringerem Maße, verklärt. Ramiro gab dem Beschluß des Oheims gern seine Billigung, hier zu rasten und den Morgen zu erwarten. Ein Feuer prasselte bald empor und die geröstete Frucht des Brotbaums, der Saft der wilden Traube mit Honig vermischt, war den Müden ein leckeres Mahl. Ringsum heilige Stille, die Poesie der unverfälschten Natur in den Wipfeln wehend, nur das scheue Brüllen des durch den Flammenschein geängsteten Raubthiers die Sabbathruhe unterbrechend. So entschlummerte Ramiro, eingewiegt von wunderbaren Träumen und bunten Märchen. Anacaya wachte, um räuberische Ueberfälle wilder Thiere abzuwehren.

Kaum erwachte der Tag glänzend und jugendlich, als der Indianer seinen Gefährten weckte und mit ihm weiter in die Wildniß zog. Der Weg war nun weniger beschwerlich, da schon Menschenfüße hier gewandelt. — Sie hatten einen Hügel erreicht, dessen Gipfel

Anacaya freudejauchzend bestieg; er breitete die Arme aus und bedeutete Ramiro, seinem Blick zu folgen. Ein herrliches Thal lag am jenseitigen Fuße des Hügels ausgebreitet, wie ein Paradies anzuschauen, in prächtiger, schwellender Fülle. Niedere Hütten, die Wigwam's eines Indianervölkchens, verliehen dem zauberischen Bilde einen idyllischen Reiz. Eine erhabene Ruhe schwebte darüber. „Hier wohnen die Söhne des großen Geistes!" sagte Anacaya warm. „Hier herrscht der kühne Adler! Das ist der Ort, wo wir wohnen werden, bis der Wille der Gottheit uns zum Kampfe ruft." — Er zog eine Pistole aus seinem Gürtel und schoß sie ab in die feierliche Stille, daß der Schall wie ferner Donner durch das Thal rollte. Und alsbald entfaltete sich ein wunderbares Leben zwischen den einsamen Hütten; aus jedem Wigwam stürzten hohe kriegerische Gestalten, mit wildem Geschrei sich zusammenschaarend und die Aexte kampfbegierig in starker Rechte schwingend. Anacaya konnte sein Entzücken nicht bändigen, sein Auge blitzte und stolz hob er sich im Sattel, indem er dem Neffen zurief: „Diese Krieger werden den weißen Mann zu Boden schlagen!" — Nun sprengte er den Hügel hinab, dem Haufen der Bewaffneten entgegen, die ihn kaum erkannt hatten, als sie ihn mit einem Freudengeschrei umringten, mit der Stirne ehrfurchtsvoll den Boden berührten, ihm

Füße und Hände küßten und der Ruf: „Der Inka!“ von Mund zu Munde sprang. Ein schönes Weib war hinzugekommen und ein zartes, liebliches Mädchen, die mit leidenschaftlicher Freude den Gatten und Vater willkommen hießen. Ramiro war bald ein Gegenstand der Neugierde, die sich in schlecht verhehlten Zornblicken äußerte. Als Anacaya ihn als seiner Schwester Sohn genannt, da verwandelte sich der Haß in Ehrfurcht und die rothen Männer hießen den Sprößling ihrer Farbe, ihres geliebten Herrschergeschlechtes, willkommen. Die Tochter des Inka erröthete, als er ihr in das holde Antlitz sah und ihr Blick hing liebend an der schönen, kräftigen Jünglingsgestalt. —

8.

Unter den Colonnaden eines geräumigen Kaffeehauses in einer Vorstadt Lima's stand und saß eine bunte Gesellschaft, kühles Eis schlürfend und den geliebten Cigarro rauchend. Es waren meist Offiziere, unter denen man leicht die des jüngst aus dem Mutterlande angekommenen Hülfscorps unterschied. Farbige Mädchen, nicht allzu züchtig verhüllt, tummelten sich hin und wieder und duldeten gern die Liebkosungen des Sennors Soldados.

„Es ist kein Geheimniß mehr und jedes Kind in Lima weiß es zu sagen, daß der Tanz bald losge-

hen wird;" sprach einer der höhern Offiziere. „Warum betreibt der Vicekönig die Festungsarbeiten mit solchem Eifer? Weil ihm das Feuer auf den Fingern brennt. Er will den chilesischen Rebellengeneral, den San Martin, würdig empfangen."

„Und wir wollen ihn kopfüber in den stillen Ocean dort stürzen, der, beiläufig gesagt, gewaltig genug braust, um den Beinamen des Tollen zu verdienen;" fiel ein Andrer scherzend ein.

„Mit Gottes und der Heiligen Hülfe!" seufzte ein Dritter. „Warum mischt sich der Fremdling in unsre Angelegenheit? Diese Vermessenheit muß empfindlich bestraft werden."

„Das Warum will ich Ihnen wohl erklären;" entgegnete der Erste. „Die verfluchten Rothmützen in Frankreich drüben hatten die ganze Welt verpestet mit ihrem Schwindel. Jeder Kopf drehte sich in rasender Trunkenheit, und welcher noch fest stand und den ganzen tollen Tanz mit nüchternen Augen anschaute, der fiel bald genug von den Schultern. Die Leute hatten ein Zauberhorn, dessen Ton drang bis in die neue Welt herüber und brachte Alt und Jung zum Tanzen, bis Alles ganz und gar auf dem Kopfe zu stehen schien. Der Napoleon bändigte gar drüben diesen Freiheitsschwindel und sorgte wohl dafür, daß Alles hübsch in's vernünftige Gleis zurückkehrte, unser

Amerika aber konnte die Zaubermusik nicht vergessen und erwuchs vom Zögling Europa's schnell zum Manne, der sein eigner Herr seyn wollte und den Hofmeister zum Hause hinaus warf. Unsere Yankees im Norden und die Patrioten im Süden fingen nun an, ein Regiment einzuführen, wie sie von den alten Griechen und Römern gelernt hatten, eine Pöbelherrschaft, in die sich Geld und Klugheit theilten; und statt einem Einzigen zu gehorchen, wollten sie lieber einer ganzen Versammlung von Schelmen gehorchen. So ein Zwitterding von Staat ist auch Columbia, wie die Rebellen die alten Provinzen Venezuela und Neu-Granada genannt haben, und der listige Bolivar, vor dessen Tapferkeit ich übrigens alle Ehrfurcht hatte, ist Diktator geworden, das ist so eine Art unumschränkten Königs. Dem war unser strenggläubiges Peru schon lange ein Dorn im Auge und so hat er mit unserm freundnachbarlichen Chile einen Vertrag geschlossen, der eben auch nichts Geringeres bezweckt, als uns vom Mutterlande loszureißen und unter eine Pöbelherrschaft zu beugen."

„Und dennoch sind dies die schlimmsten Feinde nicht, Sennor Olaneta;" ließ sich eine andre Stimme vernehmen. „Wenigstens bringt es keine Schande, mit einem San Martin zu fechten. Den gefährlichsten Feind müssen wir hinter unsern Mauern suchen."

„Gesindel!“ erwiederte Olaneta geringschätzig. „Pöbel, der davon läuft, wenn eine Kanonenkugel über seine Köpfe braust. Zur Bezwingung dieses Feindes bedarf es keiner Waffen; die Peitsche genügt.“

„Wohl, wenn nicht angesehene und tapfere Männer dem leblosen Haufen die Seele einhauchten;“ widersprach der Andere. „Der Vicekönig war zu nachsichtig gegen jene Schwärmer, die Freiheit und Gleichheit predigten und von den schwarzen Sclaven sprechen, wie von Menschen, die der Weiße, gleichviel ob er Edelmann oder nicht, Brüder nennen müsse. Unerhört!“

„Fragt die Gefängnisse von Lima!“ erwiederte Olaneta, „und Ihr werdet seh'n, wie Pezuela nichts versäumte, der Schlange den Kopf zu zertreten. Wenn Spanien freilich,“ fuhr er zu seinem nächsten Nachbar gewendet, fort, „wenn Spanien uns selbst Männer sendet, die es in der Nähe seines Throns für gefährlich halten, dann darf es auch nicht klagen, wenn ihm diese aufgegebene Perle der neuen Welt verloren gehen sollte, was die Heiligen verhüten mögen.“

„Wen meinen Sie?“ fragte Jener erstaunt.

„Ich mag diesem Laserna nicht trauen;“ entgegnete Olaneta, „den uns Spanien als Obergeneral seiner Truppen gesandt hat. Er mag ein tapferer Soldat seyn, aber Spanien selbst hielt ihn für einen

schlechten Unterthan. Er hat mit Palofox unter den Mauern von Saragossa gefochten; gut, diesen Ruhm will ich ihm nicht streitig machen; zu einer so bedeutenden Stellung gehört aber vor Allem eine felsenfeste Treue."

„Sprechen Sie von dem Obergeneral, Sennores?" fragte ein junger Officier, der einen Theil des Gesprächs vernommen, mit zornblitzenden Augen. „Wer wagt's, ihn zu verleumden, den Mann ohne Furcht und Tadel? Ein Ehrloser, der seinem reinen Namen einen Makel anzuheften wagt!"

„Sennor, keine Beleidigung!" fuhr Olaneta auf.

„Ich werde sie mit meinem Schwerte vertreten!"

Die Gegner maßen sich mit lodernden Blicken. In jeder Brust kochte der Grimm und Jeder war bereit, die Gluth seines Zorns in des Andern Gluth zu kühlen. Da sprengte ein Reiter heran auf stolzem Hengste, in reich geschmückter Uniform, die Brust mit Orden bedeckt; er grüßte freundlich die Versammlung, indem er die Hand an den Federhut legte. Sein scharfer Blick hatte bald die Lage der Dinge übersehen, und seine Stirne runzelte sich. Er rief jenen Offizier zu sich heran, der mit Olaneta in Wortwechsel gerathen war, und flüsterte ihm zu: „Antonio, keine Uebereilung. Vermeiden Sie alles Aufsehen und allen unnöthigen Zwist! — Sennores," wandte er sich leutse-

lig zu den Uebrigen, „bald wird es zu thun geben für uns. Sehen Sie dort hinaus über das Meer. Englands Flagge weht höhnend zu uns herüber. Wen könnten jene Schiffe uns bringen, als unsere heldenmüthigen Nachbaren, die Patrioten von Chile?"

Alle Blicke flogen hinaus über das Meer, auf dessen Höhe weiße Segel sich lustig blähten und Englands Fahnen im Winde flatterten. Und immer näher zogen die Schiffe in stolzer Ordnung daher und von den Forts donnerten die Kanonen, als feindliche Begrüßung der fremden Flotte.

„An Ihre Posten, meine Herren!" rief der Obergeneral Laserna, denn das war der geschmückte Reiter, mit gebietender Stimme und das Kaffeehaus war alsbald geräumt von den scherzenden Gästen. —

Die Nachricht von der Ankunft der feindlichen Flotte brachte eine ungeheure Bewegung unter den Einwohnern Lima's hervor, so verschieden in ihren Aeußerungen, als das Element verschieden war, dem sie entsprang. Der Vicekönig war ruhig und gefaßt; er hatte ja dies Ereigniß längst erwartet und alle Maßregeln getroffen, dem Feind energisch entgegenzutreten. Die Truppenmasse, die ihm von Spanien gesendet worden, war nicht unbedeutend und war sie nur treu, so durfte er hoffen, den Kampf zum Heile des Mutterlandes glorreich zu beenden. Die Festun-

gen des Landes waren stark genug, den heftigsten Angriffen zu trotzen und die Hauptstadt selbst schützte er mit seinem Leibe, mit dem Kern seiner Truppen. Jene, die die Macht der Spanier stürzen wollten, um ein Geschlecht aus ihrer Mitte auf den Thron zu heben, glaubten, die Zeit des Handelns sey nun angebrochen und warteten nur auf die ersten Vortheile der Chilesen, um wirkend, stürzend und umgestaltend aufzutreten. Wenn sie erst die Herren des Landes, meinten sie, so sey es leicht, die unberufenen Eindringlinge, die sie eben so sehr haßten, als die Spanier, über ihre Grenzen zurückzuschleudern. Eine wahre Freude empfanden die Patrioten, die den Morgen ihres Heils angebrochen wähnten. Voll freudiger Zuversicht zweifelten sie gar nicht mehr an dem Gelingen ihres Werks und kaum war es dem chilesischen General San Martin gelungen, trotz der feindlichen Kanonen, an's Land zu setzen, als sie schaarenweise zu seinen Fahnen strömten. Und aus den abgelegensten, schmutzigsten Gassen Lima's, aus den Hütten der Armuth und der bittersten Noth, kamen die bleichen Menschen hervor, denen das Elend sein Zeichen auf die Stirne gebrannt, jene Menschen, die nicht nur mit dem Schweiß ihres Angesichts das karge Brot netzen, das sie ernährt, die auch vom Mangel getrieben, sich den entehrendsten Beschäftigungen widmen, um ihre nackten Kleinen vor

Hunger zu schützen; jene verwegenen Gestalten, die ihr gräßliches Gewerbe mit dem Dunkel der Nacht bedecken; jene Bettler, die halb-nackt auf den Schwellen der Reichen ihre Wohnung suchen, die kein Eigenthum haben, wohin sie ihr Haupt legen können; denn so viel Pracht, so viel Ueppigkeit und Verschwendung die unermeßlich reiche Hauptstadt in sich faßte, so viel Elend und Noth bot sich als gräßliches Gegenbild dem Auge; Sklaven entsprangen ihrem Herren, weil sie gehört, daß der Tag der Freiheit gekommen, und bewaffneten ihre Hände. Und all' diese Menschen schaarten sich zusammen mit wildem Freudengeschrei und der zügellose Haufen wälzte sich durch die Straßen, nach Rache rufend und nach Freiheit, und nur eines anregenden Wortes hätte es bedurft, um den Strom verwüstend über die Paläste, die verhaßten Bevorzugten zu stürzen. Einer Lawine gleich wuchs der wirre Menschenknäul von Minute zu Minute und zog verderbendrohend nach dem Palast des Vicekönigs. Dort pochten die Verwegensten mit ihren Aexten an die geschlossenen Thore und brüllten mit Donnerstimme: „Heraus, Du grimmiger Wolf aus Deinem Neste, daß wir Dich hetzen, wie Du uns so lange gehetzt! Heraus, heraus! Wir wollen Gericht mit Dir halten und wollen den Stab über Dich brechen, damit Du erkennest, daß das Volk Gewalt hat über Leben und

Tod! Und Du sollst uns nicht schmähen hinfort und sollst uns nicht verhungern lassen, denn wir wollen nehmen von Eurem Ueberfluß und Ihr sollt nicht prassen mehr und schwelgen von dem Schweiße der Armen!" — Und der ganze Haufe brüllte sein Hurrah nach und rief: „Freiheit, Gleichheit, Tod den Fremden, den Tyrannen!" — Die Begeistertsten umarmten und küßten sich und riefen mit leuchtenden Augen: „Victoria! Hinfort wird Keiner mehr Noth leiden unter uns und die reichen, stolzen Sennores sollen unsrer Füße Schemel seyn und sollen hungern an unsrer Schwelle, wie sie uns hungern ließen!" — Die entlaufenen Sklaven zeigten die Narben ihres Leibes, schwangen die Waffen und riefen frohlockend: „Weißer Massa, hast uns geschlagen blutig, nun wollen wir Dich todtschlagen dafür, weißer Massa!" „Die Gefangenen, gebt die Gefangenen heraus!" rief plötzlich eine starke Stimme. „Bürger, sie wollten Eure Freiheit und darum ließ sie der Tyrann in Ketten schlagen! Stürmt die Gefängnisse, befreit die Patrioten!" — „Nach den Gefängnissen, nach den Gefängnissen!" antwortete jubelnd der Haufe und ein Theil setzte sich dahin in Bewegung, während die Uebrigen mit wüthendem Geschrei das Thor des vicekönigliches Palastes zu sprengen versuchten. Plötzlich öffnete sich dieses weit und die jauchzenden Empörer fuhren be-

troffen zurück, als sie in ein langes Spalier Soldaten sahen, die kaltblütig des Augenblicks harrten, wo ihnen befohlen wurde, Feuer auf den Rebellenhaufen zu geben. Durch das Spalier aber sprengte der Vicekönig auf feurigem Rosse, im Glanze seiner Uniform, den blanken Säbel in der Rechten, mitten in den Volksknäul, der rechts und links scheu vor dem verwegenen Reiter wich. So stand er da in der ganzen Hoheit seiner Würde, das blitzende Auge zürnend und stolz über die Wangen schweifen lassend. „Wer wagt's, mir zu drohen?" rief er mit starker, befehlender Stimme. „Wo sind die Elenden, die die Hand an mich zu legen wagen! Beim Donner Gottes! ich beflecke mein Schwert mit ihrem Blute! Was wollt Ihr, Vermessene? Dankt es meiner Gnade, daß ich Euch nicht züchtige für Eure Frechheit. Im Namen des Königs, geht nach Hause, oder ich lasse Euch mit glühenden Kugeln dahin hetzen!" — Die Drohung des gewaltigen Mannes übte noch so viel Kraft auf die entfesselte Volkswuth aus, daß die Massen murrend aus einander wichen, um so mehr, als starke Posten alle Zugänge des Palastes besetzten.

Zahlreiche Patrouillen durchzogen die Straßen der Stadt, um die tobenden Volkshaufen nöthigenfalls mit Gewalt zur Ruhe zu bringen und so den Aufstand zu ersticken. Unter einen jener Haufen war der uns

wohlbekannte Don Manuel Pedro Cistabella gerathen, dessen Hidalgostolz sich bei dem Gedanken empörte, daß der Pöbel nun das Ruder des Staats ergreifen könnte. Mit scharfem Worte gab er seinem Zorne Luft, nicht achtend der Drohungen seiner zügellosen Gegner; ja er stieg, damit seine Stimme um so weiter schalle, auf den Vorsprung eines Hauses und von seinen Lippen strömte eine Fluth bittern Spottes, verletzender Schmähungen. Dann machte er selbst seinen Adel geltend, der sich aus den Zeiten des Frankenkönigs Carl Martell herschreibe und forderte Achtung vor dem letzten Sprößling seines glorreichen Hauses, welcher er die Ehre habe, zu seyn. Er war während seiner Ermahnungen in so komischen Eifer gerathen, daß eine allgemeine Lustigkeit sich der Gemüther bemächtigte und allerlei Stachelreden sich zum Ohr des armen Hildalgo Bahn brachen. Ein riesiger Neger packte den wüthenden Edelmann endlich und setzte ihn auf seine breiten Schultern, von welcher Tribüne herab er unermüdlich in seinem Schelten fortfuhr, zum großen Jubel des für alle Eindrücke so empfänglichen Volks.

Eben kam eine Patrouille daher und forderte mit strengen Worten, aus einander zu gehen, widrigenfalls man Feuer auf die Widerspenstigen geben werde. Der Haufen schien sich widersetzen zu wollen und schon

waren die Soldaten bereit, ihre Drohungen zu vollziehen, als Padre Jose zwischen die Parteien trat, vermittelnd, beruhigend. „Was wollen Sie thun, Sennores Soldados?" sprach er zu den Soldaten. Wollen Sie Bürgerblut vergießen, dessen Verbrechen ist, daß es zu heiß in den Adern rollt? Ueberlassen Sie es mir, diese Leute zu beruhigen. Ein freundliches Wort wirkt stärker, denn ihr tödtliches Blei. Ich werde verantwortlich seyn für das, was ich thue. — „Und Ihr, meine Brüder," wandte er sich zum Volke, „folgt meinem Rathe; er kommt aus wohlmeinender Brust. Dürstet nicht nach unschuldigem Blut, entzündet die Fackel des Aufruhrs nicht in Eurer friedlichen Stadt. Euren Beschwerden wird abgeholfen werden, wenn Ihr bescheiden der hohen Regierung sie vorlegt. Geht nach Hause, meine Brüder! Glaubt mir, es wird eine bessere Zeit kommen." — Er reichte den Nächststehenden die Hand und flüsterte ihnen leise zu: „Die Saat ist noch nicht reif, denn die Zeit der Ernte ist noch nicht gekommen. Wenn sie's aber seyn wird, dann werd' ich selbst die Schnitter rufen und die Aehren werden fallen, die mit ihrem Reichthum Eure Speicher füllen sollen."

Die freundlichen Ermahnungen des Jesuiten, noch mehr aber die letzten Worte, die sich blitzschnell unter der Menge verbreiteten, bewogen die Männer, zu ge-

horchen und in ihre Wohnungen zurückzukehren. Andere Haufen wurden mit blutigen Streichen zur Ruhe verwiesen und so war bald, wenigstens für den Augenblick, der Aufstand gedämpft. Die entlaufenen Sklaven mußten zu ihren Herren zurückkehren, wo sie theuer genug den kurzen Freiheitsbaum büßten. Andern gelang es, aus der Stadt zu entkommen und sich den Truppen San Martin's anzuschließen.

Doch nicht allein die Hauptstadt war voll solch' gewaltiger Bewegung, bis in die fernsten Provinzen Peru's war der Jubelschrei der nahenden Freiheit gedrungen und hatte selbst einen Pfad in die Urwälder gefunden. In allen Städten des Landes regte sich der Geist des Aufruhrs und erhob mit gewaltiger Kraft den gebeugten Nacken; es bedurfte einer ungeheuern Energie, um den Funken niederzudrücken, der jeden Augenblick zur verzehrenden Gluth aufflammen konnte. Die farbigen Sklaven der Plantagen begannen Meutereien und befreiten sich hier und da blutig von den Fesseln der Knechtschaft. Es bildeten sich große Banden, die verwüstend und plündernd im Lande umherzogen und deren Ueberreste endlich sich mit den Truppen der Chilesen vereinten. —

Mit Leichtigkeit hatte sich Ramiro die Eigenthümlichkeiten der Indianer zu eigen gemacht, und lebte mit seinen Verwandten ein seliges Stillleben,

nur unterbrochen von den Freuden der Jagd. Des Häuptlings Tochter schien ihm in kindlicher Liebe gewogen und horchte gern den bunten Erzählungen des jungen Fremdlings, die ihr wie Märchen klangen; er aber achtete nicht der stummen Sprache ihrer großen unschuldigen Augen. Anacaya besaß die unbegrenzteste Liebe und Verehrung seines Volkes; der Abglanz jener heiligen Würde der Inkas, die über dieses große, reiche Land geherrscht, umschimmerte das Haupt ihres letzten Sprößlings, der oft in begeisterten Stunden die Wiederkunft jener herrlichen Heldenzeit der freien Väter versprochen. Wie ein fremder Vogel war die Nachricht von San Martins Landung in's Thal gekommen, man sang lustige Lieder von der neuen Freiheit und Ramiro jubelte laut bei dem hellen Gesang und bewog den Oheim, seine Krieger hinaus zu führen, zu Hülfe den Befreiern, zum Kampfe gegen die Unterdrücker. Es war eine herrliche Schaar hoher, edler Gestalten, die der Inka aus seinen Wäldern führte; auch Krieger andrer Stämme hatten sich seinem Zuge angeschlossen und gehorchten seinem Befehl. Er überfiel die Ansiedelungen der weißen Männer und durchbrach die Kette, die sie um den Urwald geschlungen. Blut und Zerstörung bezeichnete seine Bahn; so sehr hatte der Haß gegen die Unterdrücker, gegen die Peiniger seines Geschlechts das ursprünglich edle Herz

des Häuptlings entmenscht. Ramiro suchte zu mildern, zu retten, wo er konnte; er verabscheute die Grausamkeit seines Verwandten und konnte ihm doch nicht zürnen, darum, daß die Rache mächtiger war in seiner Brust, als das Erbarmen. — Fast bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen gelangte endlich die Schaar in San Martins Hauptquartier und wurde jubelnd empfangen. Ein farbiges Regiment vereinte alle jene Flüchtlinge, die unter den Fahnen des Befreiers sich nach und nach gesammelt. Verwandte fanden sich wieder, ehemalige Kampfgenossen, die nun in Umarmung und Freudenthränen das Fest des Wiedersehens feierten und sich nicht mehr zu trennen schwuren in Noth und Tod.

Ramiro wurde vom General freundlich und herzlich empfangen, wie ein alter Bekannter. Er reichte ihm die Hand, zog ihn neben sich auf den Divan und sprach: „Willkommen, mein junger Freund! Als ich dies Land betrat, da wunderte ich mich fürwahr, daß mein wackrer Freund mir nicht entgegenflog, wie er mir versprochen; bald aber hört' ich, daß sie den jungen Adler aus dem Horste getrieben, was mein Herz tief verwundete; um so mehr freut es mich, daß er wieder gekommen mit starken Schwingen, noch eben so muthbeseelt, als an dem Tage von Maypo, wo wir einen schönen Sieg erfochten. Auch Ihnen dank' ich ein Lorbeerblatt jenes ruhmwürdigen Tages; möge es mir vergönnt seyn, einen vollen

Kranz dafür in Ihre Locken zu drücken. Ich bin gekommen, Ihrem Vaterlande die Freiheit zu bringen, wie ich mir heilig gelobt; lassen Sie vereint uns kämpfen gegen die Unterdrücker, die das heiligste Menschenrecht schamlos mit Füßen treten. Die Zeit ist gekommen, wo kein Recht herrschen soll, als das Recht des Geistes, wo der Menschengeist sich aus den Fesseln löst, in die ihn Jahrhunderte lange Unterdrückung geschlagen; Europas Herrschaft hat geendet in der neuen Welt; gewaltsam hat sie begonnen, auf Unrecht gestützt und Grausamkeit und gewaltsam muß es enden. Die Welt hat jene Wahrheit erkannt, daß das Volk wohl einen Führer, aber keinen Herrn bedarf. An uns ist es, seinen Sinn zu läutern und zu reifen für das neu errungene Palladium, für die Freiheit, und wir wollen uns dies zum heiligsten Beruf machen. Jene stolze Stadt ist ein Kleinod dieses Landes, aber Schmutz und Gemeinheit hat seinen Glanz befleckt; Feuer und Stahl müssen es reinigen. Unreine Laster verpesten das Herz des Volkes; wir müssen tief in's Fleisch schneiden, um den gesunden Leib zu bewahren."

9.

„Sie hier, Padre Jose?" rief Ramiro überrascht dem Jesuiten entgegen, den er eines Tages in San Martins Lager sah'. „Hat der argwöhnische Don Pezuela

Sie vertrieben, wie er mich vertrieben oder kamen Sie aus freiem Entschluß? Ich heiße Sie auf jede Weise willkommen."

„Wie man's nimmt;" entgegnete Jose, dem Jüngling zum Gruß die Hand reichend. „Wer kann in unsern Tagen noch behaupten, daß all' sein Handeln freier Entschluß? Eine Nothwendigkeit treibt uns Alle, wenn wir's auch nicht gestehen möchten. Es gehen wunderliche Dinge vor. Wie Sie mich da sehen, bin ich ein großer Botschafter, der beauftragt ist, dem San Martin den Sieg zu verkünden. Ja, ja, glücklich der, der noch auf den Füßen steht, wo Alles verdreht ist und auf dem Kopfe tanzt. Das Volk darinnen geberdete sich gar ungeduldig nach der neuen kostbaren Freiheit, die ihm über das Meer kommen sollte, und konnte es nicht erwarten, bis das Vöglein aus dem Ei gekrochen; wollte gar das Ei zerschlagen in seiner Kampfestrunkenheit. Da kam der Vicekönig mit seinen Soldaten noch zu rechter Zeit dazu, klopfte die Vorlauten auf die Finger, schickte sie nach Haus und die entlaufenen Sklaven zu ihren Massa's zurück. Und dies Alles ließ das liebe Volk sich gefallen und meinte doch erst, es wolle keinen Stein auf dem andern lassen. Möchte wohl sehen, was aus uns würde, wenn nicht andere Hände das Spiel leiteten. Diese Hände nun haben einen gar kühnen Streich beschlossen, der die Spanier stürzen und den

Krieg vielleicht auf einen Schlag enden wird. War dem General ein gar angenehmer Friede."

„Was soll geschehen," fragte Ramiro aufmerksam.

„Dergleichen Staatsgeheimnisse taugen für nicht mehr, denn vier Ohren;" antwortete Jose. „Wollen eine Brautnacht feiern, wobei der große General aufspielen soll. Möchte manch' schönes Auge zum Weinen kommen; denn es wird eine gar heiße Brautnacht werden. — Nun wird Alles Wirklichkeit werden, was einst nur in unsern Hoffnungen lebte. — Der Ueberrest unsrer Schaar hat redlich gewirkt, als man Sie in die Wüste versprengt und unsere feurigsten Köpfe unter Schloß und Riegel genommen. Sind viele Thränen Ihretwillen geflossen, Sennor; Palmyra war nicht fröhlich mehr und rang die schönen Hände wund im Gebet um Ihre Wohlfahrt."

„Armes Kind!" seufzte Ramiro mitleidig und verließ, aufgeregt von dem Vernommenen, den Pater, der ihm listig lächelnd nachschaute. —

Ramiro ahnte, daß etwas Schreckliches geschehen werde und diese Ahnung ward durch vertraute Andeutungen des Generals zur Gewißheit. San Martin sollte mit seinen Truppen von Außen die Stadt angreifen, während im Innern der Aufruhr entloderte. Daß die Volkswuth sich zuerst auf den Vicekönig stürzen würde, konnte er voraussehn und sein Entschluß war alsbald

gefaßt; er konnte Josefinens theures Leben dem blinden Zufall nicht überlassen, sie mußte gerettet seyn, sei es, um welchen Preis es wolle. — Als die Nacht angebrochen, hüllte er sich tief in seinen Mantel, steckte Waffen zu sich und nahm seinen Weg nach der Stadt. Durch List gelang es ihm, die Wachen zu täuschen und unerkannt nach dem Palast des Vicekönigs zu kommen; nun überlegte er erst, wie er in dem weitläufigen Gebäude Josefinens Gemach finden sollte, gelänge es ihm auch, in das Innere des Palastes zu dringen, denn all' diese Schwierigkeiten hatt' er in seiner Aufregung zuvor nicht bedacht, oder sie dienten nur dazu, seinen Geist zu spornen; einen Zweifel über das Gelingen des Plans vermochten sie auch jetzt noch nicht zu erwecken. Ramiro fand endlich ein Pförtchen, das nur angelehnt in den weiten Hofraum führte; er trat ein; der schwere Schritt der Wachen unterbrach eintönig die tiefe Grabesstille. Kaum war er in den Hof getreten, als das Pförtchen sich hinter ihm schloß und er eine dunkle Gestalt vorbeischlüpfen sah; kühn faßte er sie am Arm und hielt sie zurück; vor Schrecken keines Wortes mächtig, sank sie ihm zu Füßen und hob bittend die Hände zu ihm auf; Ramiro schaute ihr in's Antlitz und erkannte das schwarze Mädchen, das ihm jenen zur Flucht mahnenden Brief gebracht. Auch das Mädchen hatte den Massa nun erkannt und sah ihm verwundert in's Angesicht.

„Führe mich zu Deiner Herrin;“ flüsterte er ihr zu, indem er ein Goldstück ihr in die Hand drückte; die Negerin besann sich einen Augenblick, dann ergriff sie seine Hand und zog ihn leise und behutsam mit sich fort; mehrere Thüren öffneten sich, über dunkle Treppen und Corridore führte der Weg; endlich blieb das Mädchen stehen, horchte an einer Thüre, klopfte leise und horchte wieder; leise Schritte wurden hörbar, die Negerin öffnete die Thür und schob den Massa in das Gemach, das ihn mit einem matten Schein umfing. Josefine stand vor ihm in einfacher Umhüllung, im Glanze ihrer Schönheit. Erschrocken starrte sie ihn an, wie eine Erscheinung aus der Geisterwelt und nach Minuten erst entrang sich ein Laut des Schreckens ihren Lippen. Im heißen Drange seines Gefühls hatte der Jüngling sich der hohen Frau zu Füßen geworfen und sah zu ihr auf, wie zu einer Heiligen. „Josefine!“ rief er, „ich bringe Dir mein Leben wieder, das Du gerettet. Habe Dank, Du Himmlische, Du Reine, daß Du des Armen nicht vergessen, dessen einziger Schatz Dein Herz, Deine Liebe war.“

„Ramiro,“ antwortete Josefine mild, indem sie den Knieenden emporzog; „lassen Sie ruhen, was die Vergangenheit mit ihrem Schleier gütig verhüllt. Ich gedenke der Zeit unsrer Jugend, wie eines schönen Traums; Träume können nicht ewig dauern, denn das Leben fordert streng sein Recht. Denken auch Sie also,

mein Freund. Das Schicksal erfüllt ja selten unsre liebsten Wünsche und wir müssen seiner Weisheit danken."

„Wußt' ich doch immer, daß Du zu groß, zu herrlich für den Armen warst, den Du Deiner Liebe würdigtest;" antwortete Ramiro. „Ich sah meinen Engel in Dir, den ich anbetete; Deine Klarheit erstrickte alle irdischen Wünsche. Sieh, und darum zürnt' ich auch dem Schicksal nicht, als es Dich mir entrissen, wußt' ich doch, daß Deine Seele, Dein süßes Auge mein eigen blieb, immer und ewig."

Josefine bedeckte die Augen, in süßen Erinnerungen an die Zeit ihrer Jugendliebe befangen; sie vermochte dem kühnen Jüngling nicht zu zürnen und doch heischte die Vernunft, daß sie den Verwegenen strafen müsse, der solch leichtsinniges Spiel mit ihrer Ehre, mit seinem Leben, setzte das Herz hinzu, zu treiben wagte. „Was führt Sie zu mir, Sennor?" sprach sie in strengem Ton. „Sie haben mich einst geliebt und doch können Sie mich der Schmach, dem Schimpf preis geben? Sie nennen mich Ihre Heilige, rein und untastbar, und doch bedenken Sie den Makel nicht, der meine Ehre trübt, wenn man Sie hier entdeckt. Die Welt richtet ja so gerne nach dem Schein," fügte sie sanfter hinzu, „und auch das Reine möchte sie gern hinabziehen in ihren Staub. Haben Sie das nicht bedacht, mein

Freund? auch nicht bedacht, daß der Tod Sie erwartet, wenn ein Späherauge Sie belauscht?"

„Was ist mir der Tod, kann ich Dein Leben retten!" rief Ramiro feurig. „Ein hoher Zweck führt mich hierher. Flieh' aus dieser Stadt der Sünden und des Wohllebens, ehe sie Dich mit Flammenarmen umschlingen! Fliehe noch in dieser Nacht, denn Morgen kann der Tag der Vernichtung kommen."

„Mein Platz ist bei meinem Gemahle!" sprach Josefine mit hoher Würde. „Ich weiß es, ich stehe an eines Abgrundes Rand, aber ich fürchte nicht seine Tiefe und will untergehen mit dem Manne, dem ich Treue geschworen."

„So bereden Sie auch ihn zur Flucht;" drängte Ramiro. „Ich kann nicht sehen, wie das wuthentbrannte Volk mit Deinem Blute seine Hand färbt, mit Hohn und Schimpf Dich bedeckt."

„Von dieser Seite also droht uns Gefahr?" fragte Josefine gefaßt dagegen. „Wohlan, wo der Mann nicht zittert, ziemt auch dem Weibe ein männlicher Muth. Tausend Dank für Ihre Warnung, mein treuer Freund. Geh'n Sie, vielleicht bricht der Tag sonniger heran, als wir hoffen."

„O könnt' ich Dich auf meinen Armen aus diesem Orte des Verderbens tragen!" rief Ramiro. „Ich

ehre Deinen Muth, er ist eines Helden würdig, warum aber folgst Du nicht dem Ruf der Liebe?"

„Und liebst Du mich denn noch?" sprach Josefine mit sanftem Vorwurf. „Sieh, ich war traurig, daß Du Deinen Stern, wie Du oft mich nanntest, so ganz vergessen konntest, daß Dich der Gedanke an ihn nicht einmal von einer unwürdigen Leidenschaft rettete. Wir wollen offen seyn, offen wie zwei Herzen, die sich einst in Liebe gehören sollten. Ist es wahr, daß Du Deine Stunden der berüchtigtsten Buhlerin Lima's, jener Palmyra schenkst?"

Ramiro stand, wie vom Donner gerührt; er war keines Wortes fähig und Röthe wechselte mit Bläße auf seinen Wangen. „Welchen Namen gabst Du ihr?" fragte er bebend.

„Den, mit dem ganz Lima sie brandmarkt!" antwortete Josefine. „Armer Freund, sie ist schlau und verstrickte Dich in ihren Schlingen."

„Ist es Wahrheit, was Du mir da sagst?" fuhr Ramiro fort. „Und doch muß es Wahrheit seyn, denn wie könnte ein Wort der Lüge Deine Lippen beflecken! Verflucht seyst Du, falsche Schlange, die mich betrog mit dem Blicke der Unschuld, die mir Liebe log, wo die Gemeinheit doch nur ihre Krallen ausstreckte! Was ist der Mensch, wenn das Laster sich in die Gestalt eines Engels hüllen kann! O ich Thor, ich unglücklicher

Thor, der ich bewundernd stand im Anschau'n eines reinen Gotteswerks, wo sich der Lüstling an erkauften Reizen weidete! Was ich kaum zu erflehen wagte, ihren Kuß, das verschwendete sie an die Gemeinheit. Dies Wesen, das mich mit dem Arm der Liebe umfangen sollte, an dessen Brust ich vergessen wollte die Sorgen des Lebens, das mir Deiner würdig schien, es ist ein Sinnenbild, vom Schmutze des Lasters besudelt! Fluch auch Dir, Du falscher Pfaffe, der mich in die Bande dieses Zaubers geführt, der sein Spiel trieb mit meinem Herzen!" Er verhüllte, fast weinend, das Gesicht in der ungeheuren Aufregung. Josefine betrachtete ihn mit schmerzlicher Theilnahme. „Armer, lieber Freund!" sprach sie mild, die weiche Hand auf seine Schulter legend. Er sah auf in ihre himmlisch klaren Augen; die sanften Sterne gossen Frieden in seine Seele. „Wie konnt' ich auch meiner Heiligen untreu werden," sprach er, „als falsche Lockung mein Herz bestrickte. Nur Dein Glanz sey es hinfort, der meine Seele erwärmt und erleuchtet!"

„Nein, nein!" entgegnete Josefine. „Weihe dem warmen Leben Dein Herz, mir aber laß ein Plätzchen in Deiner Erinnerung; möge mein Geist warnend Dich umschweben, wo Falschheit und Hinterlist Dich zu berücken sucht! Du sprachst, ein Priester habe Dich betrogen? Padre Jose meinte es böse mit Dir und uns.

Er wollte den Mord schüren, darum ließ ihn der Vicekönig in den Kerker werfen. Und nun noch Eins: Ist es Dein heiliger Glaube, daß die Bahn, die Du betreten, zu einem Ziele führt?"

„Mein heiliger Glaube!" antwortete Ramiro mit Zuversicht.

„So ist es gut und ich darf Dir nicht zürnen. Scheiden wir, Ramiro. Möge Dich der Himmel beschützen, wie er mir gnädig sey!" Sie reichte ihm die Hand, die er mit seinen Küssen bedeckte, und drängte ihn dann sanft zur Thür hinaus. Von der Negerin geleitet, erreichte er glücklich das Freie und kam eben so ungefährdet aus der Stadt. Die kühle Nachtluft wirkte besänftigend auf sein entflammtes Gemüth. —

Palmyra hatte mit Schmerzen die Flucht des Geliebten vernommen und in ihrer Traurigkeit war die Einsamkeit ihre liebste Gespielin. Alle jene lärmenden, üppigen Orgien, mit denen sie sich wohl sonst unterhielt, waren verstummt; sie war fast verschollen in Lima, weil keiner ihrer frühern Anbeter mehr Zutritt über ihre Schwelle fand; nun verspottete man die schöne Büßerin und hatte sie bald unter neuen Orgien vergessen. Wie entzückt aber war sie, als der langentbehrte Freund einst wieder ihr Gemach betrat und mit liebender Umarmung sie begrüßte! Nun war sie ganz wieder

das fröhliche Mädchen, das Haupt den Geliebten mit Blumen der Liebe umkränzend. —

Die untergehende Sonne spiegelte sich in der Bucht, die Palmyra's reizende Besitzung mit ihrer Fluth küßte. Wie der Himmel selbst in Purpur getaucht schien, so glichen die kräuselnden Wellen reicherblühten Rosen und das üppige Gesträuch, die blühenden Bäume am Ufer legten sich wie ein Kranz um die schimmernde Fläche. Ein Nachen durchschnitt die klare Fluth, geschmückt wie der Thron einer Liebeskönigin. Seidne Polster bedeckten den Grund des Schiffleins, bestreut mit duftenden Blumenblättern und darüber wölbte sich ein Baldachin von den köstlichsten Rosen. Palmyra, in reizendem, fast durchsichtigem Gewand, das schöne Lockenhaupt mit einer Blumenkrone und ihre Finger glitten über die Saiten einer Mandoline, während ihre Augen schwärmerisch auf dem Mann ihrer Liebe ruhten, der wortkarg vor ihr stand und das Ruder führte; ihr ganzes Wesen war aufgelöst in unendlicher Gluth der Sinnenlust und die süße Leidenschaft durchzitterte ihre schönen Glieder; so war sie eine verkörperte Poesie des Fleisches. Ramiro's Auge ruhte kalt, ja oft feindlich auf den reizenden Formen, also daß Palmyra oft die ihrigen senken mußte und eine Bangniß durch ihre Adern rollte, wie ein tödtliches Gift. „Wie bist Du heut seltsam und karg, mein Geliebter!" sprach sie mit leiser zitternder Stimme;

„bist ja ein Krösus an Liebe und verschließest den Schatz Deines Reichthums. Hast kaum noch ein freundliches Wort mir gesagt und Deine Lippen bleiben kalt bei meinem Kuß. Hat Dir Palmyra ein Leid gethan? O klag' es der Geliebten, ich büße es für sie, das thörichte Mädchen."

„Sie hat mein Herz verwundet;" antwortete Ramiro.

„Was sie verwundet, wird sie auch wieder heilen," sprach Palmyra. „Palmyra ist nicht böse und sie möchte nächst Deiner Liebe auf der Welt nichts mehr, denn Dein Glück. Als Du fern warst, da blutete auch ihr Herz, aber nun Du wieder bei ihr bist, da hat sich die Wunde geschlossen und es kennt nur die Freude."

„Kann auch die Schuld die Sprache der Liebe leihen?" sprach der Jüngling finster zu sich selbst. „Und doch ist sie falsch, eine Schlange in Engelsgestalt!"

„Was murmelst Du da, Du finstrer, liebekarger Mann?" sprach das Mädchen in scherzhaftem Zorn. „Deine Stirne hat Falten, Dein Auge glüht seltsam, laß mich die Falten Dir wegstreichen, laß Deine Augen mich küssen und sie werden mild strahlen, wie zuvor."

„Ich dachte daran, wenn ich in Paris wäre und alle Göttinen rings um Dich her und ich sollte den Preis der Schönheit zuerkennen, so würd' ich Dir die goldne Frucht reichen;" sagte Diego, riß von einem überhän-

genden Zweig eine Pomeranze ab, vertauschte sie schnell mit einer andern, die er heimlich aus seinem Gewande nahm und reichte diese dem Mädchen. Palmyra jubelte wie ein Kind, nannte Ramiro mit den süßesten Namen und aß die süße Frucht. Mit kaltem Blick schaute er ihr zu und als sie den letzten Rest verzehrt hatte, da durchzuckte es ihn wie ein Blitz und er fuhr mit der Hand sich über die Stirne, wie um die letzten Wolken des Zweifels zu zerstreuen.

„Ich fürchte mich vor Dir!" sprach Palmyra zitternd. „Was hab' ich Dir gethan, daß Du mich also marterst? O sprich ein einzig Wort der Liebe, damit ich sehe, Du willst kein grausam Spiel mit meinem Herzen treiben!"

„Du liebst mich," entgegnete Ramiro düster, „und doch hast Du ein Spiel, ein verruchtes Spiel mit meinem heiligsten Gefühl getrieben. Schönes Götzenbild, vor dem ich mein ganzes Selbst opferte, ich habe Dich erkannt in Deiner schnöden Blöße und die Glorie ist von Deinem Scheitel gewichen. Leugne nicht, Palmyra, all' Deine Wege sind mir bekannt; Du hast meine Liebe entweiht, meinen Namen gebrandmarkt!"

„Heilige Jungfrau!" schrie das Mädchen entsetzt und barg das Haupt in die seidnen Kissen. Ramiro fuhr mit entsetzlicher Stimme fort: „Ich hasse Dich, Palmyra, ich hasse Dich wie den Vampyr, der meines Her-

zens bestes Blut entsaugt. Meines Namens Ehre muß gereinigt seyn von der Schmach, mit der Du sie befleckt; darum fällst Du, ein Opfer meiner Rache; ehe der Mond aufgeht dort über den Bergen, bist Du nicht mehr. Wie Du den Betrug in ein glänzendes Gewand gehüllt, so hüllt' ich das Gift in jene goldene Frucht."

Da sprang das Mädchen in unendlicher Verzweiflung empor, warf sich auf die Kniee und rang die Hände zu ihm auf. „Erbarmen, Erbarmen!" rief sie. „Schone mein Leben, mein junges Leben! Ich will weinen, bis mir die Augen erblinden, aber stoße mich nicht in die kalte Nacht des Todes! Alles freut sich des Lebens auf Gottes schöner Welt und ich soll sterben, wo mir das Leben erst süß geworden! Gott nahm jede Sünde von mir, als ich zu ihm flehte im brünstigen Gebet und eine Reine stand ich vor Deinen Augen; Deine Liebe war es, die mich rein gemacht und ich glaubte an die Gnade Gottes. Grausamer, und für meine Liebe giebst Du mir den Tod!" Palmyra war bleich geworden wie ein Marmorbild; die Angst des Todes zuckte durch ihre Glieder; die Blumenkrone war zerrissen, die dunklen Locken flogen wild um ihre Schultern; die rothen Rosen beschatteten das Bild des Todes.

„Zu spät, zu spät," murmelte Ramiro und betrachtete mit geheimem Grauen die fürchterliche Scene.

„Ich vergebe Dir jeden Schmerz, den Du mir bereitet, denn der Tod entsühnt Dein Verbrechen. Ruhe sanft in der kühlen Fluth! Dein Bild wird, geläutert von irdischer Schuld, mir in der Erinnerung leben.“

Palmyra war ruhiger geworden; der Schmerz hatte ihr Züge vergeistigt; ihr Auge ruhte innig, im letzten Glanze seiner Herrlichkeit, auf dem Jüngling, der das Wort der Vergebung aussprach. „Hab' Dank, hab' Dank!“ flüsterte sie und streckte noch einmal die Arme nach ihm aus; da durchzuckte der letzte Todeskrampf den schönen Körper, das Haupt sank zurück, die Augen schlossen sich auf ewig, der schneidende Athem entfloh der Lippe. Ramiro schaute die Leiche an und eine helle Thräne glänzte in seinen Wimpern. Der Nachen schwamm dem Ufer nahe; mit einem raschen Schwung hatte Ramiro das Ufer erreicht, während er mit gewaltigem Fußtritt das Fahrzeug hinter sich zurückstieß in die Fluth, die, von der plötzlichen Bewegung empört, es mit nassen Armen umschlang und hinunterzog in die Tiefe. Wie ein Seufzer klang es an Ramiro's Ohr und eben trat der Mond in seiner Klarheit an den Horizont und warf seinen Silberschein auf die Bucht, wie ein Leichentuch auf das Grab des schönen Mädchens. —

10.

Der beabsichtigte Angriff auf die Hauptstadt war gescheitert. Padre Jose war verhaftet worden und so fehlte der Geist, der den Aufruhr leitete. Indeß wuchs San Martin's Heer von Tage zu Tage durch die hinzuströmenden Unzufriedenen, welche auf ihren Streifzügen das Land rings umher verwüsteten. San Martin's Feldlager bot gewiß das bunteste Bild kriegerischen Lebens dar; aus allen Farben und ihren Schattirungen waren die Truppen zusammengesetzt, meist ohne Uniform, halb bekleidet, mit den verschiedensten Waffen. Eine maßlose Begeisterung beseelte die wilden, unordentlichen Haufen und schwelgend und jubelnd verbrachten sie die Tage der Ruhe. Die Neger führten ihre bachantischen Tänze auf, die wilden Indianer sangen die Lieder ihrer Heimath, begleitet vom Klirren der Waffen, die Mischlinge zechten und scherzten mit den Dirnen und die Weißen, meist hohe und stattliche Männer mit dunklem Bart und Haar und blitzendem Auge, lagerten in ruhiger Beschaulichkeit auf dem Boden und wußten den oft zerrissenen Mantel in so unnachahmlich malerischen Falten um die kräftigen Glieder zu werfen, daß das Auge mit Wohlgefallen auf den männlichen schönen Gestalten ruhte. —

Pezuela hatte einen Waffenstillstand geschlossen, während dessen er noch Hülfstruppen aus Spanien erwartete; San Martin jedoch kündigte ihn bald wieder auf und begann die Feindseligkeiten von Neuem; eine Meuterei lieferte die Festung Guayaquil in die Hände der Chilesen. Innere Unruhen in Chile jedoch, durch den Spanier Benavides erregt, verhinderten San Martin, entscheidende Schritte zu unternehmen; vielmehr knüpfte er wieder Unterhandlungen mit dem Vicekönig an, um wenigstens einen Waffenstillstand zu erreichen. —

Gedankenvoll lehnte eines Tages Don Pezuela an einem Fenster seines reich geschmückten Gemachs und schaute auf den großen sonnigen Platz hinaus, der von Pinien umschattet und von hohen stattlichen Häusern umkränzt, sich vor seinem Palaste ausbreitete. Soldaten seiner Truppen übten sich dort in den Waffen und gaffend hatten sich hohe, bärtige, halbzerlumpte Gestalten rings gelagert, während andere reiche Sennores von ihren Rossen stolz auf dies bunte Schauspiel herabsahen und die zierlichen Maricones am Arme ihrer Schönen dahinschwebten. „O wer der Allmächtige seyn könnte, all' diese Herzen nach seinem Willen zu lenken!" sprach der Vicekönig zu sich selbst. „Beseelt ein Geist all' diese Männer, so wird Spanien mit all' seiner Macht den Verlust dieses reichen Landes nicht hindern. Wohl uns, daß diese Nacken zu starr sind, sich Einem Willen

zu beugen; wohl uns, daß sie noch die Geißel fürchten, die wir über ihrem Haupte schwingen! — Doch was ist das?" rief er überrascht, als fast sämmtliche Truppen dee Besatzung mit klingendem Spiel und lautem Jubel, mit grünen Reisern die Hüte geziert, daher zogen, an ihrer Spitze der Obergeneral Laserna, stolz wie ein König, von fast sämmtlichen Officieren umgeben. Eine unendliche Volksmasse drängte sich um die geschmückten Schaaren, neugierig, in den Jubel der Soldaten einstimmend. Zitternd vor Unmuth und Erwartung umgürtete sich Pezuela mit dem Degen und wollte eben sich nach der Ursache des ungewohnten Ereignisses erkundigen, als Josefine hereintrat, blaß, voll trüber Ahnung. „Was wollen diese Menschen?" sprach sie. „Sie umringen Dein Haus, wie die Wohnungen eines Feindes. Ich fürchte ihre tolle Fröhlichkeit."

Einzelne Schüsse fielen, die den Zorn des Vicekönigs vermehrten. „Wir werden ja sehen;" erwiederte er finster, mit strengem Blick die Officiere empfangend, die eben mit höflichem Gruß eintraten. „Sennor," sprach einer derselben, „im Namen des Vicekönigs, Ihren Degen!" — Pezuela fuhr, auf's Höchste überrascht, zurück. „Täuscht denn die Hölle mich mit ihrem Trug?" rief er zornig. „Wer ist noch Herr in Peru außer mir? Wagt es, Verwegene, mir diese

Waffe zu entreißen! Der König gab sie mir, seine Feinde zu schlagen und Verräther zu züchtigen!" — Er hatte den Degen gezogen und stand kampfbereit den Gegnern gegenüber. Josefine warf sich mit einem Schrei in seine Arme; durch sanfte Bitten suchte sie den Zorn des Gereizten zu beschwichtigen.

„Keinen unnützen Widerstand, Don Pezuela!" sagte der Officier kalt. „Es sollte mich schmerzen, müßt' ich Gewalt einschreiten lassen, wo wir den Frieden walten lassen können. Ihre Macht ist zu Ende in Peru; Ihre treusten Truppen beugten sich der Uebermacht; in diesen Mauern ist kein Schwert, das sich für Sie entblößte. Ein Anderer hat Ihren Platz eingenommen nach dem Willen des Heeres. Ihren Degen darum, Sennor. Sehen Sie diese Krieger; sie sind bereit, jede meiner Anordnungen zu vollstrecken." Der Officier öffnete die Thüre; der Corridor war von Soldaten gefüllt, durch deren Mitte jetzt Laserna schritt. — „Fügen Sie sich als ein ächter Philosoph der Nothwendigkeit;" sprach er freundlich zu Pezuela. „Die Dinge haben sich über Nacht geändert; das ist der Lauf der Welt; meine geliebten Waffenbrüder haben mich zum Statthalter von Peru ernannt und ich danke ihnen für ihr Vertrauen. Vox populi vox dei! Erkennen auch Sie diese Wahrheit an. Ich werde dem König von Spanien diese Aenderung der Dinge

melden. Dasselbe Schiff wird Sie in Ihr Vaterland zurückführen; bis dahin verweilen Sie noch in diesen Mauern. Die Wache, die ich zu Ihrer Verfügung stelle, betrachten Sie als eine Ehrenwache."

„Thun Sie, was Ihnen beliebt und was Sie zu verantworten gedenken;" sprach Pezuela kalt, dem Officier seinen Degen reichend, und zog sich in seine Gemächer zurück, Laserna kaum eines Blickes würdigend. Josefine waltete um den gebeugten Mann mit der liebevollen Milde eines Engels und verbreitete in seiner Seele den Frieden der Entsagung. —

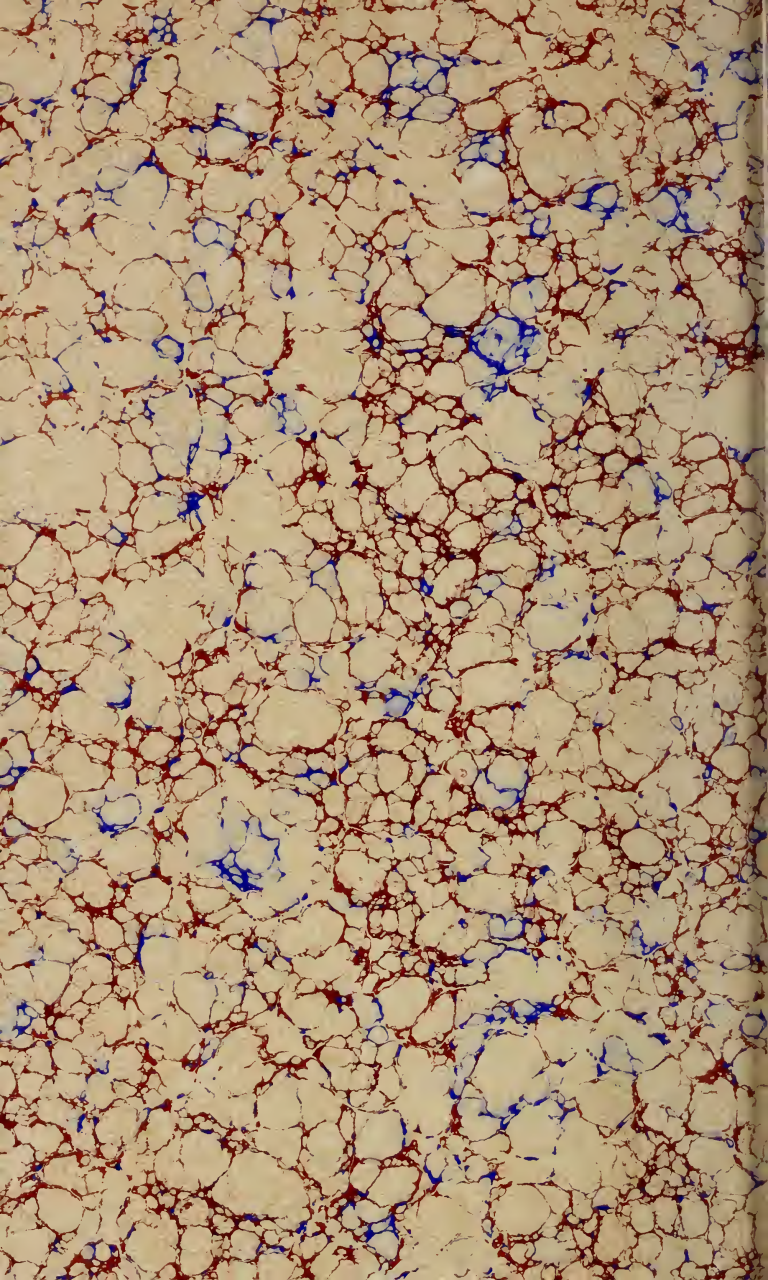
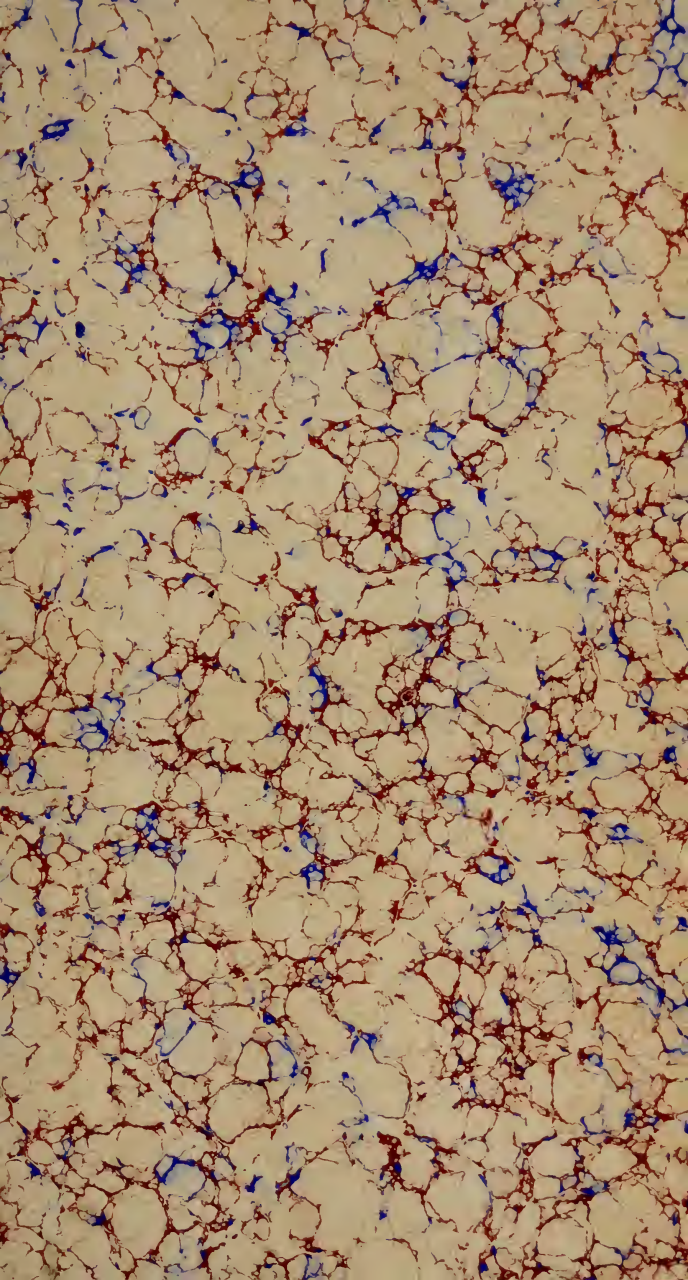
Die so rasch erfolgte Umwälzung war von gewichtigen Folgen. Jene Männer, die ein eigenes peruanisches Königreich wollten, sahen die Herrschaft des Mutterlandes mehr und mehr befestigt und erkannten das Heil nur noch bei dem chileseischen General San Martin, der ihren Zwecken dienen sollte, um dann gedemüthigt den Schauplatz zu verlassen. — Alle Festungen ergaben sich schnell dem neuen Vicekönig und bald segelte ein Schiff nach Spanien, welches Pezuela und Josefine an seinem Bord trug, zugleich mit der Rechtfertigung über die getroffene Maßregel. Vergebens harrte jedoch Laserna auf eine Antwort des spanischen Kabinets. Spanien schien das ungehorsame Tochterland seinem Schicksal überlassen zu wollen.

Unter den königlichen Truppen herrschte bald wieder die größte Uneinigkeit, besonders zwischen den Feldherrn Valdez, Canterac und Olaneta. Laserna erkannte bald den Wechsel alles irdischen Glücks; die Uneinigkeit seiner Generale brach seine beste Kraft und San Martin errang immer mehr Vortheile; auch die starke Festung Callao hatte sich ergeben und der General legte eine Negerbesatzung hinein. Dadurch beherrschte er das Meer fast gänzlich, so daß Lord Cochrane mit seinen Seetrupen um so ungehinderter wirken konnte. Als San Martin gegen Lima vorrückte, knüpfte Laserna daher Verhandlungen mit ihm an, verließ die Stadt und zog sich nach Ober-Peru zurück.

Am zwölften Juli 1821 hielt San Martin an Cochrane's Seite, der ihn auf seinen Schiffen nach Peru geführt, einen feierlichen Einzug in Lima und wurde mit einem unermeßlichen Jubel empfangen. Das Volk drängte sich um den tapfern General und seine Soldaten, streute grüne Reiser auf seinen Pfad und nannte ihn Retter und Befreier. Er ward fast wie ein Gott verehrt; wo er erschien, da jauchzte es ihm entgegen aus tausend Kehlen und die Soldaten fühlten sich umschlungen von den Armen freudetrunkener Brüder oder liebeglühender Dirnen. Das bunteste Leben, fern von jener spanischen Steifheit, unbezwungen in seiner Natürlichkeit und Schrankenlosigkeit, entfaltete sich auf

allen Straßen und Plätzen. Diese kräftigen, sonnegebräunten Sennores Soldados in ihrer oft dürftigen und schadhaften Bekleidung lagerten sich in Gruppen unter den Schatten der Häuser und Colonaden, den geliebten Cigarro rauchend und fröhlich zechend, oder träumerisch die gluthvollen Augen in den blauen Himmel tauchend, der in tiefer Klarheit sich über den Schauplatz wölbte. — San Martin hob alsbald die spanische Verfassung auf und setzte vorläufig eine Pacificationsjunta ein; demnächst erklärte er die Freiheit der Sklaven und Gleichheit der Rechte aller Bürger Peru's; die Indianer wurden von ihren Abgaben befreit und sollten hinfort Peruaner genannt werden. Die politischen Gefangenen wurden ihrer Haft entlassen. Die Unabhängigkeitserklärungen vom fünfzehnten Juli wurde von dem Erzbischof, dem Adel und den angesehensten Bürgern von Lima unterzeichnet. So brach ein froher hoffnungsvoller Morgen der Republik heran, so daß Padre Jose nebst allen Gegnern des fortschreitenden Jahrhunderts geblendet sich wegwenden mußte von dem emporflammenden Tag. —

Bald aber umzogen trübe Wolken wieder den Horizont. Es konnte nicht fehlen, daß bei einem so durchgreifenden Umschwung der Dinge Mißhelligkeiten und Excesse vorkommen mußten; der siegberauschte Pöbel, die von der Peitsche befreiten Sklaven

rächten sich in trunkenem Uebermuthe an den ehemaligen Peinigern und trotz der schärfsten Manneszucht vermochte San Martin nicht, all' dergleichen Ausbrüche der Volksrache zu zügeln. So entstand schon hier und da Unzufriedenheit; die Reichen, denen durch die Befreiung der Sklaven ein so bedeutender Vortheil entgangen, begannen, sich nach der alten Ordnung der Dinge zurückzusehnen und an Böswilligen fehlte es nicht, die verborgene Gluth zu schüren. — Indeß nahm San Martin am achten August den Titel eines Protectors von Peru an, wodurch er die oberste Civil- und Militärgewalt in seiner Person vereinigte; allein als sich auf den Wunsch der Peruaner am 20. September 1822 ein Congreß versammelte, legte er, von Bolivar bewogen, seine Würde nieder, wies den ihm angetragenen Oberbefehl der Truppen zurück und schiffte sich nach Chile ein. Der Congreß von Peru ernannte darauf eine Regierungsjunta von drei Personen, die aber, so wie die meisten Mitglieder des Congresses, zu wenige Kenntnisse für die Leitung des Ganzen besaßen. Die Folgen davon waren Uneinigkeit unter den Patrioten und Niederlagen gegen die wieder mächtig gewordenen Spanier. General Canterac besetzte Lima mit königlichen Truppen und ein Aufstand der Negerbesatzung von Callao brachte die wichtige Festung wieder in die Hände der Spanier.

So begann der so schön begonnene Morgen sich mehr und mehr zu verfinstern und mit Blut zu umsäumen, bis Bolivar, der Befreier von Columbia, zum Dictator von Peru ernannt, auf dem Schauplatz erschien, die königlichen Generale Canterac und Olaneta besiegte und den Rest der Spanier unter dem Vicekönig Laserna endlich die Ayacucho so vollständig auf's Haupt schlug, daß die Unabhängigkeit Peru's auf immer gesichert war. — Die Schlacht von Ayacucho war die Sonne, die glanzvoll und herrlich jene blutigen Nebel brach. Unter den Patrioten, die an diesem ruhmvollen Tag gefallen, befand sich auch Ramiro, der die Schuld jenes Mordes durch einen schönen Tod gesühnt. —